

# Damen-bibliothek









STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES









# Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wissens.

Einheimischen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des schönen Geschlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der ersten Reihe siebentes Bändchen.

Heidelberg, 1827.
In der Akademischen Kunst- und Verlagshandlnug
von J. Engelmann.

# Ju-Kiao-Li,
oder
# die beyden Muhmen.
Ein Chinesischer Roman.

(Beschluß.)

## Siebzehntes Kapitel.

Die Verfolgungen eines mächtigen Mannes nöthigen einen Beamten, seine Stelle zu verlassen.

Wie sind verhaßt der Bösen Leidenschaften!
Unselig und verderblich ist sogar
Ihr Dienst: Der, so Besuch im Haus erhält,
Vertraut dem Hund die Wache seines Thors;
Wohl hütet sich der Ränkeschmied, daß er
Nicht die Insekten scheucht, die ihn umschwärmen.
Sogar die Stirn' am Bild des Mächtigsten
Der Götter ist nicht sicher vor Befleckung,
Und zwischen die erhab'nen Augenbraunen
Setzt, die Geberd' entstellend, sich das Eis.
Wetteifernd treiben ihre schändlichen
Verfolgungen die Schelme; doch vielleicht
Sind sie am Ende selbst nicht einig mehr.

So verbrachte Pe seine Zeit an dem Gestade des östlichen See's, immer beschäftigt mit der Wahl seiner Eidame, und mit Gängen, auf denen er sie finden wollte und die nur überflüssig waren. Diejenigen, welche er für Leute von Talent und Annehmlichkeit gehalten, waren prahle-

rische und lügenhafte Schüler. Keiner schien ihm seiner Aufmerksamkeit werth. Nach einem mehr als monatlichen Aufenthalt ging er, der fruchtlosen Nachforschung äusserst müde, bey Tsiantang über den Fluß, und begab sich nach Chanyin,*) um die Grotte des berühmten Kaisers Ju zu besuchen.

Unterdessen schickte Sse Yeoupe, seitdem er eine Stelle bekleidete, täglich Jemand ab, um sich nach Pe zu erkundigen; aber niemals konnte er eine Spur von ihm entdecken. Er war zu Hause in die äusserste Unruhe und Traurigkeit versenkt. Eines Tags nöthigte ihn ein etwas wichtiges Geschäft, Seine Herrlichkeit den Statthalter Yang zu besuchen. Letzterer schloß, nachdem er die Papiere, welche ihm jener gebracht, abgefertigt, seine Pforte,

*) Chanyin ist eine kleine Stadt in Tschekiang, und zwar in einer der malerischsten Gegenden dieser Provinz, welche für das Paradies von China gehalten wird. Diese Stadt ist nicht auf der Karte von D'Anville bezeichnet; auch bemerke ich hiebey, daß sie nicht so genau und ausführlich ist, daß man allen hier angezeigten Wanderungen darauf folgen könnte. Ich hatte einige Lust, dem Mangel durch Verfertigung einer Specialkarte für die Geographie der beyden Muhmen abzuhelfen; allein obschon ich das Ansehn derjenigen Herausgeber für mich hatte, welche Karten für die Reisen des Gil Blas und des Don Quixote, und einen Atlas für den Sanct Ronans-Brunnen und die Verlobte von Lammermoor entwarfen, so fürchtete ich doch, es wäre zu große Anmaßung, wenn ich diese trefflichen Vorbilder nachahmen wollte. Darum wollte ich mit Nachahmung derselben warten, bis dieser neue Bund der Geographen mit den Romandichtern durch häufigere Acte bestätigt und es etwas minder lächerlich sey, so viele Wissenschaft bey so eiteln Anlässen zur Schau zu stellen.

und behielt ihn zum Thee. „Sie sind außerordentlich jung, weiser Staatsbeamter,“ sagte er zu ihm. — „Entschuldigen Sie!“ *) antwortete Sse Yeoupe; „ich bin Ein und zwanzig Jahre alt.“ — „Als ich noch bey Hofe war,“ fuhr der Statthalter fort, „befand ich mich Abends und Morgens in Gesellschaft Ihres edlen Herrn Vaters, der einer meiner vertrautesten Freunde ist. Jedoch hatte ich niemals das Glück, Sie dort anzutreffen.“ — „Mein Vater und ich,“ erwiederte Sse Yeoupe, „sind vermöge der Geburt nur Oheim und Neffe. Erst im letzten Jahre hat er mich an Sohnesstatt angenommen. Darum hatte ich nicht die Ehre, Eure Excellenz während Ihres Aufenthalts am Hofe zu sehen.“ — „Ah, ich verstehe!“ sagte der Statthalter. „Wirklich fällt mir ein, daß er keinen Sohn hatte. Aber Ihrem Dialekte nach scheinen Sie nicht aus Honan zu seyn. In welcher Provinz wurden Sie zuerst eingeschrieben?“ — „Ich bin aus Kinling,“ war die Antwort. — „Seitdem Sie Ihr Amt antraten,“ sagte der Statthalter, „sehe ich, daß Sie noch unverheirathet sind. Wie kommt das?“ — „Der Zufall und einige besondere Umstände,“ erwiederte jener, „trieben mich an verschiedenen Orten herum. Dies ist die Ursache jener Verzögerung.“ — „Aber jetzt,“ war die Antwort, „dürfen Sie nicht länger säumen. Gestern (fügte Yang hinzu) vernahm ich, daß der edle Herr Tchin zum Statthalter des Erbprinzen ernannt ward. Ich wünschte ihn mit einem Gedicht zu bekomplimentiren. Kommen Sie doch morgen

*) Wörtlich: ich darf es nicht wagen, welches im Chinesischen nicht so wunderlich klingt, als bey uns der Fall seyn würde.

wieder und leihen Sie mir Ihren Beystand!" — „Ich habe nur ein sehr mittelmäßiges Talent," erwiederte Sse Yeoupe. „Doch muß ich alle Mühe anwenden, Ihre Befehle zu vollziehen." — Darauf nahm er noch zwey Tassen Thee an, und empfahl sich.

Der Statthalter Yang war, wie man schon denken mochte, kein anderer als Yang Thingtchao. Er hatte eine Tochter, die sich gerade in dem Alter befand, wo die jungen Frauenzimmer anfangen, ihre Haare mit einer Spange zu befestigen.*) Da er in Sse Yeoupe einen Mann sah, der schon in der Blüthe seiner Jahre zum Doctorat gelangt war, und der eine schöne Figur und ein angenehmes Wesen besaß, hatte er sich entschlossen, ihn bey'm Thee zu behalten und sich einen Augenblick mit ihm in's Gespräch einzulassen. Mit ausnehmender Freude erfuhr er, daß der junge Mann noch nicht verheirathet war.

Als ihm den folgenden Tag der Departements-Präfekt einen Besuch abstattete, ließ er sogleich diesen Staatsbeamten in einen der inneren Säle treten, und theilte ihm hier seinen Vorsatz mit, Sse Yeoupe zum Schwiegersohn zu machen. Darauf bat er den Präfekt, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Dieser wagte nicht, einen solchen Auftrag zu verweigern. Als er in seine Wohnung zurückkam, ließ er Sse Yeoupe sogleich zum Besuch einladen. „Ich wünsche Ihnen Glück, mein tugendhafter Freund!" rief er ihm beym Empfang entgegen. — „Weshalb?" fragte Sse Yeoupe. — „Ich machte heute," war die Antwort, „dem Statthalter einen Besuch. Seine

*) In ihrem fünfzehnten Jahre.

Herrlichkeit behielt mich zum Thee. Er sagte mir, daß er eine Tochter habe, die eben so tugendhaft als schön sey, und daß er, eingenommen von dem Erfolg, den Sie in noch so frühen Jahren erhalten, und auf die Nachricht, daß Sie noch unverheirathet wären, mir die Sorge anvertraue, einen Familienbund zwischen Ihnen und ihm zu vermitteln. Er wünscht, daß ein unauflösliches und beglückendes Band Sie an ihn feßle. Dies ist gewiß eine außerordentlich günstige Sache. Worüber sollte man sich freuen, wenn man gegen so etwas gleichgültig wäre? Deshalb also habe ich meinen Glückwunsch an Sie gerichtet." — „Ich bin für das Wohlwollen Seiner Herrlichkeit, so wie für Ihre Güte, Herr Präfekt, von ganzem Herzen dankbar," antwortete Sse Yeoupe. „Allerdings dürfte ich einen solchen Antrag nicht verweigern. Aber mein Vater schrieb schon an unsern Landsmann Pe, Mitglied des Ministeriums der öffentlichen Schriften, um dessen Tochter für mich zu erbitten."

„Ist die Verbindung, um welche Ihr edler Herr Vater für Sie ansuchte, schon geschlossen?" fragte der Präfekt. „Wenn noch nichts entschieden ward, so erlaubt die Art, womit Seine Herrlichkeit darauf besteht, Ihnen diesen Beweis von Gewogenheit zu geben, und die Anerbietung, so er Ihnen vor Augen stellt, kaum eine abschlägliche Antwort." — „Ich stehe, was diesen Bund anlangt, schon längst in Verhältnissen mit dem edlen Herrn Pe," erwiederte Sse Yeoupe. „Auch ist der Brief meines Vaters bereits abgegangen, und zudem hatte der Historiograph Gou Touïan hiebey das Amt eines Unterhändlers übernommen. Es ist also nicht möglich, daß man die

Sache ändern und sich demnach auf eine andere einlassen kann. Ich hoffe, Herr Präfekt, Sie haben die Güte, mich bey dem Herrn Statthalter zu entschuldigen, da ich gezwungen bin, diesen Beweis seines Wohlwollens zu verweigern." — „Das ist nicht schwer," sagte der Präfekt. „Nur etwas wäre zu berücksichtigen. Der Statthalter ist ein Mann, mit dem man nicht gern in Unfrieden seyn mag. Als Beamte sind Sie und ich ihm untergeordnet. Eine solche Antwort auf seinen Heirathsantrag könnte schlimme Folgen haben." — „Wenn man Beamter ist, hat man immer einige Kämpfe zu bestehen," antwortete Sse Yeoupe; „aber in Betreff jener Heirath finde ich es allzuschwer, Ihrem Auftrage zu entsprechen." — „Wie dem auch sey," versetzte der Präfekt, „so müssen Sie die Sache durchaus noch überlegen, und nicht durch zu große Hartnäckigkeit einen Fehler begehen." — „Der Grund dieses Gegenstandes ist sehr klar," erwiederte Sse Yeoupe. „Jede Heirath ist den Regeln, welche die heiligen Gebräuche für die geselligen Verhältnisse festgesetzt, unterworfen. Da ich schon einen Antrag that, wie kann ich an einen andern denken? Ich bitte Sie nur, Herr Präfekt, ihm auf die genaueste Art meine Antwort zu überbringen." —

Als der Präfekt sah, daß Sse Yeoupe allen seinen Bitten widerstand, und daß nichts zu hoffen war, entschloß er sich, dem Statthalter alles das, was jener ihm gesagt, Wort für Wort darzulegen. Sobald Yang hörte, daß das Frauenzimmer, nach welchem Sse Yeoupe strebte, die Tochter von Pe sey, verursachte ihm diese Nachricht mancherley Gedanken. „Die Tochter des Pe Thaïhiouan," sprach er bey sich, „steht in großem Rufe

von Seiten ihres Talents und ihrer Schönheit. Jedermann wird in sie verliebt. Ueberdies hat er Gou Touïan zum Unterhändler, und sein Vater Sse Fanghoeï ist auch mit jenen auf sehr gutem Fuß. Man kann neun gegen zehn annehmen, daß die Heyrath gelingt. Warum sollte er nicht meinen Absichten entfernt werden? Doch wäre ich nicht in Verlegenheit, wenn er denselben Gehör gäbe. Obschon ich durch mein Amt weit über ihm stehe, ist er doch ein junger Mann in der Blüthe des Alters, und hat sich in den Prüfungen bewährt. Wird er jedoch, wofern der alte Pe ihn nicht abweiset, sich jemals aus eigner Bewegung an mich wenden? Allein wer weiß, wie Pe jetzo gestimmt ist?" —

So war er fortwährend in Nachdenken vertieft, ohne daß sich ihm ein Hülfsmittel darbot. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke: „Als mich," sagte er, „der alte Pe vor einiger Zeit aufnahm, hatte er einen Gast im Hause, einen gewissen Tchangfanjou, der mir mehrere Tage Gesellschaft leistete. Ich verlor ihn, seitdem wir uns verlassen, aus dem Gesicht. Allein letzthin ließ er mir ein Billet zustellen, mit der Bitte, ihm einen Besuch zu erlauben. Ich dachte, er wolle durch mich aus seinem Verhältniß mit dem alten Pe irgend einen Vortheil ziehen. Da ich mich aber um dergleichen Freundschaften nicht bekümmere, so wollte ich ihn nicht bey mir empfangen. Doch jetzo kommt es mir sehr gelegen, daß ich ihn zu Tisch einladen kann. Ich werde die Angelegenheit, so ihn hergeführt, abthun, und befrage mich sodann über die gegenwärtige Stimmung des alten Pe. Kann man irgend eine Feder springen lassen, so bleibt uns noch Hülfe."

Auf diesem Plan beharrend, ließ der Statthalter einen seiner Officianten kommen, und befahl ihm, ein Billet unter seinem Namen an den Herrn Tchangfanjou aus Tanyang zu schreiben, mit der Einladung, daß er in seinem innern Gemach mit ihm speisen möge. Diesem Befehl zufolge machte der Officiant das Billet fertig, und schickte Jemand zur Einladung ab.

Man erinnert sich, daß Tchangfanjou, als er Pe's Wohnung verließ, wo er eine so lächerliche Rolle gespielt hatte, zum Vorwande nahm, daß er sich wegen Annäherung der Provincial-Prüfung nach Hause begeben müsse. Er war kein Mann, der leicht erröthete, und im Gedanken an die Bekanntschaft, so er mit dem Statthalter Yang gemacht, suchte er nunmehr seine Zuflucht in Hangtcheou. Er sandte dem Statthalter eine Menge Besuchskarten; da er aber sah, daß man seine Höflichkeit nicht erwiederte, fand er wohl, daß er jenem gleichgültig sey, und gab am Ende den Versuch, ihn zu sehen, auf. Darum war es ihm höchst unerwartet, als ihm ein Bote das Billet mit der Einladung brachte. Voller Freude wechselte er in großer Eile Tracht und Mütze, und schon stand er wartend an der Pforte des Pallastes. Um Mittag öffneten sich die Thüren, man rief den Namen des Eingeladenen, und Tchangfanjou ward in das Innere geführt.

Nach den ersten Begrüßungen nahmen der Statthalter und sein Gast ihre Plätze ein, und der erstere begann: „Als ich Ihre Karte empfing, wollte ich Sie zu Tische bitten. Nehmen Sie es doch ja für keine Beleidigung, wenn die Regierungsgeschäfte mich bis jetzt daran hinderten.“—

„Ich habe schon unendliche Beweise Ihrer Gnade erhalten," erwiederte Tschangfaniou, „und schätze mich deshalb für den Glücklichsten der Welt. Jetzo erzeigen Sie mir die hohe Ehre der Einladung. Was kann ich thun, um mich derselben würdig zu machen?" —

Bald nachher trug man auf, und als die ersten Tassen geleert waren, sagte der Statthalter: „Sie haben sich bey Pe Thaïhiouan niedergelassen; wie fanden Sie Zeit, hieher zu kommen?" — „Ich beurlaubte mich," antwortete Tschangfaniou, „bey dem edlen Herrn Pe wegen des letzten Herbst-Examens, wo ich als Candidat seyn mußte. Dies erlaubte mir, hieher zu kommen und mich dem Brennpunkte der Vernunft und der Tugend zu nähern." — „Ah! Sie haben Pe Thaïhiouan verlassen?" sagte der Statthalter. „Ich weiß nicht, ob er seitdem seine Tochter verheirathet hat; ist Ihnen etwas darüber bekannt?" — „Um Eure Herrlichkeit nicht zu täuschen," erwiederte Tschangfaniou, „muß ich bekennen, daß, obschon ich bey dem edlen Herrn Pe unter dem Namen eines Gastes wohnte, er mir doch in der That Hoffnung machte, sein Schwiegersohn zu werden. Ich hätte nimmer gedacht, daß er in der Folge sein Ohr den Verläumdungen einiger nichtswürdigen Menschen leihen würde, welches mich zum Abschied bewog. Uebrigens höre ich, daß seine Tochter noch nicht verheirathet sey." — „Der alte Pe," sagte Yang, „ist ein Mann von außerordentlichem Eigensinn und voll Vertrauen auf sich selbst. In der ersten Zeit, als ich bey Hofe war, ließ ich ihm zwey- oder dreymal Anträge für meinen Sohn thun; aber er wollte nicht einmal darauf hören." — „Wenn er sich auf

diese Art einen Schwiegersohn zu wählen denkt," rief Tschangfaniou, „dann fürchte ich, die Heirath seiner Tochter kommt in seinem jetzigen Leben*) nicht zu Stande!" — „Wahrlich! Wahrlich! Sie haben Recht," versetzte der Statthalter mit lautem Lachen. „Aber ich vernahm kürzlich, der Richter Sse habe durch Gou Touïan, als Vermittler, um sie anhalten lassen. Sie wissen das vielleicht?" — „Ich wußte es noch nicht," war die Antwort. „Aber erlauben Sie mir die Frage: Wer ist dieser Richter Sse?" — „Ein Doctor von der neuen Promotion, Namens Sse Yeoupe," antwortete jener. — „Dieser Sse Yeoupe ist aus der Provinz Honan," sagte Tschangfaniou. — „Sein väterlicher Oheim ist aus Honan," erwiederte Yang, „und darum ward er unter die Candidaten dieser Provinz eingeschrieben. Er selbst ist aus Kinling." — „Dann wäre es Herr Sse, mit dem Beynamen Liansian!" rief Tschangfaniou sehr überrascht. „Ich dachte mir eine andere Person dieses Namens." — „Stehen Sie in Verbindung mit ihm?" fragte der Statthalter. — „Herr Sse und ich sind vertraute Freunde," war die Antwort. „Er hat über einen Monat in meinem Garten gewohnt." — „Das freut mich sehr," sagte der Statthalter. „Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen." — „Darf ich fragen, was es betrifft?" erwiederte Tschangfaniou. — „Ich habe eine Tochter," fuhr Yang fort, „und warf meine Augen auf jenen, um ihn zu meinem Schwiegersohn zu machen; aber seine Absicht

---

*) Anspielung auf die Seelenwanderung, wie schon früher geschah.

ging auf die Tochter des edlen Herrn Pe und hartnäckig verweigerte er meinen Antrag. Weil Sie und er nun genaue Bekannte sind, so müssen Sie sich wohl die Mühe geben, mit ihm zu sprechen. Der edle Herr Pe ist ein wunderlicher und halsstarriger Mann. Die Heirath, welche jener im Sinne hat, ist vielen Schwierigkeiten unterworfen. Das Beste für ihn ist, wenn er die Verbindung, so ich ihm vorschlug, eingeht. Fällt die Sache nach meinem Wunsch aus, so weiß ich für einen solchen Dienst erkenntlich zu seyn." — Tschangfanjou antwortete mit einer Verbeugung: „Ich folge Ihrem Befehl." Nachdem er noch einige Tassen getrunken, stand er auf und empfahl sich dem Statthalter.

Als Tschangfanjou nach Hause zurückging, kamen ihm allerley Gedanken über das, was er so eben vernommen hatte. „Welche Qual," sprach er bey sich selbst, „habe ich nicht ausgestanden! Wie viel Geld habe ich nicht im Anfange verschwendet, um diese Verbindung mit dem Hause Pe zu erlangen! Und doch war Zeit und Mühe verloren! Denn er wählt einen Doctor von der neuen Promotion und macht ihn zu seinem Eidam. Sollte ich deshalb nicht aufgebracht seyn? Ich weiß nun nichts Bessers zu thun, als alles das in Unordnung zu bringen. Noch sind sie nicht vereinigt, und ist es möglich sie zu entzweyen, so bin ich meiner Schuld entledigt und rufe den Schutz des Statthalters an. Aber der verwünschte Sse ist in der Liebe ein wahrer Dämon. Schon lange glüht er für Fräulein Pe; er ist wie ein von Hunger oder von Durst verzehrter Mann. Wenn ich ihn blos mit Worten ermahne oder ihm Gründe entgegen stelle, so wird er nie darauf hören. Wahrschein-

lich ist er von dem, was seit einiger Zeit in Pe's Haus vorging, noch nicht vollkommen unterrichtet. Ich muß ihm also ein Mährchen aufbinden, und werde ihm sagen, daß Fräulein Pe gestorben sey. Hierdurch schneide ich seinen Projekten den Weg ab, und der Statthalter Yang wird nicht den Verdruß haben, daß die von ihm beabsichtigte Heirath mißlingt." —

Tschangfaniou hielt sich nun an diese List. Er machte sogleich am folgenden Morgen einige Geschenke bereit, schrieb seinen Namen auf eine Visitenkarte, und ging dann, um Sse Yeoupe pflichtmäßig seine Aufwartung zu machen. Der Gerichtsbote meldete ihn, und führte ihn dann herein. Gerade damals forschte Sse Yeoupe an allen Orten nach Pe. Er erblickte also Tschangfaniou's Billet mit großer Freude. „Dieser Mann," sagte er, „hat sicher Nachrichten von Pe." — Dann eilte er rasch in den Saal, um jenen zu empfangen. Beyde näherten sich einander mit heiterer und zufriedener Miene, und nahmen nach den ersten Begrüßungen fröhlich ihre Plätze ein. Tschangfaniou begann zuerst: „Sie sind sehr schnell abgereis't, edler Herr; aber es verging kein Tag, wo ich nicht an Sie dachte. Da ich nun heute das Glück habe, Ihnen wieder zu begegnen, bin ich höchst erfreut, Sie zu sehen, obgleich zwischen uns ein so großer Unterschied ist, als zwischen den Wolken und dem Schlamm der Erde." — „Immer werde ich der freundlichen Gesinnungen, die Sie mir bewiesen, eingedenk seyn," erwiederte Sse Yeoupe. „Seitdem ich mehr durch das Glück, als durch mein Verdienst, befördert wurde, hätte ich Ihnen gern Nachricht von mir gegeben. Aber leider! hat es

mir die Entfernung der Orte nicht erlaubt. Als ich letzthin durch Kingling kam, war die mir bewilligte Zeit schon fast erloschen; ich konnte Ihnen also keinen Besuch abstatten. Bisher ward mir kein Augenblick Ruhe vergönnt. Da Sie nun heute die Gefälligkeit haben, mich zu besuchen, so bin ich von dieser Güte sehr gerührt. Aber, mein Herr, erlauben Sie mir eine Frage. Der edle Herr Pe hatte in seinem Hause ein Quartier für Sie eingerichtet. Sie verließen einander weder am Abend noch am Morgen. Wie konnten Sie sich also von ihm entfernen?" — „Mein Vorsatz," erwiederte Tchangfanjou, „war, wie Ihnen bekannt, das Verlangen, seine Tochter zu heirathen. Aber seitdem diese gestorben ist, wozu sollte ich mich noch länger bey ihm aufhalten? Ich nahm also meinen Abschied." —

Diese Worte versetzten Sse Yeoupe in die größte Bestürzung. „Wer ist gestorben?" rief er. — „Seine Tochter, Fräulein Pe," war die Antwort. „Sie ist todt; wußten Sie es noch nicht?" — Sse Yeoupe stand eine Weile wie vernichtet; es war ihm unmöglich zu sprechen; endlich rief er: „Wie hätte ich es erfahren sollen?" Dann fragte er weiter: „Wann starb sie? Welche Krankheit hat sie geraubt?" — „Sie starb im Laufe des Winters," sagte Tchangfanjou. „Mit den meisten Jungfrauen von so großem Talent geht es nicht gut. Fräulein Pe hatte alles Vertrauen in das ihrige. Sie brachte ihre Zeit nur mit Dichten zu. Kaum sah sie den Mond im Herbst oder die Blumen im Frühling, so überließ sie sich auch unglücklichen Gemüthsbewegungen. Zudem hatte sie einen eigensinnigen Vater, der gar nicht zu behandeln war. Bald da, bald dort mit der Wahl eines Eidams beschäftigt, kam

er nicht dahin, dem langweiligen ehelosen Stand seiner Tochter ein Ziel zu setzen. Am Ende wurde sie krank, und ihr Zustand ging in eine Schwäche über, von der sie nicht mehr erstand. Alle Aerzte sagten, es wäre eine Art Schwindsucht; aber so viel ich davon verstehe, hat ihr Gemüth sie um's Leben gebracht." —

Bey dieser Erzählung, die so viel Wahrscheinliches hatte, konnte Sse Yeoupe, den ein so grausamer Schlag unversehens traf, seine Thränen nicht zurückhalten. „Zu spät kam ich wieder!" rief er aus. „Ich wollte Ruf erlangen, und er sollte mir das Glück verdienen, Gatte jener reizenden Jungfrau zu seyn. Jetzt habe ich einen festen Stand, aber sie, um derentwillen ich nach ihm strebte, ist verschwunden. Ein eitler Traum von Ruhm hat mich verführt, und auch ihr habe ich den Untergang bereitet. Wohl sagt ein alter Dichter:

> Ich habe Pejin nicht getödtet, doch
> Bin ich an seinem Tode Schuld: O Blindheit,
> Die gegen den so edlen Freund gefehlt!

So traf das Schicksal mich mit Fräulein Pe! Ach! Sollte mein Herz nicht tief verwundet seyn?" — „Sie stehen in einem hohen öffentlichen Amt," sagte Tchangfanjou, „und ziehen also die Augen der Gelehrten und des Volkes auf sich. Darum sollten Sie, edler Herr, den Gebräuchen zufolge, die Bewegungen ihrer Seele mäßigen." — „Ein Schriftsteller unter der Dynastie der Tsin," erwiederte Sse Yeoupe, „sagt, daß das, was unsere Seele bewegt, und wir selbst nur eins sind. Sie reden von Gebräuchen; wurden sie für uns eingeführt? Welch ein Mann bin ich, lieber Freund, daß Sie eine solche

Idee von mir haben?“ — „Sie sind jung, mein Herr, und zu einem bedeutenden Grade gelangt. Wollen Sie die ganze Welt anklagen, daß sie Ihnen keine schöne Gattin darbiete, und wollen Sie an die gefesselt bleiben, so nicht mehr ist?“ — „Sie ist die Einzige,“ rief Sse Yeoupe, „die ich, seitdem mein Leben dauert, geliebt habe! Jetzt, da ihre Laute zerbrochen ist, wird mir wenigstens ihr Bild in die Einsamkeit folgen. Welche Untreue wäre es, wenn ich eine andere Schöne zur Gattin suchen wollte!“ — „Allerdings versetzt eine solche Nachricht im Augenblick, wo man sie erhält, in die höchste Betrübniß,“ erwiederte Tchangfanjou. „Ich bin weit entfernt, edler Herr, die ihrige zu tadeln. Es wäre die Sprache eines Elenden, wenn ich Ihnen jetzt, wo Sie in Schmerz versunken sind, der einer Gestorbenen huldigt, von dem Marsilischen Kraut und von dem hochzeitlichen Alisma *) reden wollte. Sie müssen sich an diesen Gedanken nach und nach gewöhnen.“

„Sie hegen Liebe zu mir, bester Herr,“ entgegnete Sse Yeoupe; „Ihre Worte haben allen Reiz der Freundschaft. Aber mein Herz ist kein Fels, und ich fürchte, es wird nie wieder genesen.“ — „Ihr Gefühl ist aus den Schranken,“ sagte Tchangfanjou, „und schon zu lange falle ich Ihnen durch meine Reden beschwerlich. Darum empfehle ich mich Ihnen jetzt. Ein andermal komme ich wieder, um Ihnen meinen Trost anzubieten.“ — „Mein Herz leidet sehr,“ antwortete Sse Yeoupe. „Ich wage

*) S. die Anmerkungen zum 15. Kapitel. — Das wahrscheinlich hier gemeinte Marsilische Seselkraut gleicht der Ferulstaude. Es hat weiße Blumen und eine wohlriechende Wurzel. A. d. Uebers.

nicht, Sie länger aufzuhalten. Doch sehe ich Sie wieder, und empfange Ihre wohlwollende Lehre.“ — Hiemit geleitete Sse Yeoupe den Tschangfaniou zurück, und sie trennten sich. Den folgenden Tag machte er ihm seinen Besuch, und Tschangfaniou erneuerte seine Vorstellungen. „Edler Herr,“ sagte er, „welche Idee Sie sich auch von dem Talent des Fräuleins Pe geschaffen, Sie standen doch mit derselben in keiner ehelichen Verbindung. Wenn ihr Tod Sie abhält, eine andere zu heirathen, so hieße dies aus dem Fräulein Pe eine zweyte Soupou machen. Ich hörte neulich, der Statthalter habe eine Tochter, die vorzüglich schön und geistreich wäre. Er hat sogar schon den Präfekten beauftragt, sie Ihnen, edler Herr, zur Gattin anzubieten; aber Sie schlugen dieselbe aus wegen Ihrer früheren Verhältnisse mit Fräulein Pe. Allein jetzo wissen Sie, daß letztere nicht mehr ist, und Sie haben keinen Grund, länger auf Ihrer Weigerung zu beharren. Seine Herrlichkeit erfuhr, daß Sie mich mit Ihrer Freundschaft beehren, und hat mir den Auftrag ertheilt, wieder mit Ihnen über jenen Gegenstand zu sprechen. Sie müssen, edler Herr, einen solchen Entschluß nicht festhalten.“ — „Eine ausnehmende Abspannung, ja ein vollkommener Stumpfsinn, hat sich meines ganzen Wesens bemeistert,“ antwortete Sse Yeoupe, „und zwar in dem Grade, daß es mir unmöglich ist, etwas von einer Heirath zu hören. Tausend Hindernisse stellen sich entgegen, so daß ich dem Befehl Seiner Herrlichkeit nicht gehorchen kann. Ich hoffe, lieber Herr, daß Sie sich die Mühe geben, ihm meine abschlägliche Antwort zu überbringen.“ —

Tschangfaniou hielt auf hunderterley Art mit Bit-

ten an, und Sse Yeoupe beharrte nicht minder auf seiner Weigerung. Als endlich ersterer alle Mittel erschöpft, sah er sich genöthigt, dem Statthalter diese Antwort zu überbringen, und ihm Wort für Wort die Unterhaltung, welche er mit Sse Yeoupe hatte, darzulegen. „Die Sache hängt von Ihnen ab," sagte Yang lächelnd. „Ich lade Sie ein, mich morgen zu besuchen; dann finde ich wohl selbst ein Mittel." —

Trostlos sind Bien' und Schmetterling, nicht mehr
Den holden Duft der Blumen zu genießen;
Es möchten Schwalb' und Aemmerling so gern
Um jeden Preis den Lauf des Frühlings hemmen.
Doch nur der König von dem Orient
Gebeut den Blumen aufzugeh'n: nicht Wind,
Noch Regen, hält zurück die junge Blüthe. —

Sse Yeoupe's Weigerung, die Verbindung mit dem Statthalter einzugehen, erfüllte des Letztern Herz mit grossem Aerger. Bald sammelte oder erregte er mit allem Fleiß mancherley schwierige und verwickelte Rechtshändel, die er Sse Yeoupe zur Entscheidung vorlegte. Dieser sandte ihm solche zurück, nachdem er sie vollkommen in's Klare gebracht hatte. Doch damit war der Statthalter noch nicht zufrieden. Er stand ihm bey jedem Anlaß im Wege, zwang ihn, auf seine Urtheile zurückzukommen, oder verwarf seine Entscheidungen; ja er zog Fälle, die schon abgeschlossen waren, wieder hervor. Manchmal verlangte er, Sse Yeoupe sollte Geld erstatten, das er nicht empfangen hatte, oder er sollte Räuber verhaften, von denen sich keine Spur fand. So bedrängte er jenen durch tägliche Verfolgungen, und wenn die Geschäfte, womit er ihn überhäuft, beendigt waren, tadelte er ihn noch, ohne ihm jemals das mindeste Wohlwollen zu bezeigen.

„Alles das," dachte Ese Yeoupe, „kommt offenbar von meiner Abneigung gegen die Heirath, so er mir vorschlug. Er will mich auf's Aeusserste bringen, und ich bin nicht im Stande ihm Trotz zu bieten. Fräulein Pe ist nicht mehr. Von Lo Mengli und seiner Schwester konnte ich noch keine Spur entdecken. Ich bin allein, habe weder Vater, noch Mutter, noch Gattin, noch ein anderes Weib in meinem Hause. Auf Reichthümer halte ich nichts, und sollte, ohne irgend eine Entschädigung, das Leben eines Lastthiers führen, und das aus bloßer Liebe zu dieser Schärpe von schwarzer Gase, und um des eiteln Vergnügens Willen, daß ich auf den Listen der Beamten stehe? Zudem habe ich einen gefährlichen Gegner über mir. Da ich erst seit kurzer Zeit im Dienste bin, so fand er noch keinen ächten Grund mich anzufallen. Setze ich aber meine Amtsverrichtungen fort, so beut sich ihm gewiß noch irgend ein kleiner Vorwand dar, um mir Händel zu erregen, und wenn ich mich dann seiner entledigen will, so muß ich alle meine Hülfsmittel erschöpfen. Das Beste, was ich thun kann, ist, sogleich meine Entlassung zu geben. Alle, die um uns sind, erkennen dann wohl, daß dieser unerträgliche Mensch die Ursache meines Abschieds ist, und was die Geschäfte anlangt, so wird, wenn ich einmal zu meiner Bestimmung zurückkehren will, mir solches nicht schwer seyn." —

Sogleich auf diesen Entschluß fertigte er nach und nach alle Geschäftssachen ab, die seinem Gerichte zugesandt waren. Er antwortete auf alle an ihn gerichtete Bittschriften, und endigte mit einem Schreiben, das er durch einen seiner Gerichtsboten dem Präfekt übergeben ließ, und worin

er denselben bat, den drey Directoren, so wie dem Intendanten und den übrigen Beamten der Provinz, seinen Abschied bekannt zu machen. Er hatte keine Familie, und führte seine Haushaltung für sich allein. Darum nahm er nur Siaohi und die Diener, welche ihn begleitet hatten, mit, und versah sich mit dem nöthigen Gepäcke. Sodann reis'te er am frühen Morgen ab, sagte aber vorher noch seinen Officianten, der Provincialrichter habe ihn mit einem sein Amt angehenden Geschäfte beauftragt, und verbot ihnen, ihm zu folgen. Er nahm seinen Weg durch das Thor von Tsiantang, in der Absicht, auf einer Barke nach Kinling zurück zu kehren. Als er aber außerhalb der Stadt und nun an dem Ufer des See's angelangt war, kamen ihm neue Gedanken: „Ich reise ohne bestimmten Zweck," sprach er bey sich selbst. „Wenn der Präfekt und die zwey Unterpräfekte meine Abreise erfahren, senden sie mir gewiß Leute nach. Auf dieser Straße erreichen sie mich unfehlbar. Wie unangenehm wäre es, wenn ich wieder zurückkehren müßte! Das Beste wird seyn, wenn ich bey Tsiantang über den Strom setze, und mich dann in die Gegend von Chanyin begebe, wo die Grotte des Kaisers Ju ist. Dort verweile ich einige Tage, und sieht man, daß es unmöglich sey, mich einzuholen, so läßt man die Sache fallen, und es ist mir dann ein Leichtes, meinen Weg ohne Hinderniß weiter zu nehmen." —

Diesem neuen Plan zufolge, nahm er eine kleine Barke auf dem See, und ließ sich bis zur Mündung des Stromes fahren. Als er dort angekommen war, setzte er seinen Weg ganz still zu Fuße fort. Noch hatte er nicht über eine

Meile*) zurückgelegt, da erschien ihm ein großes Kloster, vor dem sich eine Pflanzung von Fichten und Thuyas befand, die einen angenehmen Schatten um dasselbe verbreiteten. Sse Yeoupe wählte, um sich zu setzen, einen trocknen und saubern Stein. Als er eine Weile hier geruht, ging einer jener Wahrsager, welche die ihrer Kunst dienlichen Gebete sprechen, vorüber. Sse Yeoupe warf seine Augen auf diese Figur, und erblickte:

Den Hut, viereckig, von des Hauptes Schweiß
Durchnäßt, ein wassergrünes Kleid, mit Löchern,
Durch welche man die beyden Schultern sah,
Verschiedne schwarze Flecken im Gesicht,
Und eine Halsgeschwulst auf jeder Seite.
Des Mannes Büchse klang in seiner Hand,
Und ohne Spange hing an seinen Lenden
Das Schreibtäflein; fürwahr! Einladendes
Bot nicht sein Ansehn, das Talente barg,
Womit man Geister niederschlagen will. —

Sse Yeoupe achtete wenig auf diesen Wahrsager, dessen Aeusseres so abstoßend war und der in einer so zerlumpten Tracht einherging. Schon war er vorbey, als jener eine kleine Schreibtafel an seiner Seite bemerkte, worauf man die Worte las: Eremit der Erkenntlichkeit; göttliches Werkzeug für die Gebete. Bey diesem Anblick kam ihm plötzlich ein Gedanke: „Ich erinnere mich," sprach er bey sich selbst, „daß ich voriges Jahr nach meinem Weggehen von Hause auf einen Mann stieß, der meine Peitsche lieh, um vermittelst derselben seine Frau wieder zu finden. Er sagte mir, daß er diese Angabe dem Eremiten der Erkenntlichkeit verdanke. Sollte der Wahrsager etwa Letzterer seyn? Als ich im Flek-

*) Das Zehntel einer Stunde.

ken Keouyoung war, beschloß ich, diesen Eremiten aufzusuchen. Die Gelegenheit entwische mir nicht!" —

Sogleich gab er einem Diener Befehl, jenen Mann zu bitten, daß er zu ihm komme. Auf diese Einladung kehrte der Eremit zurück, näherte sich Sse Yeoupe, grüßte ihn mit der Hand, und setzte sich auf einen Stein. Dann fragte er ihn, ob er ein Gebet wolle sprechen lassen. — „Ja," antwortete Sse Yeoupe, „dies ist meine Absicht. Aber ich bitte, sagen Sie mir doch, Meister, haben Sie Ihren beständigen Wohnsitz an diesem Ort, oder sind Sie erst kürzlich hieher gekommen?" — „Ich spreche meine Gebete an allen Orten," versetzte der Eremit. „Wie sollte ich einen festen Wohnsitz haben? Voriges Jahr, im Laufe des Herbstes, kam ich hieher." — „Und wo waren Sie im letzten Frühlinge?" fragte Sse Yeoupe weiter. — „Im Frühlinge," sagte jener, „war ich in dem Flecken Keouyoung, wo ich sechs Monate lang wohnte." — Sse Yeoupe erkannte hieraus, daß er der nämliche Mann sey, den er im Auge hatte, und fuhr, sehr vergnügt über diese Begegnung, fort: „Meister, während Sie im Fecken Keouyoung waren, suchte ein Mann sein Weib, und bat Sie, ihm zu dem Ende ein Gebet zu sprechen. Sie versicherten ihn, daß, wenn er vierzig Meilen weiter ginge, er einen Reiter anträfe, und bäte er diesen um seine Peitsche, so werde er sein Weib wiederfinden. Erinnern Sie sich dieser Begebenheit?" — „Wie kann ich mich so vieler Gebete erinnern, die ich alle Tage spreche?" erwiederte der Eremit. Darauf sann er ein wenig nach, und sagte: „Ja, ja, ja! Ich habe ein verwirrtes Gedächtniß. Jetzt fällt mir ein, daß die dreyfache Li-

nie jenes Tages Vereinigung war. Vereinigung heißt Begegnung; ferner heißt sie Heirath. Aber jede Begegnung ist eine Art von Heirath. Darum sagte ich ihm, er sollte nachforschen. Aber ich weiß nicht, ob er wirklich sein Weib wieder gefunden hat. Wie ward Ihnen dieses bekannt, mein Herr?" — „Derjenige, welchen dieser Mann antraf, war ich selbst," antwortete Sse Yeoupe. „Um meine Peitsche zu erhalten, stieg er auf eine hohe Weide, riß einen Zweig ab, und gab ihn mir dagegen. Sogleich erblickte er sein Weib, das Männer geraubt und in ein benachbartes verfallenes Kloster geschleppt hatten. Auf diese Art fand er sie wieder. Ihre Gebete haben etwas Göttliches, und Ihren Namen führen Sie mit Recht." — „Alles das," versetzte der Eremit, „kommt von vier heiligen Personen, von Fouhi, Wenwang, Tcheoukoung und Confucius,*) welche die wun=

*) Fouhi ist der Stifter der Chinesischen Monarchie. Wenwang und Tcheoukoung sind zwey Fürsten unter der Dynastie von Tcheou, welche zwey Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebten. Confucius hat die Maximen, so diese heiligen Personen hinterlassen, geordnet, und solche in ein fast unverständliches Buch gebracht, das man Yiking nennt. Die Grundlage dieses Buchs besteht aus Trigrammen oder Figuren von drey Linien, deren verschiedene Verbindungen alle, sowohl physische als intellectuelle, Handlungen der Natur ausdrücken. Um das Zukünftige zu entdecken, sind keine übernatürlichen Fähigkeiten nöthig; es ist genug, wenn man den Sinn dieser Figuren und der Punkte, wo sich eine in Bezug auf die andere darstellt, kennt. Man zeichnet sie durch Stäbchen, die aus einem Futteral, wie Würfel aus einem Becher, auf Gerathewohl geschüttet werden. Diese Art von Rhabdomantie (Wahrsagung durch den Stab) erfordert weder vorzügliche Talente, noch die Mitwirkung der Geister. Sie ist, nach der Meinung

dervolle Kunst der Verbindungen in's Licht gestellt haben. Welches Verdienst habe ich dabey? Ich weiß nur etwas; nämlich: darüber zu sprechen und nach den Regeln zu entscheiden." — „Aber gerade da liegt die Schwierigkeit," sagte Sse Yeoupe. „Jetzt, Meister, (fuhr er fort) möchte ich Sie bitten, ein Gebet für mich zu thun." — Der Eremit überreichte ihm seine Weissagungs-Büchse, und sprach: „Suchen Sie die Grundlagen der Wahrheit!"

Sse Yeoupe nahm die Büchse, wandte sie gegen den Himmel, dann gegen die Erde, und gab sie, nachdem er bey Seite ein Gebet verrichtet, dem Eremiten zurück. Dieser nahm sie in die Hand, bewegte sie mehrmals auf verschiedene Weise hin und her, und schüttete, einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelnd, die Stäbchen aus. Es fanden sich drey Linien auswendig, drey inwendig, und viele andere Figuren *). Der Eremit vollendete zu gleicher Zeit seine Gebetsformel; alsdann rief er: „Das ist recht sonderbar! Wir sprachen eben von dem Trigramma der Vereinigung, und gerade das hat sich gebildet. Ich weiß nicht, mein Herr, worauf es sich bey Ihnen bezieht." — „Es ist um eine Heirath zu thun," antwortete Sse Yeoupe. — „Wohlan!" versetzte jener; „Sie erinnern sich dessen, was ich Ihnen so eben sagte: Vereinigung heißt Begegnung und auch Hei-

---

derjenigen, welche darau glauben, eine rein-natürliche Operation, deren Resultate man nur entziffern lernen muß.

*) Um die nachfolgende astrologische Erklärung recht zu verstehen, setze man an die Stelle des Trigramma das Wort Karte. So darf man nur ein Wort ändern, um aus einer Chinesischen Thorheit ein Europäische zu machen.

rath. Letztere, wovon die Rede ist, hat schon eine Wurzel getrieben. Dies ist das allerglücklichste Verhängniß. Sie sehen dieselbe vor ihren Augen; Sie dürfen nur sprechen und wollen, ohne daß eine Bemühung nöthig ist. Die zwey inneren und äusseren Figuren bezeichnen einen ganz besonders günstigen Umstand. Sie werden zwey Damen auf einmal heirathen." — Sse Yeoupe lachte und sprach: „Es kann geschehen, daß man zwey Frauen nach einander nimmt; aber wie auf einmal?" — „Die zwey Figuren," sagte der Eremit, „stehen einander gegenüber, und sehen sich an. Auf diese Art haben sie sich gebildet. Wenn eine der beyden Frauen der andern vorangehen sollte, so wäre dies kein sehr seltener Fall." — „Nun denn," war die Antwort, „so müssen es zwey Schwestern seyn, die in dem nämlichen Hause verheirathet werden." — „Die eine der Figuren," erwiederte der Eremit, „gehört dem Himmel, die andere bezieht sich auf den Wind. Wenn es daher auch zwey Schwestern betrifft, so ist, da sich die eine der Figuren im Norden, die andere im Süden, befindet, nicht die Rede von zwey leiblichen Schwestern.*)"

„Meister," sagte Sse Yeoupe, „ich will Sie nicht hintergehen. Schon seit zwey Jahren beschäftigt mich die Sorge einer Heirath. Ich warf meine Augen auf zwey Töchter von verschiedenen Häusern. Dies ist denn wohl der Nord und der Süd, wovon Sie sprechen. Aber eine dieser zwey Jungfrauen ist leider nicht mehr; auch weiß ich nicht, wohin der Zufall die zweyte geführt hat. Gibt

*) Die Namen Brüder und Schwestern werden in China auch auf Vettern, Basen, und andere Verwandtschaftsgrade angewandt.

es noch andere, die sich mit mir verbinden wollten, so wird keine in Zukunft meinen Wünschen entsprechen. Sie sehen daraus, daß mir für dieses Leben keine Hoffnung auf die hochzeitliche Kammer übrig bleibt. Es ist Ihnen sehr leicht, mir eine solche Rede zu halten; aber ich fürchte, Meister, daß Sie sich auf meine Kosten lustig machen."

„Mein Amt ist, wahrsagerische Gebete zu sprechen," antwortete jener. „Wie sollte ich an eiteln Spaß denken? Ich erlaube mir nicht, Ihnen etwas zu sagen, das nicht in der Verrichtung der Sache enthalten ist. Aber wollen Sie, daß ich dasjenige, so darin liegt, verschwinden lasse?" — Sse Yeoupe versetzte lachend: „Ich bin allein an diesem Ort, und sehe keine Spur, die ich verfolgen kann. Wohin meine Schritte wenden? Weil Sie versichern, daß Ihnen die Sache vor Augen liegt, so zeigen Sie mir die Gegend an." —

Der Eremit streckte die Hand aus, und beschrieb einen Zirkel. „Da ist noch etwas recht Sonderbares!" sagte er. „Die beyden Damen sind in dem Lande Kinling. Aber um sie jetzt zu finden, ist es nöthig, daß Sie über den Strom von Tsiantang gehen, und sich dann nach Chanyin verfügen, und zwar in die Gegend, wo die Grotte des Kaisers Yu ist. Hier forschen Sie weiter nach, und unfehlbar treffen Sie jene in Zeit von einem halben Monat an." — „Das ist noch unmöglicher!" rief Sse Yeoupe. „Ich könnte wohl, meiner ehemaligen Absicht zufolge, nach diesen Frauenzimmern forschen, wenn ihr Verdienst und ihre Schönheit wirklich bemerkenswerth sind. Aber wie kann die Sache zu Stand kommen, wenn der eine Theil, den sie betrifft, sich an diesem und der andere

an jenem Ort befindet?" — „Die Vorbedeutung der drey Linien ist außerordentlich günstig," antwortete der Eremit. „Die zwey Damen sind von vollendeter Schönheit, ganz so, wie Sie dieselben nur wünschen mögen. Darum, mein Herr, versäumen Sie nicht diese Gelegenheit! Lassen Sie einen solchen Bund fahren, dann wird er nie mehr zu finden seyn." — „Was Sie auch sagen," erwiederte Sse Yeoupe, „wenn ich auf meiner Reise über den Fluß gehe, so kenne ich ja keinen Menschen in jenem Land. Wo soll ich also nachforschen?" — „Vereinigung heißt Begegnung," sagte der Eremit. „Es ist unnöthig, daß Sie nachforschen. Die Begegnung erfolgt von sich selbst." — „Welchen Rang hat die Familie?" fragte Sse Yeoupe. — „Dies," versetzte jener, „bietet noch eine andere Sonderbarkeit dar. Sie hat nur einen gewöhnlichen Rang. Aber kommt die Zeit, den Bund zu schließen, dann wird dieses Haus sehr edel und ausgezeichnet seyn." — „Ihre heutige Weissagung," erwiederte Sse Yeoupe, „enthält Dinge, die einander eben so entgegen stehen, wie die Lanze und der Schild. Hat sich nicht etwa ein Irrthum hineingeschlichen?" — „Ich habe es Ihnen schon gesagt," war die Antwort, „daß ich kein Genius bin, sondern mich allein nach den Regeln der Vernunft an das Wahrsagen halte. *) Die Vortrefflichkeit ihrer Lehre werden Sie selbst erkennen, wenn die Wirkungen ihr entsprechen. Auch ich weiß in diesem Augenblick nicht mehr." — „Es fällt mir ein," sprach Sse Yeoupe, „daß Sie in ihrer Weissa-

*) Die hier gemeinte Vernunft ist die Theorie, welche sich die alten Chinesen von den Handlungen der Natur in ihrer Uebereinstimmung mit den Absichten des Himmels schufen.

gung für den Mann, der sein Weib suchte, sogar die Farbe meiner Tracht bezeichneten. Können Sie mir auch, ehe ich von hier weggehe, das Aeussere desjenigen angeben, dem ich begegnen soll?" — Der Eremit beschrieb von neuem einen Zirkel mit seiner Hand, und sagte: „Wenn Ihnen am dritten Tage des Zeitenumlaufs nach Ihrer Abreise von hier, um Mittag, ein Greis begegnet, der ein edles Ansehn und eine ausgezeichnete Physiognomie hat, und der ein Kleid von weißer Leinwand trägt, so ist dies die befragliche Person. Die Vortheile jener Verbindung sind so groß, daß Sie das ganze Reich durchziehen können, ohne eine ähnliche zu finden. Versäumen Sie diese ja nicht, mein Herr! Sie würden es bereuen, aber zu spät!" — „Sagen Sie mir noch etwas anders über Ihre Verrichtung," bat Sse Yeoupe. — „Jede meiner wahrsagerischen Verrichtungen geschieht einzeln," erwiederte der Eremit. „Sie können keinem doppelten Zweck dienen. Wollen Sie mich daher über etwas anders befragen, so muß das Loos noch einmal geworfen seyn." — „Gut!" sagte Sse Yeoupe; „nehmen wir etwas Neues vor!" Und sogleich sprach er ein anderes Gebet. Der Eremit stellte die Figuren, und wiederholte seine wahrsagerische Formel. Das Trigramma, welches er herausbrachte, war das fünf und fünfzigste. „Diese Figur," sagte er, „bezieht sich auf literarischen Glanz. Was ist der Gegenstand Ihrer Frage?" — „Ich wünschte," war die Antwort, „zu wissen, ob ich in den Rang, den man mir verliehen, wieder eingesetzt werde." — „Dieser Rang," erwiederte der Eremit, „ist nicht verloren. Wozu also die Wiedereinsetzung?" — „Allerdings ist er verloren," entgegnete Sse Yeoupe. —

„Er ist es nicht; er ist es nicht, sage ich Ihnen!“ rief jener. — „So bitte ich Sie,“ war die Antwort, „zu sehen, welcher Rang es sey.“ — „Ein guter Erfolg bey der großen Prüfung,“ sagte der Eremit. „Es verlohnt sich der Mühe, davon zu reden. Aber die Figur, welche den literarischen Glanz bezeichnet, ist gewöhnlich auf den Grad eines Academikers vom großen Collegium anwendbar.“ —

Sse Yeoupe brach in Lachen aus: „Meister!“ rief er, „Ihre Vermuthung ist ohne Widerspruch falsch. Ich hatte ein obrigkeitliches Amt; ich verließ es; darum ist mein Rang verloren. Gäbe man mir ihn wieder, so würde ich dadurch nicht Academiker, und werde ich zum Academiker ernannt, so erhalte ich nicht den verlorenen Rang.“ — Der Eremit machte einen neuen Zirkel. „Das ist,“ sagte er, „offenbar der Rang eines Doctors der Academie. Ich habe mich nicht betrogen, und glaube eher, daß jenes obrigkeitliche Amt die Folge von irgend einem Irrthume war.“ —

Sse Yeoupe antwortete mit der Miene eines Mannes, der nicht weiß, ob er dem, was man ihm sagt, trauen soll: „Wohlan! Ich habe Ihnen viele Mühe verursacht!“ Dann befahl er einem seiner Diener, dem Eremiten für seine wahrsagerischen Verrichtungen eine halbe Unze Silber zu geben.*) Der Eremit nahm sie und verschwand sogleich.

Die Welt ist eine schon voraus geordnete
Maschine, deren Triebrad nicht das lebende
Geschlecht erkennt: doch kommt die Zeit zu jeglicher
Begebenheit, thut Glück es oder Unglück dar. —

*) 3 Franken, 75 Centimes.

Tse Yeoupe behielt von dieser wahrsagerischen Operation eine mit Zweifel und Vertrauen gemischte Erinnerung, und da das Resultat derselben mit seinem ersten Vorsatz, über den Strom zu gehen, übereinstimmte, nahm er eine kleine Barke, und ließ sich auf die andere Seite des Flusses von Tsiantang übersetzen, damit er eine Wanderung in die Gegend von Chanyin vornehmen könne. Unter den Erscheinungen dieser neuen Reise wird man jenen Spiegel erblicken, dessen Reinheit nichts trüben kann, so wie den geglätteten Jaspis und den heiligen Berg, welche den Zugang zu dem hochzeitlichen Lager eröffnen.

Wo das Geschick nicht hilft, da wird umsonst
Die Reis' auf tausend Meilen unternommen;
Durch seinen Beystand aber findet sich
Auf Fingerslänge schon, was man gesucht.
Das Schicksal ist ein widerspenstiges
Und launenhaftes Kind, es nimmt oft tausend
Umwege, seine Zwecke zu erreichen. —

Man wird im folgenden Kapitel sehen, ob Tse Yeoupe wirklich denjenigen antraf, welchen er suchte.

## Achtzehntes Kapitel.

Begegnung eines Eidams auf einer Reise inmitten der Gewässer und der Berge.

---

Am Ende wird doch alles hell, und Menschen
Von gleicher Sinnesart erkennen sich;
Doch wer vermag im Schoos der Traurigkeit
Vom hochzeitlichen Spiegel noch zu reden?
Ward Euch der Harf' und Laute Harmonie
Geraubt, wozu noch unterscheidet Ihr
Den Duft der Pomeranz' und der Vanille?
Dem Kenner ist nicht häßlich der Geruch
Vom eingesalz'nen Fisch: wer hätte wohl
Den Scharfsinn, jenen Augenblick zu wissen,
Da man die Glocke hört? Ein edles Roß
Fand Peyo in der That; sein scharfes Auge
Gewahrt' es unter'm großen Haufen bald. —

---

Seitdem Sse Yeoupe dem Eremiten begegnet war, flößten ihm die wahrsagerischen Verrichtungen, die derselbe vollbracht, und die so bestimmten Erklärungen, welche er von ihm erhalten, wirklich einiges Vertrauen ein, und er nahm ohne längeren Verzug seinen Weg nach der Westseite hin. Aber aus Furcht, man möchte seine Schritte entdecken, verbarg er seinen wahren Namen, und nannte sich Lieou (Weide), zum Gedächtniß der Verse, die Fräulein Pe auf die Frühlingsweiden verfertigt hatte. Somit gab er sich den Leuten, die er auf der Reise antraf, nur unter dem Namen des Baccalaureus Lieou zu erkennen.

In wenigen Tagen kam er nach Chanyin. Hier stellte sich ihm eine Gegend von wahrhaft wilder und erhabener Schönheit dar. Aus einer Menge von Thälern ergossen sich Bäche, deren Lauf miteinander zu wetteifern schien. Herrliche Aussichten wechselten endlos und ungehemmt. Sse Yeoupe war ganz entzückt über dieses Schauspiel, und um es recht nach Wohlgefallen zu genießen, nahm er seine Wohnung in einem alten Kloster, welches man den Tempel des Kaisers Ju nannte. Von hier aus machte er seine ländlichen Spaziergänge, die er jeden Morgen und jeden Abend wiederholte.

Nun hatte der Staatsrath Pe auf seiner Rückkehr von der Wanderung, die er nach Ju's Grotte gemacht, in diesem Kloster auch ein Quartier bezogen. Alle Beyde gingen eines Tages nach dem Frühstück aus, um die Reize der Landschaft zu genießen, und begegneten zufällig einander. Sse Yeoupe wandte sich um, und erblickte einen Greis, dessen Haupt mit einer leinenen Mütze bedeckt war, und der einen Mantel von weißer Leinwand trug, wie ihn die Mönche haben. Sein Ansehn verkündete einen Mann von besonderer Auszeichnung, der über den gewöhnlichen Menschen stand. Sse Yeoupe, dem sogleich die Weissagung des Eremiten der Erkenntlichkeit einfiel, war bey diesem Anblick so betroffen, daß er stehen blieb, ohne einen Schritt weiter thun zu können. Seiner Seits bemerkte Pe an Sse Yeoupe ein, mit dem Wesen der Jugend verbundenes, vortheilhaftes Ansehn, und alle Kennzeichen eines höheren Verdienstes. Dieser junge Mann war ihm eine sehr angenehme Erscheinung. Als er wahrnahm, daß Sse Yeoupe sich aufhielt, um ihn zu

betrachten, blieb er an der Stelle, wo er sich befand. Alle beyde hielten die Augen auf einander gerichtet, und sahen sich, nach wechselseitigem Gruß, fortwährend an, ohne daß es ihnen möglich war, sich zu entfernen. Endlich mußte Pe lachen: „Lieber Herr," sprach er, „Sie vergnügen sich, hier allein zu lustwandeln. Dies ist die Erholung großer Geister, die gern inmitten der Berge und Gewässer umherirren." — Sse Yeoupe antwortete ebenfalls lächelnd: „Ich strebe nicht nach der Eigenschaft eines großen Geistes, und beschränke mich darauf, Ihren Fußstapfen, edler Herr, zu folgen." — Pe sah neben der Straße mehrere sehr hohe Fichten, die eine angenehme Beschattung gewährten. „Wir sind Landleute," sagte er, Bewohner der Gebirge und Seeenufer. Warum setzen wir uns nicht unter diese Fichten und plaudern eine Weile?" — „Ich wünsche nichts mehr, als das," erwiederte Sse Yeoupe. „Nur fürchte ich, Ihrem gefälligen Antrag übel zu entsprechen." —

Beyde gingen dann unter die Fichten, und wählten zwey große Steine zum Sitz. Hierauf nahm Sse Yeoupe das Wort, und sprach: „Erlauben mir Eure Hochedeln, um Ihren Namen, um den Ihres Landes, und um den Beweggrund, der Sie hierher führt, zu bitten?" — „Mein Name," antwortete Pe, „ist Hoangfou, und meine Heimath Kinling. Ich kam hierher, um mich an den Schönheiten der Gebirge zu erfreuen und die Grotte von Ju zu bewundern. Und wie, lieber Herr, ist Ihr Name? Welche Angelegenheit führt Sie an diesen Ort? Ihrer Mundart nach sollten Sie mein Landsmann seyn." — „Mein Familienname ist Lieou," sagte Sse Yeoupe. „Auch mich hat

die Lust an den Bergen und Gewässern dieses Landes hieher gebracht. Wirklich bin ich aus Kinling. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Bekanntschaft in meiner Geburtsstadt zu machen. Ein gutes Glück vergönnt mir, Sie in einem unverhofften Augenblick hier zu sehen." — „Ich bin," war die Antwort, „ein für die Welt unnützer Greis; darum mag mir die Erheiterung, welche ich inmitten der Gebirge suche, recht wohl erlaubt seyn. Aber Sie, Herr Lieou, scheinen geeignet, das goldene Roß zu besteigen oder in dem Saale von Jaspis ihren Sitz zu nehmen.*) Wie mochten Sie denn auch eine solche Vergnügungsreise machen?" — „Ich habe gelesen," erwiederte Sse Yeoupe, „daß der größte unserer Geschichtschreiber**) das ganze Reich durchwandert sey, und darin die berühmtesten Berge und edelsten Flüsse besucht habe; daß er auf diese Art einen grossen Schatz von Bildern und Erinnerungen gesammelt, und daß es ihm hierdurch gelang, alle die Wunderwerke des Alterthums und unserer Tage, wovon er eine so glänzende und lebendige Darstellung gibt, sich anzueignen. Man kann jetzo von Ihnen das Nämliche sagen, edler Herr. Was mich anlangt, der ich wenig in meinen Studien vorgerückt bin, so habe ich wohl einen geringen Theil der Neigung, wovon Sie sprechen; aber ich bin nicht — und erröthe deshalb — der Mann, für den Sie mich halten." — „Die hohen Plane geziemen nur dem hervorragenden Talent, „versetzte Pe.

*) Man hat schon öfter gesehen, daß unter diesen zwey figürlichen Ausdrücken das höchste Collegium oder die große Academie verstanden ist.

**) Der große Geschichtschreiber ist eine Benennung des berühmten Ssemathsian, der bey einigen Missionären der Chinesische Herodot heißt.

„Ein durch das Alter geschwächter Greis, wie ich, darf dergleichen nicht haben. Jedoch ein junger Mann, wie Sie, hat Pflichten zu erfüllen. Sollten Sie allein, mein Herr, frey davon seyn?“ — „Ich hatte,“ war die Antwort, „das Unglück, meinen Vater und meine Mutter zu verlieren. Ich bin Waise und habe noch kein Ehebündniß geschlossen. Darum ist es mir erlaubt, meinen Phantasieen nachzuhängen. Aber dennoch empfange ich mit Ehrfurcht Ihren gütigen Rath, und bin für Ihre Freymüthigkeit sehr dankbar.“ — „Ah! so sind die Umstände!“ sagte Pe. — „Erlauben Sie mir, edler Herr,“ unterbrach ihn Sse Yeoupe, „die Frage, wo zu Kinling ihre Wohnung liegt. Ich halte es für Schuldigkeit, bey meiner Rückkunft nach Ihnen zu fragen.“ — „Ich wohne,“ war die Antwort, „auf dem Lande, in einem Dorfe, das 60 bis 70 Meilen von der Stadt entfernt ist und das man Kinchi nennt.“ — „So?“ erwiederte Sse Yeoupe, „Sie wohnen in dem Dorfe Kinchi. Kennen Sie Pe Thaïhiouan, Mitglied des Ministeriums der öffentlichen Schriften?“ — Pe mußte heimlich lachen. „Schon wieder diese Frage!“ dachte er. „Sollte dieser Mann ein zweyter Tchaotsianli seyn?“ — „Pe Thaïhiouan,“ fuhr er fort, „ist mit mir verwandt; warum sollte ich ihn nicht kennen? Aber, Herr Lieou, da Sie nach demselben fragen, so stehen Sie ohne Zweifel mit ihm in Verbindung.“ — „Das nicht,“ sagte jener, „aber ich ehre seinen trefflichen Character, und darum habe ich nach ihm gefragt.“ — „Mein Verwandter Pe hat viel Stolzes und Unbiegsames in seinem Character,“ war die Antwort. „Wie konnte er Ihnen Zuneigung einflößen?“ — „Ein gemeiner Mensch ist nie-

mals unbiegsam," erwiederte Sse Yeoupe, „und der Stolz würde denjenigen, der kein Talent hat, übel kleiden. Bey einem Gelehrten aber ist jede dieser Eigenschaften an ihrer Stelle. Darum kann meine Zuneigung für jenen nicht anders als der Sache gemäß seyn. Dennoch hat dieser edle Herr, meines Erachtens, einen Fehler." — „Welchen Fehler?" fragte Pe. — „Sein Urtheil steht nicht sehr fest, und er ist zuweilen der Spielball von Ränkemachern," sagte Sse Yeoupe. — „Ja, das dachte ich auch schon," erwiederte Pe. „Aber, Herr Lieou, da Sie in keiner Verbindung mit ihm stehen, wie kennen Sie ihn denn so gut?" — „Der edle Herr Pe," war die Antwort, „hatte eine Tochter, der an Verdienst und Schönheit noch keine andere gleich kam. Sie müssen es wissen, edler Herr, weil Sie sein Verwandter sind." — „Ja, ich weiß etwas davon," versetzte Pe. — „Nun," fuhr jener fort, „da er eine solche Tochter hatte, so mußte ihn allerdings die Wahl eines Eidams beschäftigen. Jedoch die Nachforschungen, welche er nach allen Seiten hin anstellte, waren allein auf reiche, aber verdienstlose, junge Leute gerichtet; er schenkte Männern von Talent, die er vor Augen hatte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Darum, meine ich, hat er kein festes Urtheil." — „Haben Sie meinen Verwandten besucht, Herr Lieou?" fragte Pe. — „Ich ging nach seiner Wohnung, konnte ihn aber nicht sehen," antwortete Sse Yeoupe. — „Nun denn, Herr Lieou," sagte Pe, „fällen Sie kein zu strenges Urtheil über meinen Verwandten. Der Zufall war ihm ungünstig, weil er nicht mit Ihnen zusammentreffen konnte. Hätte er Sie gekannt, Herr Lieou, dann würde er in Ihnen alle Annehmlichkeiten des

Tseutou gefunden haben." — „Ich verdiene gar nicht dieses Lob," erwiederte Sse Yeoupe. „Aber gewiß war derjenige, welchen er in sein Haus zog, kein vollendeter Mann." — Diese Worte brachten Pe zum Nachsinnen. „Die Dinge dieser Welt nehmen einen sonderbaren Lauf!" dachte er; „ich begehe, wie Jedermann bekannt, einen Irrthum mit jenem Tchangfanjou, und als ich die Augen auf einen gewissen Sse Yeoupe werfe, weiß Niemand, wer er ist. Hier kann man wohl sagen, daß eine gute Nachricht nicht vor die Thüre kommt, und daß eine schlechte sich auf tausend Meilen verbreitet." — Dann wandte er sich an Sse Yeoupe, und fuhr fort: „Im Collegium von Kinling befand sich ein Eleve, Namens Sse Yeoupe. Kennen Sie ihn, Herr Lieou?" — Dieser ward etwas betroffen, und sprach bey sich selbst: „Warum fragt er mich das?" — „Sse Yeoupe und ich," erwiederte er dann, „sind Mitschüler, und er ist einer meiner besten Freunde. Aus welchem Grund aber fragen Eure Hochedlen nach ihm?" — „Erlauben Sie mir noch eine Bitte, Herr Lieou," sagte Pe. „Wie groß mag wohl das Talent dieses Sse Yeoupe seyn?" — „Er ist nicht geschickter, als ich," antwortete jener lächelnd. — „Wenn er die Vergleichung mit Ihnen aushält, so kann man ihn schon beurtheilen," versetzte Pe. „Mein Verwandter sagte mir, er habe diesen jungen Sse gewählt, um ihm seine Tochter zu geben, und die andern wären verschwunden, wie betäubte Fliegen oder wie Schmetterlinge, die ein Wirbelwind davon führt. Sagen Sie noch, Herr Lieou, daß er kein sehr festes Urtheil habe?" — Diese Worte erregten in Sse Yeoupe's Herzen ein Gemisch von Ueberraschung

und Freude, die aber bald eine unaussprechliche Reue nie-
derschlug. „Ach!“ rief er, „so beging ich denn eine Un-
besonnenheit, die nicht zu entschuldigen ist!“ —

Nach dieser Unterredung sprachen beyde noch über die
Annehmlichkeiten des Landes, worin sie waren. Sie sas-
sen beysammen bis zum Anbruche der Nacht. Jetzo standen
sie auf, und wandelten mit einander bis an das Kloster
zurück, wo sie sich trennten.

Der Blick aus einem schönen Augenpaar
Ermüdet nicht, und zwischen edlen Herzen
Verlängert sich von selber das Gespräch.
Was sieht man hinter jenen Weiden zieh'n,
Und über dem Gebirg? Der Vögel Schaaren,
So jetzt die Dämm'rung aus den Wolken ruft. —

Als Sse Yeoupe wieder zu Hause war, überließ er
sich ganz seinen Betrachtungen. „Der edle Herr Pe,“
sagte er, „hatte mir also einen Platz in seinem Schooße
gewährt! Hätte ich mich schlechthin ihm vorgestellt und um
den Ehebund angehalten, dann wäre keine abschlägliche Ant-
wort erfolgt. Nur der Gedanke, um die Vermittlung des
Gou Touïan zu bitten, ferner das Verlangen, mir
Achtung zu erwerben, ein Verlangen, das mich Monate
und Jahre zurückhielt — alles das war Schuld, daß ich
zu spät wiederkam, und unterdessen haben Schmerz und
Kummer das Fräulein Pe zu den neun Quellen geführt.*)
Stürbest du nach solchem Mißgeschick vor Gram, o Sse
Yeoupe, dann würde auch der Tod dein Verbrechen nicht
gut machen! Aber ich dachte nicht gleich an jenen eiteln
Ruhm. Lo Mengli legt mir durch seine wiederholten
Ermahnungen die Pflicht auf, ihn zu suchen. — Diese

*) Wir würden sagen: an die Ufer des Styx.

Ermahnungen," fuhr er fort, „hatten einen guten Grund. Er versicherte mich, daß, wenn ich einmal die öffentliche Achtung erlangt habe, mir alles andere leicht sey. Konnte man aber voraussehen, daß Fräulein Pe mir so bald entrissen und er selber spurlos verschwinden würde? O gewiß! mein Ehebund steht nicht in den Büchern des Schicksals. Daher kommen so viele Leiden und Widerwärtigkeiten! Aber vor einigen Tagen verkündete mir der Eremit eine Begegnung an diesem Ort, und in der That fand ich jenen Greis. Er zeigte mir den Tag des Kalenders an, und wirklich ist es seitdem der dritte im Zeitenlauf. Je mehr ich darüber nachdenke, je unbegreiflicher scheint mir die Sache. Soll denn etwa das Schicksal meiner Heirath von jenem Greis abhängen?" —

Sse Yeoupe brachte die ganze Nacht in einer großen Verwirrung von Ideen und Betrachtungen zu. Am folgenden Morgen schrieb er sogleich eine Visitenkarte in ehrerbietiger Form, und erschien in Pe's Wohnung. Dieser behielt ihn bey sich. Sie sprachen, mit der Tasse in den Händen, über das Alterthum und über die Literatur. So verging der Tag, und nur der Abend trennte sie. Pe machte am folgenden Tage Sse Yeoupe einen Gegenbesuch, der ihn denn auch zu einem kleinen Mahle behielt. Seitdem waren sie unaufhörlich beysammen, und dichteten entweder gemeinschaftlich, oder erfreuten sich an dem Anblick der Blumen und am Schauspiel der Gewässer. Ihre Gemüthsart entsprach sich, und Ihre Herzen waren im Einklange. Sie verließen einander den ganzen Tag nicht mehr. „Man rühmt die Talente des Sse Yeoupe," dachte Pe; „aber noch habe ich ihn nicht gesehen. Mit Lieou bringe ich

schon mehrere Tage zu. Ich konnte von Grund aus seinen Character studiren. Er hat ein sehr hervorragendes Talent, sehr ausgebreitete Kenntnisse. Dabey ist sein Aeusseres angenehm, und seine Physiognomie verkündet einen tüchtigen Mann. In den zwey Hauptstädten und in allen Provinzen, so ich durchreis't, habe ich viele junge Leute gemustert, aber keinen einzigen gefunden, der so viele gute Eigenschaften vereint, wie dieser. Versäume ich eine solche Gelegenheit, dann ist er nicht der einzige, der über mein wenig festes Urtheil spotten kann. Es liegt hier nur etwas zum Grunde. Wenn ich blos eine Verbindung mit Houngiu schließe, so kann meine Nichte Mengli fragen, wo sie einen eben so würdigen Gemahl finden soll, und sie können mich beschuldigen, daß meine Zuneigung auf den Verwandtschaftsgrad berechnet sey. Ist aber jetzt die Rede von Lo Mengli, und stelle ich erst nachher meine Forschungen für Houngiu an, so hieße das eine Aufopferung meiner persönlichen Gefühle. Ich sehe in den beyden Muhmen ein gleiches Talent, eine gleiche Schönheit. Ihre Charactere stimmen vollkommen miteinander überein. Das Beste ist, ich vermähle sie beyde mit dem jungen Lieou, und damit ist die ganze Angelegenheit beendigt. Welches glückliche Ereigniß! Der junge Mann besitzt, wie ich sehe, Talente, die ihn dereinst in die Academischen Gärten führen. Zudem ist es nicht gerade der Ruf, was mich einnimmt; kein anderer, als er, kann mir für diese Verbindung gefallen." —

Er wandte sich also an Sse Yeoupe, und sagte zu ihm: „Ich habe eine Angelegenheit, über welche mit Ihnen zu sprechen ich allerdings Jemand beauftragen sollte.

zeugt von einem treuen und warm liebenden Herzen. Aber Sie sind jung, Herr Lieou, und sollten an die Folgen dieses Entschlusses denken, ob nämlich keine Schranke den Sturm Ihrer Leidenschaft hemmen kann. Wird Ihnen die verlorene Perle wieder zu Theil, dann haben Sie Verbindlichkeiten, die Sie mit Recht erfüllen müssen. Sollten Sie aber, wenn diese niemals wieder kommt, sich deshalb dem ehelosen Stande weihen?" — „Ihre Lehren," antwortete Sse Yeoupe, „sind so weise, daß ich mich denselben mit Ehrfurcht fügen muß. Da ich aber ohne Verdienst und Talente bin, so darf ich wohl fürchten, daß die auf mich gefallene Wahl wenig Ehre über die Schwelle Ihres Hauses bringen wird." — „Für ein armes Haus wie das meinige," sagte Pe, „ist es ein wahres Glück, sich mit einem Weisen Ihrer Art zu verbinden." — „Ich muß also den Beweis von Gewogenheit, dessen Sie mich werth halten, empfangen," war die Antwort. „Aber wie trifft man die nöthigen Anstalten?" — „Das einmal gegebene Wort bindet für das ganze Leben," sagte Pe; „und was die Acte und üblichen Schritte anlangt, so wird, wann der Vermählungstag kommt, nichts unterlassen seyn." —

Beyde empfanden gleiche Zufriedenheit über den geschlossenen Bund. Sie hielten sich noch drey oder vier Tage auf, um die Landlust zu genießen. Hierauf äusserte Pe den Wunsch, zuerst weg zu gehen. „Ich bin lange von Hause entfernt," sagte er; „ich muß also morgen zurückkehren. Und wann denken Sie zu kommen, Herr Lieou?" — „Ich habe hier kein Geschäft," erwiederte Sse Yeoupe. „Nach Ihrer Abreise, edler Herr, trete ich meinen Weg an. Ich werde nur etwa vierzehn Tage lang von Ihnen

getrennt seyn, und frage dann nach Ihnen in dem Dorfe, das Sie bewohnen." — „Auf den gemeldeten Zeitpunkt wird das Haus gekehrt und in Ordnung seyn, um Sie zu empfangen," antwortete Pe. — Damit war ihre Unterhaltung geendigt, und am folgenden Tag nahm Pe Abschied, und reis'te fort.

Sse Yeoupe überließ sich jetzt allein seinen Betrachtungen. „Wahrhaftig!" dachte er, „es liegt etwas Uebernatürliches in den Weissagungen jenes Eremiten. Bey allem, so er mir verkündet, war kein Wort, das sich nicht bewahrheitet hätte. Nur kann ich mir nicht erklären, was er in Hinsicht meiner Beförderung gemeint, indem er versicherte, der Grad eines Academikers wäre mir nicht entzogen."

Er brachte noch einige Tage mit Wanderungen in der Gegend zu. Hierauf dachte er, es wäre doch Zeit abzureisen, und im guten Glauben, daß er nicht erkannt sey, beauftragte er einen Diener, ihm eine Barke zu miethen, und schlug den Weg wieder ein, den er hieher genommen, indem er über den Strom von Tsiantang ging.

Nun muß man wissen, daß der Statthalter Yang, indem er Sse Yeoupe öfteren Verdruß erregt, dabey keine andere Absicht hatte, als ihn zu nöthigen, daß er seinen Heirathsvorschlag eingehe. Allein Sse Yeoupe hatte selbst den Entschluß gefaßt, abzudanken und sich zu entfernen. Als der Präfekt und die Unter-Präfekte jenem diese Nachricht entdeckten, war er deshalb ein wenig entrüstet, und gab diesen Beamten Befehl, zur Verfolgung des Flüchtlings Leute nach allen Straßen hin auszusenden. Wo aber hätte man seine Spuren entdeckt? Der Präfekt, und die Unterpräfekte machten wieder ihren Bericht über den miß-

lungenen Erfolg. Dieses unangenehme Ereigniß führte den Statthalter auf eine Betrachtung: „Sse Yeoupe," dachte er, „ist ein Untergeordneter; allein er war sehr kurze Zeit im Dienst, und hat in seiner Amtsführung keine Fehler begangen. Obgleich es nicht offenbar ist, daß ich ihn zum Abschied nöthigte, so bin ich im Grunde doch Schuld daran. Der Intendant und der Provincialrichter wissen das sehr gut. Erfährt es nun Sse Fanghoeï, der bey Hofe ist, so wird er mir feindlich gesinnt. Die Sache hat wirklich etwas recht Verdrießliches." —

Er war gerade mit diesen Ideen beschäftigt, als man ihm die Zeitung brachte. Er eröffnete sie, und sein erster Blick fiel auf eine Erklärung des Ministeriums der persönlichen Angelegenheiten, worin dasselbe einen Fehler, den es begangen, erkannte. Diese Erklärung war von einem kaiserlichen Dekrete begleitet, das im Wesentlichen Folgendes enthielt: „Sse Yeoupe, welcher den ersten Platz bey der zweyten Prüfung der Doctoren empfing, hätte für eine der Hofstellen bezeichnet werden sollen. Wie kam es, daß man ihn als Richter in die Provinz Tschekiang schickte? Ein solches Benehmen verdiente exemplarisch bestraft zu seyn. Da aber das Ministerium selbst seinen Fehler erkannt, so hat es sich dadurch einige Nachsicht erworben. Sse Yeoupe soll in das Amt, welches er zu erhalten verdient, eingesetzt, und ein anderer an seine Stelle zum Richter in der Provinz Tschekiang ernannt werden. Ehrfurcht!" —

Man hat schon früher gesehen, daß Sse Yeoupe für eine der Hofstellen bezeichnet war, daß aber einige Große, mißvergnügt über seinen Rang, das Mini-

sterium der persönlichen Angelegenheiten genöthigt hatten, ihm ein Richteramt in Tschekiang zu verleihen. In der Folge aber widersetzten sich die Mitglieder des hohen Collegiums dieser Uebertretung der bestehenden Verordnungen. „Zwey Personen," sagten sie, „wurden für die Academie erwählt; es ist kein Grund da, einem davon eine Beamtenstelle zu geben." Sie wollten sogar ein öffentliches Gesuch einreichen, worin das Ministerium der persönlichen Angelegenheiten wegen Verletzung der Gesetze und wegen Pflichtvergessenheit angeklagt und ein Urtheil gegen dasselbe verlangt würde. Letzteres, dadurch in Furcht gebracht, fand kein anderes Mittel, als selbst seinen Fehler zu bekennen, und übergab eine Erklärung, welche das erwähnte Dekret zur Folge hatte.

Sse Yeoupe's Wiedereinsetzung in den Doctorgrad der großen Academie war dem Statthalter Yang gar nicht angenehm. Er fürchtete, Sse Yeoupe möchte im Herzen einen Haß gegen ihn bewahren, und, wenn er einmal bey Hofe sey, in Bezug auf jenen Gegenstand nicht sehr vortheilhaft von ihm sprechen. Der einzige Weg, auf den er sich besann, war, daß er fortwährend Leute ausschickte und sich alle Mühe gab, jenen wieder zu finden.

Nun hatte der Präfekt eines Tags Gesellschaft auf den westlichen See eingeladen. Da seine Gäste noch nicht angelangt waren, so befand sich dieser Beamte allein in seiner Barke, und vertrieb sich damit die Zeit, daß er aus dem Fenster schaute. Dies war gerade der Tag, wo Sse Yeoupe, der über den Fluß gegangen, auf dem See ankam. Er nahm auf einem kleinen Fahrzeuge seine Richtung von Süden gegen Norden. Als er an der großen Barke des

...tung
Barke des

Präfekten vorbeyfuhr, ward er bald von den Leuten desselben erkannt. Sie zeigten auf ihn, und riefen: „Da ist der edle Herr Sse!“ — Der Präfekt erhob sein Haupt, und erkannte auf den ersten Blick, daß es wirklich Sse Yeoupe sey. Er befahl, man solle ohne Zeitverlust die Landung des edlen Herrn Sse aufhalten, und ging schnell an das äusserste Ende seines Schiffes, um ihn zu empfangen. Die Wachen erreichten bald Sse Yeoupe's kleines Fahrzeug, und führten es an den Vordertheil der Barke. Sse Yeoupe, der sich von dem Präfekten entdeckt sah, fand kein Mittel, diesem Beamten zu entgehen, und war also genöthigt, dessen Schiff zu besteigen. Letzterer empfing ihn auf sehr gefällige Weise. „Edler Herr Sse,“ war seine Anrede, „warum zogen Sie denn ohne Abschied von uns hinweg? An wie viele Orte habe ich nicht gesandt, um Sie aufzusuchen!“ — „Meine träge und unthätige Natur,“ antwortete Sse Yeoupe, „taugte wenig für Geschäfte. Darum gab ich so plötzlich meine Entlassung. Ich wollte die Fehler vermeiden, die ich ohne Zweifel in Ausübung der Gerechtigkeitspflege begangen hätte. War ein solches Verfahren nicht recht und der Vernunft gemäß? Aber konnten Sie, Herr Präfekt, sich wirklich die Mühe geben, an mich zu denken?“ —

Der Präfekt lud Sse Yeoupe nun ein, in seine Barke zu treten. Er begrüßte ihn, ließ sogleich einen Armstuhl an die obere Stelle tragen, und bat seinen Gast, sich niederzulassen. Sse Yeoupe verweigerte es, und ersuchte um den Platz gegen Morgen oder gegen Abend. Allein der Präfekt versetzte: „Mein Herr, Sie müssen allerdings den Ehrenplatz einnehmen. Jenes wäre zu große Demuth von

Ihrer Seite." — „Aus welchem Grund ändern Sie die Art mit mir zu sprechen?" fragte Sse Yeoupe. „Warum sollte ich nicht an meiner Stelle bleiben, und warum wollten Sie die Ihrige verlassen?" — „Ein Doctor der großen Academie hat Vorrechte, welche nicht die eines Beamten meiner Art sind," antwortete der Präfekt. „Ich erlaube mir nicht mehr, solche wie ehemals anzuwenden." — Höchst erstaunt über diese Worte rief Sse Yeoupe: „Ich habe meine Stelle niedergelegt, und bin also ein Mann ohne Amt. Was sagen Sie mir da von der großen Academie?" — „Es scheint, edler Herr," war die Antwort, „daß Sie noch nicht die Zeitung gelesen haben. Das Ministerium der persönlichen Angelegenheiten beging einen Irrthum, indem es Eure Excellenz für ein richterliches Amt wählte. Ihre Academie widersetzte sich diesem Verstoß gegen die bestehenden Verordnungen; sie wollte öffentlich dawider auftreten, und als das Ministerium sich im Drange sah, entschloß es sich zu einer Erklärung, wodurch es seinen Fehler bekannte. Schon war ein Dekret erlassen, welches die Sache in den gehörigen Stand setzt. Ehrfurcht und Freude, edler Herr! Geruhen Sie, meinen Glückwunsch anzunehmen!" —

Durch diese Nachricht war Sse Yeoupe's Gemüth eben so sehr überrascht, als erheitert: „Welche übernatürliche Kraft," dachte er, „liegt in den Weissagungen des Eremiten!" —

Beyde ließen sich nieder, und setzten, nachdem sie den Thee genommen, ihre Unterhaltung noch eine Weile fort. Sse Yeoupe wollte nun aufstehen und sich entfernen, aber der Präfekt gab es nicht zu. „Seit der Abreise Eurer Excellenz," sagte er, „ist der Statthalter sehr gequält. Er

war höchst unzufrieden mit mir, daß ich Sie nicht zurückhielt. Noch gestern sagte er zu den Unterpräfekten und zu mir, wir sollten an alle Orte nach Ihnen senden. Da ich Sie nun heute antraf, so nehme ich es nicht auf mich, Sie so leichthin gehen zu lassen." — Und sogleich gebot er die Abfahrt, und führte Sse Yeoupe selbst in das Kloster von Tchaoking, wo er ihn bat, sich im Saale der Betrachtungen zu verweilen. Er bestellte vier Garden zu dessen Begleitung, und begab sich dann wieder auf die Barke, um seine Gäste zu bewirthen.

Mittlerweile hatten andere schon den Behörden die Nachricht überbracht. Es kamen nun zuerst die zwey Unterpräfekte, nebst den Angestellten der Präfektur, um Sse Yeoupe einen Besuch abzustatten. Den folgenden Tag machten ihm die Intendanten und übrigen Magistratspersonen ihre Aufwartung, und nicht lange darauf erschien auch der Statthalter Yang. Schon während des gegenseitigen Grußes brachte er mehrere Entschuldigungen vor. Zugleich ließ er eine Collation auf dem See veranstalten, und bewies sich über die Maßen gefällig und aufmerksam. Sse Yeoupe benahm sich gegen ihn als sein ehemaliger Untergeordneter, und zeigte weder Stolz noch Empfindlichkeit.

Es gibt der Stellen viele, groß und klein;  
Doch bey'm Beamten seht auf die Verrichtung!  
So ist es mit der Roll' im Wasserschöpfen:  
Sie geht bald hoch, bald tief, eh' man's verseh'n. —

Während dieser Zeit hielt sich Tchangfanjou, anstatt nach Hause zurückzukehren, fortwährend an den Ufern des See's auf. Als er Sse Yeoupe's hohe Beförderung vernahm, konnte er nicht umhin, an das zu denken, was

er angestellt hatte. „Wie?“ sprach er bey sich selbst; „ein Statthalter, der ihn vor einiger Zeit so übel behandelte, empfängt ihn nun auf solche Art? Man kann mit aller Wahrheit sagen, daß das Benehmen der Menschen sich mit der Lage der Dinge ändert. Und du, guter Tchang, wärst du allein so thöricht, dir ihn zum Feinde zu machen? Er hat mir in allen Beziehungen, die ich mit ihm unterhalten, nicht das mindeste Leid zugefügt. Es gab zwischen uns nur jenen kleinen Streit wegen Fräulein Pe. Aber warum soll ich nicht ietzt, da dort für mich keine Hoffnung mehr blüht, seine Augen von neuem erhellen und mir dadurch einen Freund verschaffen? Gebe ich ihm Fräulein Pe wieder, so wird er entzückt seyn, und ich befinde mich dann nicht übel in der Verbindung mit einem Doctor der grosen Academie.“ —

Als dieser Vorsatz beschlossen war, machte er Sse Yeoupe einen Besuch. Nach den üblichen Grüßen nahm Tchangfaniou das Wort, und sprach: „Wissen Sie, edler Herr, den Grund, warum ich Ihnen heute einen Besuch abstatte?“ — „Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte Sse Yeoupe. — „Um mich zu entschuldigen und Ihnen Glück zu wünschen,“ war die Antwort. — „Welche Entschuldigung fände zwischen Freunden statt, die einander kein Unrecht gethan?“ sagte Sse Yeoupe. „Und die Stellen — seyen es welche bey Hof oder in einer Provinz — sind immer Stellen. Warum sollte man mir Glück wünschen?“ — „Nicht deshalb wünsche ich Ihnen Glück,“ antwortete Tchangfaniou, „sondern wegen etwas, das Ihnen die größte Freude verursachen wird.“ — „So hoffe ich,“ sagte iener, „daß Sie mich darüber belehren.“ — „Die Nach-

richt," fuhr Tchangfaniou fort, „welche ich Ihnen letzthin über den Tod des Fräuleins Pe gab, war falsch, und der Fehler, den ich beging und weshalb ich mich zu entschuldigen komme, ist, daß ich sie Ihnen erzählt habe. Erfüllt Sie nicht mit Entzücken, was ich Ihnen da melde? Nur dieses betrifft mein Glückwunsch." — „Wie?" rief Sse Yeoupe voller Wonne. — „In Wahrheit, sie ist noch nicht todt," sprach Tchangfaniou lachend. „Was ich Ihnen sagte, war nur ein Scherz." — „Und welcher Grund zu einem solchen Scherz?" rief Sse Yeoupe noch ganz überrascht und eben so erfreut. — „Es gab allerdings einen Grund," versetzte Tchangfaniou. „Der Statthalter Yang wünschte einen Familienbund mit Ihnen, und da er wußte, daß Sie von Fräulein Pe entbrannt waren, gab er mir den erniedrigenden Auftrag, Ihnen dieses Mährchen zu erzählen, damit hierdurch Ihren Hoffnungen ein Ziel gesetzt werde." —

Das Letztere bekräftigte die Wahrheit des Ganzen. Sse Yeoupe stand auf dem Gipfel der Freude. Er brach in Lachen aus, und rief: „Wohlan, mein Herr! Wenn dem so ist, dann haben Sie sich in der That einen Fehler vorzuwerfen, und ich habe allen Grund, vergnügt zu seyn!" — „Erlauben Sie, edler Herr," sagte Tchangfaniou, „daß ich Ihr Unterhändler werde. Der Dienst, welchen ich Ihnen zu leisten denke, soll meine Schuld, so weit es möglich ist, tilgen." — „Mein Vater und Gou Touïan," antwortete Sse Yeoupe, „haben schon Briefe wegen dieser Sache geschrieben. Ein Schritt von Ihrer Seite, mein lieber Herr, kann nicht anders als sehr vortheilhaft seyn. Darf ich Ihnen diese Mühe verursachen?" — „Ein Mann

von Talent und eine vollendete Schönheit sind seltene Wesen in der Welt," sagte jener. „Schon der hat Ruhm, der sie vereinen kann. Wie mögen Sie also von Mühe sprechen?" — „Erlauben Sie also, daß ich einen so großen Beweis Ihrer Gefälligkeit erwarten darf, so werde ich morgen sogleich bey Ihnen seyn, und Sie um das Weitere bitten," erwiederte Sse Yeoupe. — „Das einmal entlassene Wort könnten vier Pferde nicht aufhalten," sagte Tchangfanjou. „Sie werden zugeben, daß es besser ist, wenn ich morgen sogleich abreise. Sie sind, edler Herr, ein Bewohner des Jaspissaals. Ihr hochberühmter Vater und Gou Touïan haben beyde schon Briefe abgesandt. Das erste Wort beendigt die Sache. Folgen Sie mir also nur nach, und Sie genießen das Glück, die duftreichen Kerzen in die Hochzeitkammer zu stellen." — „Wenn Sie das vollenden, was Ihre Güte mir verheißt," antwortete Sse Yeoupe, „dann wird mein Dank nicht gering seyn, und es ist meine Pflicht, mich für einen solchen Dienst erkenntlich zu beweisen." —

So endete das Gespräch. Tchangfanjou nahm Abschied und entfernte sich. Sse Yeoupe war wieder allein und seinen Gedanken überlassen. „Wiewohl Fräulein Pe noch lebt," dachte er, „so ist doch unsere Heirath noch manchem Zufall unterworfen. Erst neulich schloß ich eine Verbindung mit Hoangfou; wie kann ich von dieser wieder absehen? Er ist ein Mann voller Güte und von dem edelsten Character. Er hat auf die wohlwollendste Art gegen mich gehandelt. Kann ich dafür undankbar seyn? Hätte er mir nur eine Gattin anzubieten, so könnten beyde Gegenstände gleichen Schritt halten. Aber Hoangfou

sprach von zwey Jungfrauen. Welche Vorschläge soll ich ihm thun? Die Weissagungen des Eremiten waren Schuld, daß ich sein Erbieten annahm. Denn alles in den Reden desselben hat sich bewahrheitet. Wäre es anders mit dem Schicksal meiner Heirath? Dachte er, als er mir dieselbe einzugehen rieth, meine Verbindung mit Fräulein Pe könne niemals statt haben? — Der edle Hoangfou," (dachte er weiter,) „ist ein sehr gerader und freymüthiger Mann. Während unsers Gesprächs sagte er, wir müßten uns im Augenblick des Handelns nach den Umständen richten. Das beste, was ich thun kann, ist, ich schreibe ihm einen Brief unter meinem damaligen Namen Lieou, theile ihm alle besondere Umstände dieser Begebenheit mit, und befrage ihn über den Entschluß, den ich fassen soll. Wer weiß, ob er mir nicht einen Ausweg angeben kann?" —

Auf diesem Entschluß beharrend, schrieb er sogleich den Brief. Als er am folgenden Tag Tchangfanjou besuchte, sagte er ihm nur, er habe ihn um einen Freundschaftsdienst zu bitten? Dieser beträfe ein Schreiben, das er Hoangfou, einem Bürger im Dorfe Kinchi, zustellen möchte. Tchangfanjou übernahm gern den Auftrag, und begab sich unverzüglich auf den Weg. Einige Zeit nachher reis'te auch Sse Yeoupe fort. Viele Magistratspersonen vom Lande Tchekiang gaben ihm das Geleit, und er schlug die Straße nach Kinling ein.

Der Schmetterling, der ringsum fliegt, er bleibt
Ein Schmetterling; jedoch der Strauch, er ist
Nicht der gefällte Hirsch, der Hirsch kein Strauch.
Will man enthüllen, was die Zukunft bringt,
So folge man ganz sachte jenem Weg,
Der nur allein bis an das Ende führt. —

Lassen wir nur Sse Yeoupe den Schritten Tschangfanjou's nachziehen! — Die Fräulein Pe und Lo hatten seit Pe's Abreise jeden Tag und jeden Abend miteinder zugebracht. Sie beschäftigten sich mit Literatur und mit Dichten, welches ihre Lieblingsunterhaltung war. Eines Tags brachte der Thürhüter zwey Briefe; der eine war vom Doctor Gou, der andere vom General-Inspector Sse. Wann Pe zu Hause war,*) hatte seine Tochter das Recht, alle seine Briefe zu öffnen und zu lesen. Daher entfaltete sie diese zwey, und las sie gemeinschaftlich mit Fräulein Lo. Das Schreiben des General-Inspectors Sse enthielt Folgendes:

„Ihr alter Bruder Sse Youan hat die Ehre, Ihnen seine Hochachtung, seine Grüße und seine besten Wünsche darzubringen.

Geheime Mittheilung.

„Seit Ihrer glorreichen Wiederkehr ist ein ganzes Jahr verflossen, ohne daß ich Sie zu sehen die Ehre hatte. Ich denke, daß Sie in dem edlen Sitz der Einsamkeit, den Sie im Schooß der östlichen Berge bewohnen, und wo nur Wein und Dichtkunst Ihre Beschäftigung ausmacht, mit allen Arten von Glückseligkeit umgeben sind. Was mich anlangt, so bleibt selbst inmitten der Geschäfte, welche ich im Staatsdienste verrichten muß, Ihr Beyspiel meinem Geist immer gegenwärtig, und ist für mich die Quelle einer unaussprechlichen Beschämung.

*) Ich vermuthe, daß man lesen müsse: Wann Pe nicht zu Hause war. Ist jenes ein Fehler, so fällt er dem Original zur Last, und man soll sich immer verwahren, wenn man seinen Autor das Gegentheil von dem sagen läßt, was sich in seinen Worten findet.

„Mein Neffe Sse Yeoupe, der anfänglich unter die Candidaten Ihres Landes eingeschrieben, und von dem ich bisher getrennt war, hat sich mir im verwichenen Jahre dargestellt, als ich über meinen kinderlosen Zustand klagte. Ich habe ihn bey mir behalten und an Sohnes statt angenommen. Er war immer vom Zufall begünstigt, und wurde ohnlängst zum Richter in der Provinz Tschekiang ernannt. Aber obschon er das männliche Alter erreicht hat, ist er noch nicht verheirathet.

„Ihre Fräulein Tochter steht in der tiefen Einsamkeit, worin sie wohnt, hoch über den Eigenschaften, aus welchen der Bund der wilden Enten hervorgeht.*) Mein Sohn hat mir die Gefühle, so er für dieselbe hegt, und das Verlangen, sie zur Gattin zu erhalten, offenbart. Ich nehme nicht an, daß die Empfindung, welche in dem Herzen eines Jünglings oder eines Mädchens entglüht, einen Mann Ihrer Art hinreißen könnte. Wenn Sie jedoch eine arme und dunkele Familie nicht verschmähen, und wenn Sie derselben den Zugang zur östlichen Mauer Ihres Hauses gestatten, so wird gewiß unsere Dankbarkeit ohne Gränzen seyn. Allein wofern es Ihnen zuwider ist, die Umwindung des Epheus und der Flachsseide**) zu sehen, und

*) Die wilden Enten oder Wasserenten sind, wie man schon früher sah, bey den Morgenländischen Dichtern ein Bild treuliebender Gatten. Das Gegenwärtige heißt so viel, als daß Houngiu außerdem noch besondere Geistesvorzüge besitze.
A. d. Uebers.

**) Hier gilt das schon anderswo Bemerkte. Es ist nicht die Rede von einem botanischen Aequivalent, sondern überhaupt von fortkriechenden Pflanzen, die sich um Bäume schlingen.
**NB.** Die Flachsseide, auch Filzkraut (Cascuta) genannt, ist ein Gewächs dieser Art, das sich um Kräuter, Zweige ꝛc. windet. A. d. Uebers.

Sie wollen jenen nicht die Stütze eines hohen Baumes gewähren, so empfange ich ohne Bitterkeit Ihre Antwort, und erlaube mir nicht, den Fußstapfen eines Gewissen zu folgen, der uns voranging und nur den Spott unserer Freunde geerntet hat. Ich setze mein Vertrauen in dieses Blatt vom Maulbeerbaum,*) und erwarte die Befehle, die an mich zu erlassen Ihnen gefällt.“ —

Bey Lesung dieses Briefes glänzten die Augen der beyden Muhmen vor Freude. Sie öffneten nun den von Gou Touïan, und fanden Nachstehendes darin:

„Ihr Verwandter Gou Koeï grüßt Sie mit Hochachtung.

„Als ich im vergangenen Jahre genöthigt war, in Eile nach Hof abzugehen, habe ich Sie, in Folge eines Irrthums und zu Gunsten eines Ränkemachers, um die Stütze gebeten, welche vom Baum der Pflanze verliehen wird. Jener entlockte mir durch List das Schreiben, womit ich Eurer Hochedeln beschwerlich fiel. Aber sogar die Kunstgriffe der Bergdämonen würden einem so hellen Geist, wie der Ihrige, nichts abgewinnen. Jedoch der Fehler, den mein Leichtsinn mich begehen ließ, erlaubt keine Entschuldigung. Als ich in diesem Frühlinge wiederkam, um die Befehle des Kaisers zu empfangen, war ich bey unserem Bruder Sse, von welchem ich nicht ohne Staunen die Sache erfuhr, und der mich zuerst meinen Irrthum erkennen lehrte. Schon hatte Herr Sse mit Ehre in den Pallästen des Südens**) gekämpft und eine Stelle in der Pro-

*) Das Chinesische Papier wird aus der Rinde einer Art von Maulbeerbaum verfertigt, welche unsere Botaniker dem Andenken Broussouet's weihten.

**) Das Collegium von Nanking.

kommen seyn. Wie könnten wir in diesem Fall Nachricht von ihm erhalten? Es wäre gut, wenn er wüßte, daß ich hier bin.“ — „Du hast Recht,“ sagte Fräulein Pe, und sogleich beauftragte sie Jemand, den Thürhüter zu fragen, ob der edle Herr Sse schon seinen Besuch habe abstatten wollen. Der Thürhüter antwortete: „Der edle Herr Sse hat Jemand geschickt, um seinen Besuch zu melden, ich aber habe diesem geantwortet, daß mein Herr nicht zu Hause, und sonst Niemand da wäre, um ihn zu empfangen; wolle er daher einen Besuch machen, so wäre es genug, wenn er sein Billet bey dem Pfortenregister ließe, ohne daß er sich die Mühe gäbe, selber weither zu kommen. Sein Diener ging damit fort, und ich weiß nicht, ob er wiederkehren soll.“ — „Wenn man dem jungen Sse eine solche Antwort gab, wird er nicht wiederkommen,“ sagte Fräulein Pe. — „Das glaube ich selbst,“ erwiederte Fräulein Lo, „und wenn er auch käme, so hätten wir Mühe, ihm Nachricht zu geben.“ — „Welche Mühe?“ versetzte Fräulein Pe mit Lachen. „Du darfst, liebe Schwester, nur Mannskleider anziehen, und, wie früher, eine Zusammenkunft mit ihm haben.“ — Auch Fräulein Lo mußte über diesen Scherz lachen.

Welche Regung im Gemüthe der schönen
Jungfrau'n dort im inneren Gemache!
Welche Unruh' hebt den zarten Busen!
In der Seele wechseln Freud' und Trauer,
Und mit aller Muße weih'n sich beyde
Jenen Sorgen, die ihr Herz belasten. —

Dennoch waren beyde Muhmen zufriedener, als vorher. Was sich weiter mit ihnen begab, wird man im folgenden Kapitel erfahren.

## Neunzehntes Kapitel.
### Irrthum auf Irrthum; Widerwärtigkeiten überall.

Warum muß uns're Wünsche das Geschick so oft
Betrügen? Geht fast alles doch verworren zu!
Die Augen öffnend sieht man wohl, nicht er sey ich;
Doch jetzt im Wachen fragt man sich: Wer bin ich selbst?
Wie tausendfach betrügt in jedem Augenblick
Der Schein! Das Wahre zu erkennen, übersteigt
Oft unsre Macht: des Ehebundes Schicksal ist
Vorher bestimmt; doch unter Fällen mancher Art
Gerathet Ihr am Schluß in einen Irrthum noch. —

Während die beyden Muhmen unter solchen Gesprächen die Zeit in ihrem Gemache mit einander zubrachten, meldete man eines Tags unvermuthet die Ankunft des edlen Herrn Pe. Die Dame Lo und die zwey Fräulein kamen ihn zu empfangen, und bald trat Pe herein. Die Zufriedenheit mahlte sich auf seinem Antlitz, und noch grüßend sprach er zu der Dame Lo: „Heil und Freude, meine Schwester! Endlich habe ich den Eidam, den ich suchte, gefunden. Die Heirath meiner Nichte und Houngiu's ist ein abgeschlossener Gegenstand.“ — Die Dame Lo war entzückt über diese Worte. „Ach, Bruder!“ rief sie, „welchen Dank bin ich Ihnen für einen so großen Beweis Ihrer Güte schuldig!“ — Als sie ihren Gruß beendigt, traten die beyden Jungfrauen vor, und bezeigten Pe ihre Ehrfurcht. Lachend sprach dieser zu ihnen: „Fräulein, Ihr seyd zwey Schwestern, die an Talent und Schönheit miteinander

wetteifern können. Auch wollte ich nicht, daß Ihr getrennt würdet.“ — Beyde schlossen aus diesen Worten, es müsse von Sse Yeoupe die Rede seyn, den er ohne Zweifel in Hangtcheou angetroffen, und der sie zur Ehe begehrt habe. Darum waren sie im Herzen erfreut, und enthielten sich jeder Frage. Nun kam auch der junge Lo, und grüßte seinen Oheim. Man besorgte das Gepäck; sodann ward ein Mahl bereitet, um Pe's Wiederkehr zu feyern. Als dieser die Kleider gewechselt, ging er einen Theil des Tags zur Ruhe. Hierauf nahm jedes wieder seinen Platz ein, und als man saß, begann die Dame Lo: „Sie waren lange auswärts, mein Bruder. Nur bis zum Ufer des See's war Ihr Weg bestimmt; doch haben Sie ohne Zweifel Ihre Wanderungen noch weiter fortgesetzt?“ — „Ich war nach Hangtcheou gegangen,“ erwiederte Pe, „und aus Furcht, der Statthalter Yang denke, ich wolle ihm einen Besuch machen, habe ich meinen Namen geändert und mich den Bürger Hoangfou genannt. Während der Zeit, die ich am Ufer des See's zubrachte, war daselbst auch eine ziemliche Anzahl junger Leute, aber dabey kein einziger Mann von wahrem Verdienst.“ Hierauf erzählte er umständlich alles, was ihm begegnet war, wie er in dem Lustgang der kalten Quelle Verse gemacht, welchen eiteln Ruf sich Tchaotsianli und Tcheouchinwang erworben, und wie er ihre Aufschneiderey entdeckt habe. Diese Erzählung unterhielt die beyden Muhmen sehr, und sie konnten ihr Lachen nicht unterdrücken. „Was geschah aber nach diesem?“ fragte die Dame Lo. — „Ich hielt mich,“ war die Antwort, „ziemlich lang am Gestade des See's auf, und wandelte bald da, bald dorthin. Als ich

am Ende sah, daß es in dieser Gegend nicht mehr talentvolle Leute gab, als hier, ging ich über den Strom von Tsiantang, und begab mich in die Nähe von Chanyin, um die Merkwürdigkeiten der Grotte des Kaisers Yu in Augenschein zu nehmen. Hier begegnete ich einem jungen Mann, Namens Lieou, der auch aus Kinling gebürtig ist. Sein Aeusseres sowohl, als sein treffliches Benehmen, zeigt ihn wirklich als ein vollendetes Muster. Wir wohnten beyde in dem Kloster Yu. Abends und Morgens unterhielten wir uns von Literatur, oder dichteten miteinander. Wir durchgingen die alten und neuen Stoffe. So ward unsere Zeit über vierzehn Tage lang zugebracht. Nach dem vorzüglichen Aeussern dieses Mannes, seinem Geist, seinen ausgebreiten Kenntnissen und seinem hervorragenden Talente zu urtheilen, dünkt er mir geschaffen zu seyn, dereinst seinen Flug bis in die Gärten der Academie zu nehmen. Wie manche Menschen wandelten schon unter meinen Augen vorüber, und doch bemerkte ich noch keinen, der so viele herrliche Eigenschaften vereint! Ich wollte ihn mit Houngiu vermählen, fürchtete aber, daß meine Nichte mich einer ungerechten Vorliebe beschuldigen könne. Auch wünschte ich ihm meine Nichte zu geben, war jedoch wieder besorgt, Houngiu möchte klagen, daß ich ihr Anliegen vernachlässige. Schwer, glaube ich, wird es seyn, Jemand zu finden, der dem jungen Lieou gleichkommt. Mir fiel ein, daß Ohoang und Niuying sich beyde dem alleinigen Chun geweiht haben. Schon gab es Menschen, welche dieses alte Beyspiel nachahmten. Zudem fand ich, daß unsere zwey nicht allein Freundinnen, sondern auch durch die zärtlichste Liebe vereint seyen, und sie zu trennen hätte

mich sehr geschmerzt. Also habe ich ihm beyde aus eigner Bewegung und mit eigenem Munde versprochen. Wie groß ist meine Zufriedenheit, daß ich diese Verbindung schließen konnte! Und was denken Sie davon, meine Schwester?" —

Während dieser Rede saßen die beyden Muhmen ganz bestürzt da. Eine sah die andere an, und wagte nicht, das mindeste Wort vorzubringen. — „Mein Bruder," sagte nun die Dame Lo, „Ihr Gedanke war sehr gut. Ich fand allerdings, daß Mengli zu jung wäre, um der Ernte des Marsilischen Krautes und des hochzeitlichen Alisma vorzustehen. Jetzt aber, da sie meine Nichte zur Gefährtin und zur Stütze erhält, bin ich vollkommen ruhig. Weil zudem der junge Lieou so viele Verdienste und Annehmlichkeiten hat, so wäre die Zufriedenheit ihres Lebens gesichert. Ihr Schwager wohnt am Ort der neun Quellen, und wie er kann auch ich die Augen schließen." — Pe schien auf dem Gipfel der Freude zu seyn. „Sie sprechen vollkommen meine Gesinnungen aus!" rief er. „Weil ich keinen Sohn habe, war Houngiu mein einziger Gedanke. Jetzt aber fand ich in Lieou einen Eidam, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Schließe sich, wenn es seyn soll, auch morgen mein Sarg! Froh und ohne Schmerz will ich ihn betreten." —

So sprach Pe voll Heiterkeit, und die Dame Lo nahm Theil an seiner Freude. Nur das Herz der zwey Jungfrauen, die sich zum stillschweigenden Beytritt gezwungen sahen, empfand die höchste Unruhe. Aber sie wagten nicht, den Mund zu öffnen, noch die mindeste Anspielung auf das zu machen, was Sse Yeoupe betraf. Endlich wandte Fräulein Pe ihre Augen nach Yansou. Diese verstand

ihren Blick, und brachte sogleich Pe die zwey Briefe des General-Inspectors Sse und des Doctors Gou. Als Pe sie gelesen, rief er: „Was? Derjenige, so die zweyte Stelle bey der Prüfung im Norden erhielt, ist Sse Yeoupe, Und er ist der Neffe von Sse Fanghoeï? Und dieser nahm ihn an Sohnes statt an? Darum also ließ er sich als Candidat von Honan einschreiben? Hätte ich alles das ein wenig früher gewußt, so war die Heirath bald geschlossen. Warum hat er mit seinem Antrag so lange gewartet? Ich schloß einen Vertrag mit dem jungen Lieou. Er steht also zurück. Was kann ich thun?" — Jetzt warf er die Augen auf seine Tochter, und sah, daß sie schweigend ihr Haupt senkte. Er dachte weiter nach und fuhr fort: „Jedermann rühmt Sse Yeoupe's Verdienst und Annehmlichkeiten. Zudem gewann er die zweyte Stelle bey der Prüfung. Ich denke wohl, er muß kein gewöhnlicher Mensch seyn. Aber ach! ich habe ihn ja noch nicht gesehen. Die Zahl der Männer von ächtem Verdienst ist sehr gering. Die talentvollen haben nicht immer eine angenehme Figur, und denen, welche letztere besitzen, fehlt manchmal das Talent. Vollendung aber ist da, wenn Gestalt und Talent sich auf gleicher Stufe befinden. Jener kann ein Mensch von ganz gewöhnlichem Aeussern seyn, der nur auf sein Talent rechnet, oder ist wohl auch eines leichtsinnigen Betragens fähig. In keinem Fall wäre er dann ein Mann, wie ich ihn wünsche. Dagegen sind mir das Aeussere und die Talente des jungen Lieou bekannt; überdies scheint er einen Character voller Mäßigung und Sanftmuth zu besitzen; seine Sprache ist bescheiden, und seine Worte beweisen immer ein richtiges Urtheil. Er ist ein Mann, der

sich zur Vollkommenheit des Jaspis erhoben hat. Was den Ruf anlangt, den er einst erwerben kann, so zweifle ich nicht, daß er ihn auf das goldene Roß führt und ihm den Jaspissaal öffnet. Unstreitig ist der junge Sse auch ein Mann von Verdienst; aber ich sehe nicht, worin er dem jungen Lieou überlegen wäre. Zudem stehe ich schon mit jenem in Verbindung, und für diesen geschieht erst ein Antrag. Was soll ich hier thun, und welchen Entschluß soll ich hier fassen?" — „Bruder," versetzte die Dame Lo, „Sie haben selbst die trefflichen Eigenschaften des jungen Lieou beobachtet, und sie hatten Ihren Beyfall. Es läßt sich nichts an Ihrem Entschluß ändern. Was kann man weiter anordnen, wenn das Mädchen schon versprochen ist? Der junge Sse hat Verdienst. Was hilft es? Man kann nichts anders thun, als ihm antworten." — „Ja, das bleibt mir allein übrig," erwiederte Pe. „Wahrhaftig! der junge Sse ist vom Schicksal recht übel bedient. Anfänglich wählte ihn Gou Touïan nach meiner Absicht; er schlug es aus. Später wandte er sich an mich mit Versen, die er auf die Frühlingsweiden gemacht, und ward das Opfer einer Betrügerey. Ich bekam zwar Licht in der Sache, und ließ ihn überall suchen; aber nirgends ward er entdeckt. Jetzo findet er sich wieder, und wie der Brief, der sein Verlangen enthält, ankommt, stehe ich schon mit einem andern in Verbindung. So viele Widerwärtigkeiten geben den Beweis, daß er an den Bestimmungen der Ehe keinen Theil hat, weil nichts seinen Wünschen entsprechen kann." —

Diese Familie setzte noch eine Weile diese Unterhaltung fort, und trennte sich dann. Sobald jedes sich hin-

wegbegeben, eilte Fräulein Lo heimlich zu Fräulein Pe. „Schwester," sagte sie, „wir hatten Anfangs nur den alleinigen Sse; jetzt erscheint noch der junge Lieou. Wie läßt sich alles das in Ordnung bringen?" — Fräulein Pe seufzte und sprach: „In einem alten Sprüchwort heißt es, daß von acht oder neun Wünschen nicht zwey oder drey erfüllt werden. Dies können wir beyde jetzt auf uns anwenden. Wie viele Hindernisse und verschlungene Wege finden sich bey dieser Verbindung, die mit dem jungen Sse statt haben sollte! Man hätte geglaubt, daß mein Vater dazu geneigt wäre. Jener hatte den Gegenstand seiner Hoffnungen erlangt. Die Briefe des Generalinspectors Sse und des Doctors Gou meldeten seinen Antrag. Ueber den Erfolg schien nicht der mindeste Zweifel obzuwalten. Mein Vater suchte Jahrelang einen Gatten für mich, ohne daß er Jemand fand, der ihm behagte. Wer hätte vermuthen sollen, daß er plötzlich diesen Lieou anträfe? So ward aller Lohn der Mühe, die man so lange angewandt, an einem Morgen mit dem Laufe des Stromes entführt. Ist es möglich, diesen Gedanken zu ertragen?" — „Schwester," entgegnete Fräulein Lo, „welche Neigung auch Du und der junge Sse für einander haben, sie beruht im Grunde doch nur auf der Idee.*) Ihr habt Euch nie gesehen, nicht einmal von der Seite. Der Vertrag, so Euch angeht, kann vollzogen werden. Aber ich, die im trauten Gespräch ihre Hand in der seinigen hielt,

*) Dies scheint mir hier der richtige Sinn für den Ausdruck des Franz. Originals: Inclination secrète zu seyn. Denn eine geheime Neigung fühlen diejenigen, welche einander persönlich kennen, aber ihre Liebe noch nicht zu gestehen wagen. A. d. Uebers.

die ihm zur Seite saß, wo ihre Schulter die seinige berührte, und deren Mund Schwüre und Versicherungen aussprach, die ihm zwey- oder dreymal wiederholt wurden — sollte ich nun einem andern Manne geweiht seyn, und dem ersten nicht standhaft ergeben oder dem zweyten nicht treu bleiben, dies wäre mir schlechterdings unmöglich.“ — „Ich war nie in Gesellschaft des jungen Sse,“ erwiederte Fräulein Pe, „und dennoch bestand ein Herzenverein. Ueberdies hatte er die Aufgabe der Verse auf die Frühlingsweiden glücklich vollendet. Die Gedichte auf den Abschied des Kranichs und die Ankunft der Schwalbe, so ich von ihm verlangt, hatten einen gewissen Sinn und Beweggrund. Darum kann ich ihn nicht als einen mir gleichgültigen Mann betrachten. Aber in einer so zarten Angelegenheit fällt es Mädchen wie wir, Bewohnerinnen des inneren Gemachs, sehr schwer, den Mund zu öffnen und sich darüber auszusprechen.“ — „Ich begreife wohl, meine Schwester,“ war die Antwort, „daß es Dich im ersten Augenblick einige Mühe kostet, das, was Dich angeht, offenherzig zu erklären. Aber ich sehe nicht ein, was Dich hindern soll, etwas über dasjenige zu sagen, so mich betrifft. Mein Oheim hat die Absicht, unser Glück zu machen, nicht aber, ohne Grund unserem Verlangen entgegen zu seyn. Wäre ihm der unregelmäßige Schritt bekannt, zu dem ich mich bewogen fühlte, so würde er vielleicht einen andern Entschluß fassen.“ — „Was das Reden anlangt,“ sagte Fräulein Pe, „so soll es an mir nicht fehlen; doch ist es besser, wir warten ein wenig. Gestern hörte ich, mein Oheim Sou habe Urlaub genommen und käme nach Hause zurück. Ohne Zweifel besucht er uns in einigen Tagen.

Ist er hier, dann suche ich Gelegenheit, ihm die Sache zu erklären, und da ihn der junge Sse zum Unterhändler wählte, so wird er gewiß alles für denselben anwenden, was ihm zu Gebot steht. — „Dein Gedanke scheint mir recht gut zu seyn," erwiederte Fräulein Lo. Und so ward diese Angelegenheit in jeder Stunde und Minute der Gegenstand ihrer Berathschlagungen.

Es sind beschäftigt nur mit sich allein
Die Schönen, deren Herz so angeregt.
Doch fehlt des Vaters und der Mutter Stütze
Auch ihnen nicht. Gefunden haben sie
Den Pfirsichbaum, den mit dem höchsten Glanz
Von Farben selbst der Himmel ausgeschmückt:
Jedoch ihn will das allzudichte Laub
Noch ihrem holden Liebesblick verhüllen. —

Zwey oder drey Tage nachher kam der Doctor Gou, welcher Pe's Rückkunft vernommen, in Eile zum Besuch. Schon über ein Jahr waren die zwey Schwäger getrennt; darum hatten sie eine ausnehmende Freude, sich wieder zu sehen. Pe gab dem Doctor seine Wohnung in dem Pavillon der ländlichen Träume, und bald darauf erschien Fräulein Pe, um ihrem Oheim die schuldige Ehrerbietung zu bezeigen. Dies war für den Doctor ein Anlaß, Pe Folgendes zu sagen: „Wohlan, mein Bruder! Endlich haben wir den vollendeten Eidam, den Sie suchten, und nicht vergebens ward schon so lange von Ihnen alle Mühe und Sorgfalt angewandt. Sie stehen mit demselben nicht unter dem, was die Talente und die Reize meiner Nichte verdienen. Dies ist ein würdiger Stoff zur Freude, und ich muß ihnen alles Glück wünschen. Aber sagen Sie mir — ich bitte! — hat Sse Liansian schon die Hochzeitgaben gesendet?" — „Bruder," antwortete Pe, „ich bin

unendlich gerührt von diesen Beweisen Ihrer Freundschaft. Aber ach! „jene Sache kam nicht zu Stand.“ — „Das ist was Neues! Und warum nicht?“ rief der Doctor Gou im höchsten Erstaunen. — „Aus keiner andern Ursache,“ versetzte Pe, „als weil Ihr Brief, mein Bruder, und der des edlen Herrn Sse, zu spät angelangt sind. Ich hatte schon mit Jemand anders abgeschlossen.“ — „Mein Brief ist schon längst angekommen,“ sagte Gou; „wie konnte es zu spät seyn?“ — „Seit meiner Krankheit,“ antwortete Pe, „war mir der Aufenthalt zu Hause langweilig. Ich verreis'te daher sogleich im Anfange des Frühlings, um die schönsten Gegenden der Provinz Tchekiang zu durchwandern. Der Zufall ließ mich zu Chanyin einem jungen Dichter begegnen, dem ich Houngiu und Lo Mengli zur Ehe versprach. Bey meiner neulichen Rückkunft fand ich die zwey Briefe; Sie sehen also, daß es zu spät war.“ — „Wie heißt dieser junge Mann? Ich vermuthe, daß er aus Chanyin ist?“ fragte der Doctor. — „Sein Familienname ist Lieou, und was noch besser, er ist aus Kinling,“ war die Antwort. — „Wie sieht er aus, und wodurch, mein Bruder, hat er so schnell Ihren Beyfall erhalten?“ fragte Gou weiter. — „Was seine Annehmlichkeiten betrifft,“ sagte Pe, „so kommt ihm vielleicht jener Pangan, den das Alterthum rühmt, nicht gleich, und in Hinsicht des Talents kann man sagen, daß er dem Fangtseukian überlegen ist. Wie hätte ein solcher Mann nicht meinen Beyfall verdient?“ — „Bruder,“ antwortete jener, „haben Sie ihn befragt, ob er zu Kinling selbst oder in der Gegend wohnt?“ — „Er sagte mir,“ erwiederte Pe, „daß er in der Stadt wohne, und fügte

hinzu, daß er die Ehre gehabt, unter Ihren Augen die Prüfung zu bestehen." — „Das ist noch sonderbarer," versetzte Gou. „Wäre er aus Chanyin, so wollte ich nichts sagen. Es können dort noch verdienstvolle Männer seyn, die ich nicht gesehen habe. Hätte er sich für einen aus der Gegend von Kinling ausgegeben — nun! ich kenne daselbst nicht Jedermann, obschon ich von ihm gehört haben sollte. Es gibt vielleicht Talente, die mir entgangen sind und die ich außer Acht ließ. Wenn er aber sagt, daß er in der Stadt selber wohnt, und daß ich ihn kenne, so antworte ich, daß kein Einziger von meinen Freunden Lieou heißt, und ich eben so wenig einen geschickten Mann dieses Namens unter denjenigen sah, welche sich zu den Prüfungen stellten. Sollten Sie, mein Bruder, nicht von neuem durch irgend einen Ränkemacher getäuscht worden seyn?" — „Hätte ich nur einige Augenblicke mit ihm zugebracht," erwiederte Pe, „dann wäre für eine so kurze Begegnung meine Aufmerksamkeit nicht hinreichend gewesen. Aber wir wohnten beyde in dem nämlichen Kloster. Wir verließen uns vom Morgen bis zum Abend nicht. Ueber vierzehn Tage lang brachten wir die Zeit miteinander hin, indem wir uns an dem Anblick der Blumen erfreuten, oder uns Stoffe zur Dichtung gaben; auch unterhielten wir uns bey'm Trinken über Literatur, oder sprachen bald von den Ereignissen des hohen Alterthums, bald von neu geschehenen Dingen. Seine Liebenswürdigkeit hat sich keinen Augenblick Lügen gestraft, und warlich! sie kann Jedermann verführen. Darum war ich so sehr bemüht, daß er mein Eidam werde. Hätte ich mich thörichter Weise einer solchen Idee überlassen, wenn ich den mindesten Zweifel hegen

durfte?" — „Weil Sie ihn so wohl geprüft haben, mein Bruder," sagte Sou, „so haben Sie ohne Zweifel keinen Irrthum begangen. Aber sehr leid ist es mir, daß Sie den Sse Liansian nicht gesehen haben. Es hätte sich dann von selbst gezeigt, daß der junge Lieou unter ihm steht." — „Und Sie," antwortete Pe lachend, „haben den jungen Lieou nicht gesehen. Denn in diesem Fall würden Sie gewiß nicht so sprechen." — „Ohne Ihren jungen Lieou herabzusetzen," sagte der Doctor ebenfalls lachend, „ist er doch nur ein armer Baccalaureus und weiter nichts." — „Ich habe nur gesagt," erwiederte Pe, „daß er Talente und Annehmlichkeiten besitze, die ihn über die Menge erheben. Ist aber noch die Rede von Beförderung und Ruf, so erscheint er gewiß bey den Bewerbungen nicht als ein gewöhnlicher Mann. Ich bin überzeugt, man hört dereinst seinen Namen in den Gärten der Academie. Er ist Ihrer nicht unwürdig, mein Bruder." — „Ich überschätze auch nicht die academischen Würden," entgegnete der Doctor. „Aber mein Bruder, Sie wenden Ihre Blicke von Sse Yeoupe, der nun zum Academiker ernannt worden, um sie ausschließlich auf den zu richten, der es noch nicht ist. Hierin scheint mir doch eine ausnehmende Parteilichkeit zu seyn." — „Bruder," sagte Pe, „Sie melden in Ihrem Briefe, daß Sse Yeoupe zum Richter in Tchekiang ernannt wäre. Was sprechen Sie jetzt von der Academie?" — „Sse Yeoupe," erwiederte jener, „war der erste bey der zweyten Prüfung. Nach der Verordnung sollte er eine Hofstelle erhalten. Allein aus Feindschaft gegen den, der dem Examen vorstand, ließen ihm die Herren Tchin und Wang eine bloße Beamtenstelle geben. In

der Folge aber wollte unser Collegium die Beeinträchtigung des Gesetzes nicht dulden, und gab die Absicht zu erkennen, daß es eine öffentliche Klage führen wolle. Das dadurch in Furcht gesetzte Ministerium der persönlichen Angelegenheiten bekannte selbst seine Ungerechtigkeit, und hat, Kraft eines kaiserlichen Dekrets, die Sache wieder in den gehörigen Stand gebracht. Ich denke nun, daß Sse Yeou pe bey'm Empfang dieser Nachricht seine Stelle verließ, und daß er in Zeit von einigen Tagen wiederkommt." — „Auch der junge Lieou soll, unserm Vertrage zufolge, in einigen Tagen zu mir kommen," sagte Pe. „Wenn alle dann beysammen sind, werden sich die Gewässer des King und des Weï schon von selbst unterscheiden." — „So sey es denn!" versetzte der Doctor. — Fräulein Pe hatte die ganze Verhandlung mit angehört, ohne daß sie es für gut hielt, sich in das Gespräch zu mischen. Aber sie ging zu Fräulein Lo, und benahm sich insgeheim mit derselben. Keiner der beiden Freier hatte noch Gaben gesandt, und man mußte, um einen Entschuß zu fassen, erst warten, bis einer von ihnen diese Formalität erfüllt hatte. —

Als Pe und der Doctor mehrere Tage mit einander zugebracht, kam der Thorhüter, und meldete, der edle junge Herr Tchang, welcher vorher als Gast im Hause gewohnt, bitte vorgelassen zu werden. Pe sann nach, und rief dann: „Was will er noch?" — „Ohne Zweifel hat sein Kommen einen Beweggrund," sagte Gou. „Was hindert Sie, ihn zu empfangen?" — Pe ließ also Tchang-fanjou in den Saal einladen, und gleich darauf trat dieser herein und neigte sich mit Ehrerbietung. Nach den

gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen nahm man Platz, und Pe eröffnete das Gespräch mit den Worten: „Es ist lange, daß man nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen." — „Seit der Prüfung im letzten Herbst," erwiederte Tchang-fanjou, „war ich im Collegium der Provinz Tchekiang. Dies verhinderte mich, Ihnen meine Aufwartung zu machen." — „Seit wann sind Sie zurückgekehrt?" fragte Pe. — „Gestern," war die Antwort, „kam ich hierher, und zwar wegen einer Angelegenheit, die ich Ihnen mitzutheilen habe." — „Und wovon wollten Sie mich gefälligst unterrichten?" fragte Pe weiter. — „Ich habe," sagte Tchangfanjou, „einen vertrauten Freund, der jetzt sehr bekannt ist. Schon längst hat ihm der Ruf die Tugenden verkündet, welche die Fräulein Tochter Eurer Excellenz schmücken, und er weiß, daß dieselbe alle Eigenschaften vereint, aus welchen ein schöner Bund hervorgeht *). Er gab darum den Stiel der Axt in meine Hände, und beauftragt mich, Eure Excellenz zu bitten, daß Sie das glückliche Band, so er zu schließen denkt, bewilligen möchten." — „Wie," fragte Pe, „nennt sich Ihr Freund?" — „Es ist der neue Doctor des großen Collegiums, Namens Sse Yeoupe," war die Antwort. „Ah! das ist gerade Herr Sse!" erwiederte jener. „Mein

*) Wörtlich der Bund der wilden Enten. Eine Art dieser Wasservögel schwimmt immer Paarweise, und antwortet sich durch einen Gesang, der im Chinesischen mit Kouan-Kouan ausgedrückt und für sehr harmonisch gehalten wird. Darum gelten, wie man schon aus andern Stellen weiß, die wilden Enten für ein Sinnbild des häuslichen Glücks und der ehelichen Treue.

Verwandter Gou kam neulich auch, um für ihn zu sprechen, und dies ist wirklich die Ursache einer Verlegenheit, worin ich mich jetzt befinde." — „Ihr Herr Anverwandter, der edle Herr Gou, ist also hier?" fragte Tchangfaniou. „Wohlan denn! Herr Se hat sich von früher Jugend an als Literator bewährt; Ihre Fräulein Tochter ist eine berühmte Schönheit, die Zierde des inneren Gemachs. Der Himmel hat sie beyde für einander geschaffen. In welcher Verlegenheit könnten Sie darum seyn?" — „Meine Verlegenheit," sagte Pe, „kommt nur daher, daß ich sie schon einem Andern versprochen habe." — „Zur Zeit," antwortete Tchangfaniou, „da Herr Se Liansian bey der Prüfung der Baccalaureen die erste Stelle erhielt, hatten Eure Excellenz die Güte, ihm Hoffnungen zu machen. Wie kommt es, daß Dieselben jetzt, wo er das goldene Roß bestiegen hat und in den Saal von Jaspis eingetreten ist, ihn abzuweisen geneigt sind? Das läßt sich nicht wohl erklären." — „Mein Herr," sagte Pe, „drängen Sie mich jetzo nicht, und kommen Sie gefälligst wieder, wann ich mit meinen Verwandten über diesen Gegenstand gesprochen habe." — „Die Verbindung ist so schön" erwiederte Tchangfaniou, „daß ich hoffe, Eure Excellenz werden noch ein Mittel finden, sie zu schließen." —

Pe behielt Tchangfaniou beym Thee. Während man ihn nahm, dauerte die Unterhaltung fort. „Dieses Dorf ist stark bewohnt," sagte Tchangfaniou. „Sind die Häuser alle hier vereint, oder da und dort zerstreut?" — „Sie liegen meistens hier beysammen, und wenige sind entfernt," war die Antwort. „Warum fragen Sie das?" —

„Einer meiner Freunde," sagte Tchangfaniou, „hat mir einen Brief mitgegeben. Ich ließ auf beiden Seiten des Dorfs nachfragen, aber man findet nirgends den, an welchen der Brief gerichtet ist." — „Mein Herr," fragte Pe, „wie heißt dieser Mann?" — „Es ist ein Bürger, Namens Hoangfou," antwortete jener. — Pe versetzte schnell: „Hoangfou ist einer meiner Verwandten. Haben Sie ein Schreiben an ihn, so geben Sie es nur mir; ich will es ihm zustellen." — „So, er ist verwandt mit Ihnen?" sagte Tchangfaniou; „ich habe allerwärts nach ihm gefragt." Sogleich befahl er einem seiner Diener, den Brief zu holen. Pe nahm denselben, warf einen Blick darauf, und verschloß ihn in seinen Aermel. Das Gespräch dauerte noch eine Weile, worauf Tchangfaniou sich empfahl. Pe ging wieder in den Pavillon der ländlichen Träume zu dem Doctor Sou. „Der Besuch des Tchangfaniou," sagte er, „betraf auch die Angelegenheit des Herrn Sse." „Hat er Ihnen gesagt, wann SseLiansian ankommen soll?" fragte der Doctor. — „Ich habe mich nicht darnach erkundigt," antwortete Pe; „aber er brachte mir auch einen Brief von dem jungen Lieou." Hiermit zog er den Brief aus dem Aermel, öffnete ihn, und begann mit dem Doctor zu lesen. Sie fanden Folgendes darin:

„Der junge Lieou Hiochi hat die Ehre, Ihnen seine Huldigung, seine besten Wünsche und Grüße darzubringen."

(Besondere Bemerkungen.)

„Ich, der ich nur ein armer Literator ohne vorzügliche Kenntnisse bin, hatte, was ich nicht hoffen durfte, das Glück, inmitten der Gewässer und der Berge die Pur-

purflamme zu schauen, welche die Gegenwart der Unsterblichen verkündet. Seitdem ich Ihre gütigen Befehle erhalten, hat der Mond bereits seinen Umlauf vollendet, und ich fühle den Schmerz, Ihrer Gegenwart und der väterlichen Lehren, die Sie mir ertheilt, beraubt zu seyn. Sie sahen nicht stolz auf mich herab; ja, Sie gewährten mir sogar die Ehre des schönsten Bundes. Dies, kann man sagen, ist eine jener himmlischen Wohlthaten, für welche das menschliche Herz nicht Raum genug zur Dankbarkeit hat. Allein ich habe Ihnen während unseres Beysammenseyns eröffnet, daß ich schon mit zwey Familien in Verbindung stehe, daß eine der beyden Jungfrauen ihre Laute zerbrechen sah, und daß die andere, einer Verfolgung entrinnend, ohne alle Spur verschwunden ist. Sie erzeigten mir die Ehre, auf Ihrem Antrage zu beharren, indem Sie sagten, es wäre in Betracht derjenigen, die nicht mehr sey, alles geendigt, und was die noch Lebende anbelange, so werde man, im Fall sie wieder zum Vorschein käme, eine gerechte Ausgleichung treffen. Nun habe ich, als ich nach Hangtcheou kam, ganz wider mein Erwarten, gehört, daß man noch gar keine Spur von der Letzteren hat, und daß die Todtgeglaubte noch völlig bey Leben ist. Eine falsche Nachricht hat mich früher getäuscht. Ihr Vater ist ein Mann von dem höchsten Range. Ein anderer hoher Staatsbeamter hat die Rolle des Vermittlers übernommen, und ich sehe mich in einem engen Paß, wo es gleich schwer ist, vor- oder rückwärts zu gehen, und wo ich nicht weiß, wie ich herauskommen soll. Alles, was ich thun kann, ist, Ihnen die Sache freimüthig darzustellen. Eure Hochedlen sind voller Vernunft, Gerech-

den zweifach-guten Erfolg, welchen Sse Yeoupe erhalten, vernahm, konnte er nicht umhin, seine That zu bereuen. „Es war," sprach er bey sich selbst, „allerdings ein Beweis von Freundschaft, daß ich ihm jene 24 Unzen Geld und das ihm nöthige Gepäck anbot. Aber dennoch wäre es mir nach dem Streich, den ich ihm gespielt, nicht sehr lieb, diesem Manne zu begegnen." — Er war also, wie gesagt, an dem Tag in der Stadt, da Wangcheou, durch die Aehnlichkeit der Namen Sse Yeoupe und Sse Yeoute getäuscht, in dem Hause, wo er seine Wohnung hatte, nachforschte. Dieser wandte sich an den Thürhüter mit der Frage: „Hält sich nicht hier der junge Herr Sse Yeoupe auf?" — „Hier wohnt er," versetzte der Mann, der nicht genau gehört hatte. „Es ist das Haus des jungen Herrn Sse Yeoute. Woher kommt Ihr?" — „Der junge Herr Lo aus der Provinz Chantoung hat mich hieher geschickt, ihm einen Brief zu überreichen," erwiederte Wangcheou. Der Thürhüter zeigte es seinem Gebieter an; dieser sagte: „Ich kenne keinen Herrn Lo in der Provinz Chantoung. Hier muß ein Irrthum seyn." Darauf ging er hinaus, um sich selbst zu überzeugen. Als Wangcheou ihn kommen sah, eilte er, sein Wort vorzubringen. „Ich habe Sie, sprach er, auf Befehl meines Herrn bis in die Hauptstadt gesucht, Herr Sse; aber Sie waren leider schon weg. Ich folgte Ihnen auf dem ganzen Wege nach; es gibt keinen Ort, wo ich nicht nach Ihnen fragte; und während dieser Zeit waren Sie hier." — Jetzt fing Sse Yeoute an zu vermuthen, daß Sse Yeoupe derjenige sey, den man suche. Aber um nichts merken zu lassen, antwortete er nur obenhin: „Wie

viele Mühe habe ich Euch verursacht! Wo ist der Brief Eures Herrn?" — „Mein Gebieter," versetzte Wangcheou, „hatte Geschäfte, die ihn nöthigten, die Provinz Chantoung zu verlassen und sich in das Land Kiangnan zu begeben. Aus Furcht, er werde Sie bey Ihrer Rückkehr aus der Hauptstadt nicht mehr sehen, hat er mich beauftragt, Sie zu suchen und Ihnen einen Brief zuzustellen." Mit diesen Worten zog er den Brief hervor, den er Sse Yeoute mit beyden Händen reichte. Dieser nahm ihn, und sprach: „Setzt Euch draußen hin, während ich sehe, was dieser Brief enthält." Zugleich befahl er seinen Dienern, dem Ankömmling ein Essen zu bereiten.

Als Wangcheou hinausgegangen war, eilte Sse Yeoute in seine Bibliothek, und erblickte, wie er die Augen auf den Brief warf, oben und unten zwey Blumenzeichen und das Merkmal von zwey kleinen Siegeln. Der Brief war sehr gut zusammengelegt und auf das sorgfältigste verschlossen. In der Mitte standen mit großen Characteren die Worte: Zur eigenhändigen Eröffnung des edlen Herrn Sse, und etwas tiefer mit kleineren: Dessen edler Beyname Yeoupe ist. Die Handschrift war kunstmäßig und sehr elegant. Sse Yeoute fand in der Art, wie der Brief überschrieben war, etwas Besonderes. „Sollte das nicht einen eignen Beweggrund haben?" fragte er sich selbst. Dann blickte er verstohlen hinein, schob sachte das Papier auseinander, und es gelang ihm, den Brief so zu entfalten, daß er die Schrift wahrnehmen konnte. Er sah eine ganze Seite mit kleinen regelmäßigen Characteren, wie Fliegenaugen, bedeckt, und las Folgendes:

„Ihr Freund und jüngerer Bruder Lo Mengli hat die Ehre, Sie zu grüßen. Er richtet dieses Schreiben an seinen Bruder Lianslan, an Sie, Herr Sse, welchen da anzutreffen, wo Sie auf Ihrer Reise sich verweilt, der Zufall ihm erlaubt hatte. Diese Begegnung war wie ein Glück, das vom Himmel kam. Aber die darauf erfolgte schmerzhafte Trennung hat mein Herz mit Bitterkeit erfüllt. Ich denke der so mächtigen Schwüre, die wir auf dem Stein aussprachen. Die Worte des geheimen Buudes, der unter den Blumen geschlossen ward, wiederhallen noch in meinem Ohr. Aber ach! der Leib ist im Osten, während der Schatten im Westen umherwandelt. Wie schwer ist es, beyde wieder zu vereinen! So oft dieser Gedanke vor meine Seele tritt, scheint er mir ein Traum zu seyn, der mich verfolgt. Aber dasjenige, worauf man das Glück seines Lebens baut, darf nicht wie ein Traum betrachtet werden. Ich habe vernommen, welcher Erfolg Ihnen im letzten Herbste, bey den Prüfungen im Norden, zu Theil ward, und es gereichte mir zu ausnehmendem Trost. Ohne Zweifel werden Sie von den Blumen der wissenschaftlichen Gärten in diesem Frühling erwartet. Ich hätte Sie so gern bey Ihrer Rückkehr gesehen und Ihnen meine Glückwünsche dargebracht. Leider jedoch werde ich durch plötzliche Unfälle, die meine Familie trafen, genöthigt, mich in das Haus meines Oheims, der in der Provinz Kiangnan wohnt, zurückzuziehen. Mein ehemaliger Wohnsitz ist daher ganz verschlossen. Ich fürchtete, Sie möchten nach mir fragen, und könnten dann Verdacht schöpfen, durch welchen die Quelle des Pfirsichbaums getrübt würde. Darum habe ich diesen alten Die-

ner abgesandt, der Ihnen jene Umstände melden soll. Wenn Ihnen noch meine Freundschaft, so wie die Verbindung mit meiner Schwester, am Herzen liegt, dann fragen Sie nach mir im Dorfe Kinchi, in dem Hause von Ye Thaïhiouan, welcher Rath bey'm Ministerium der öffentlichen Schriften ist. Dort werden Sie Nachricht von mir hören. Dieses auf tausend Meilen gesandte Wort hat die Absicht, ein Gedächtniß zu erwecken. Geheime Mittheilung." —

„Wie!" rief Sse Yeoute, als er gelesen, „dies wäre dann ein neuer Ehebund, welchen Sse Yeoupe mit der Familie Lo in Chantoung schließen will? Könnte ich noch einmal unter seinem Namen erscheinen! Aber gerade in das Haus von Ye ruft man ihn, um Nachrichten zu hören, und in dem nämlichen Hause war es, wo ich schon einmal den Pferdefuß wahrnehmen ließ; wie kann ich nun dort von neuem auftreten? — Ich hörte," fuhr er fort, „daß Sse Yeoupe, nachdem er Richter in Hangtcheou gewesen, in das große academische Collegium aufgenommen würde. Er muß jetzt auf der Rückkehr seyn. Darum ist es besser, ich bewahre ihm diese Nachricht, damit ich mein ehemaliges Verfahren mit einem Schein von Freundschaft decke. Er ist nun Academiker, und in der Folge kann ich seiner bedürfen." —

Er blieb auf diesem Gedanken, und als Wangcheou sein Mahl geendigt, ließ er denselben hereinkommen, und sagte: „Kehrt zu Euerem Herrn zurück, meldet ihm meine Grüße, und sagt ihm, daß ich alles wisse, was sein Brief enthält, daß ich seine Befehle genau erfüllen würde, und daß ich ihm aus Furcht vor irgend einem Unfall noch keine schriftliche Antwort gebe." —

Zugleich zog er eine Unze Silber heraus, und reichte sie Wangcheou mit den Worten: „Welche lange Reise und wie viele Beschwerden habe ich Euch verursacht!“— „Ich bin noch mit Geld versehen, das mein Herr mir auf den Weg gab,“ erwiederte jener; „wie darf ich mir erlauben, noch etwas von Ihnen anzunehmen, Herr Sse?“— „Es ist wenig, nur für einen Trunk Wein,“ sagte Sse Yeoute. Wangcheou dankte, nahm Abschied, ging weg, und kam wieder nach Kinchi, wo er Fräulein Lo die Antwort überbrachte.

Indessen begab sich Sse Yeoute, der im Besitz des Briefes war, auf sein Landhaus, und befahl einigen seiner Leute, sich nach dem edlen Herrn Sse zu erkundigen, weil derselbe auf seiner Reise nach Kinchi durch diesen Ort kommen sollte, und weil er ihn bey sich aufzuhalten wünsche. Die Diener standen demnach auf der Lauer. Einige Tage verstrichen, als man vernahm, daß Sse Yeoupe zu Kinling angekommen sey, und daß er sich schon am folgenden Tage nach dem Dorfe Kinchi begeben wolle. Sogleich traf Sse Yeoute Anstalt, um ihn mit einem Gastmahle zu empfangen. Den Tag darauf, Morgens um neun Uhr, benachrichtigten ihn seine Leute, daß der edle Herr Sse sich nähere. Sse Yeoute eilte selbst hinaus auf den großen Platz, um ihm entgegen zu gehen. Bald nachher sah man Sse Yeoupe's Sänfte ankommen. Sse Yeoute gab einem von seinen Leuten eine Besuchskarte, und gebot ihm, schnell an die Sänfte zu gehen und zu melden, daß sein Herr da wäre und um eine Zusammenkunft bitte. Als Sse Yeoupe den Namen Sse Yeoute erblickte, ließ er sogleich Halt machen. Nun kam Sse

Yeoute eilends herbey, und neigte sich vor ihm. Sse Yeoupe stieg aus, um seine Höflichkeit zu erwiedern. „Ich wollte,“ sagte er, „eben nach Ihnen fragen; warum geben Sie sich die Mühe, mir so weit entgegen zu kommen?“ — „Ich fürchtete,“ war die Antwort, „daß ein so ausgezeichneter Mann, wie Sie, edler Herr, einen Armen und Unberühmten verschmähen möchte, und ich kam mit der Bitte, meine Einladung anzunehmen.“ —

Unter diesem Gespräche gingen die beyden jungen Leute zu Fuß nach Sse Yeoute's Wohnung. Sse Yeoupe befahl seinem Gefolge, ein Ceremonien-Billet in den Saal zu tragen. Nachdem man einander die gegenseitige Höflichkeit erwiesen, wurde Platz genommen, und Sse Yeoupe begann: „Die Wohlthat, welche Sie mir einst auf so gütige Art erzeigt, ist tief in mein Herz geschrieben. Mein ganzes Wesen reicht nicht zur Erkenntlichkeit hin.“ — „Verdient eine so geringe Kleinigkeit, daß man davon spricht?“ antwortete Sse Yeoute. Unterdessen ward aufgetragen. „Ich wollte nur die Ehre haben, Sie zu sehen,“ sprach Sse Yeoupe. „Schickt es sich, daß ich Ihnen so bald lästig falle?“ — „Der Weg von der Stadt bis hieher muß Ihren Dienern und Pferden etwas Appetit erregt haben,“ sagte jener; „man hat nur einige derbe Speisen bereitet; verfügen Sie über mich ganz als Freund, wenn ich bitten darf.“ — „Lieber Herr,“ erwiederte Sse Yeoupe, „Sie erzeigen mir ausnehmende Freundschaft. Warum geben Sie mir fortwährend solche Beweise davon?“

Die beyden Freunde setzten sich nun einander gegenüber. Nachdem sie eine Weile getrunken, that Sse Yeoute die Frage: „Ich denke wohl, edler Herr, daß diese neue

Reise Ihren Ehebund mit der Tochter des edlen Herrn Pe zum Gegenstand hat?" — „Ja," war die Antwort, „darum komme ich. Aber ich weiß noch nicht, welche Wendung die Sache nimmt." — Sse Yeoute lachte und sprach: „Das Schicksal dieser Heirath war schon durch ein früheres Verhältniß bestimmt. Jetzt, edler Herr, da Sie zu neuen Würden erhoben sind, wird sich die Sache von selbst endigen; nur ist es Schade, daß ihre Heirath und übrigen Angelegenheiten mit Fräulein Lo in Chantoung einigen Aufschub erleiden." — Sse Yeoupe war höchst erstaunt: „Ich habe," versetzte er, „Niemand, wer es auch sey, jemals ein einziges Wort von diesen Angelegenheiten gesagt. Wie konnten Sie solche erfahren?" — Sse Yeoute fuhr lachend fort: „Wollen Sie denn nicht einmal erlauben, daß ich die trefflichen Dinge weiß, welche Ihnen, edler Herr, in's Werk zu richten gefällt." — „Da Sie einige Kenntniß davon haben," erwiederte Sse Yeoupe, „so wissen Sie ohne Zweifel auch Nachrichten von Lo Mengli, und ich hoffe, daß Sie so gütig sind, mir diese zu geben." — „Ja," sprach Sse Yeoute noch immer lachend, „ich habe Nachrichten; aber ich sage sie Ihnen nicht so leicht." — „Nur heraus damit!" antwortete Sse Yeoupe ebenfalls lächelnd. „Ich überlasse Ihnen auch die Bedingungen, und werde Ihrem Befehl nicht entgegen seyn." — „Und ich, edler Herr," entgegnete Sse Yeoute, „werde Ihre Lage nicht mißbrauchen. Trinken Sie nur drey große Tassen!" — „Ich kann nicht viel Wein vertragen," sagte Sse Yeoupe; „doch verweigere ich nicht die Bedingung. Haben Sie nur die Güte mich von dieser Unruhe zu befreyen."

Sse Yeoute gebot seinen Leuten, drey große Tassen zu füllen, und Sse Yeoupe, der kein anderes Mittel sah, war genöthigt, sie zu trinken, während er immer sprach und lachte. Nachdem es geschehen, verlangte er, daß Sse Yeoute ihm Nachrichten von Lo Mengli gebe. Aber diese Erzählung verdient eine besondere Stelle. Man wird sehen, wie der mit wahrem Talent begabte Freyer seinen Weg fortsetzt; immer auf den festen Grund seines Erfolges bauend, und wie die schönen Bewohnerinnen des Pavillons die zärtlichen Gefühle ihres Herzens enthüllen.

Die Unfäll' insgesammt, sie waren nur
Irrthümer des Geschicks, und Mißverstand
Erregt' allein die Widerwärtigkeiten.
Wer hätte vorgeseh'n, daß aus so manchem
Irrthum und Widerspruch ein glänzend Loos,
Den Frühlingsblumen gleich, am End' erblühe? —

Ob Sse Yeoute sich zu Nachrichten von Lo Mengli verstand, wird man im letzten Kapitel finden.

## Zwanzigstes Kapitel.

Stickereyen auf Stickereyen: allgemeine Zufriedenheit.

---

Erschöpft ist der Dämonen Kraft, ihr Dienst
Vollbracht; denn endlich ward des Berges Höh'
Erreicht und über'n wilden Strom gefahren.
Das Süße mit dem Bitter'n nun vereint
Sich in dem Nenuphar und seiner Blume,
Und eben solches Loos erwartet auch
Die Wurzel und das Laub des Pfirsichbaums.
Der Flamme gleich erhebt am Ende sich
Der Genius; die Lieb' ist wie ein Strom,
Den unbesiegter Drang nach Osten zieht.
Schon gab von dem, was nun geschehen soll,
Ein süßes Band das Vorgefühl, und nichts
Vermag den Wunsch Treuliebender zu hemmen.

---

Sse Yeoupe verlangte also, nachdem er die Bedingungen mit den drey Tassen erfüllt, Nachrichten von Lo Mengli. Doch Sse Yeoute verlängerte noch eine Weile den Scherz; hierauf zog er den Brief aus seinem Aermel, und sprach: „Enthält dies etwa Nachrichten von dem Herrn Lo?“ — Sse Yeoupe ergriff das Schreiben, durchlief mit einem Blick den ganzen Inhalt, und die Freude malte sich, ihm selber unbewußt, auf seinem Antlitz. „Herr Lo,“ rief er, „ist in der That ein gefühlvoller Mann! Aber, mein Bruder, wie fiel diese Botschaft in Ihre Hände?“ — „Der Expresse, welcher den Brief gebracht,“ antwortete Sse Yeoute, „ist ein alter Diener von sehr beschränktem Verstande. Die Aehnlichkeit

meines Namens mit dem Eurer Hochedeln hat ihn zu mir geführt, und da ich wohl denken konnte, daß Ihnen an der Sache viel gelegen sey, war ich in Furcht, es möchte anderswo ein Irrthum von weit mehr Gewicht daraus entstehen. Ich behielt also das Schreiben, um es Ihnen, edler Herr, zu übergeben, ohne daß ich wußte, wie Sie meine Vorsicht auslegen." — „Ich bin Ihnen dafür unendlich verbunden," erwiederte Sse Yeoupe. „Die Ergebenheit von tausend Freunden bezahlt nie eine so große Sorgfalt." — „Es bedarf keiner Zahlung," sprach Sse Yeoute lachend. „Nehmen Sie mich nur mit, um Theil an dem Freudenmahle zu haben!" —

Die zwey jungen Leute setzten, indem sie einige Tassen tranken, ihre vergnügte Unterhaltung noch eine Weile fort. Dann stand Sse Yeoupe auf, um Abschied zu nehmen. Er stieg, als er sich von seinem Wirthe getrennt, wieder in den Wagen, und verfolgte seinen Weg. Als er in dem Dorfe Pechi und bey dem Kloster Kouangin ankam, wollte er Tsingsin einen Besuch machen. Dieser, der einen Zug von Wägen und Pferden herannahen sah, ging schnell hinaus, um ihn zu empfangen. Sobald Sse Yeoupe den Mönch erblickte, fragte er ihn: „Meister, kennen Sie mich?" — „Ach! Das ist der edle Herr Sse!" erwiederte Tsingsin; „wie sollte ich Sie nicht erkennen?" Er führte ihn darauf in den Saal der Betrachtungen, und als man die Grüße beendigt, ließ Sse Yeoupe durch sein Gefolg die Geschenke bringen. Tsingsin empfing solche mit dem größten Dank. „Edler Herr Sse," fügte er hinzu, „welche Glückwünsche habe ich Ihnen nicht abzustatten! Ich bin ein armer, in die Einsamkeit

eines Dorfs verwiesener Mönch. Alles, was geschehen, war mir unbekannt, und ich konnte Ihnen also nicht meine Freude bezeigen." —

Nach dem Thee befahl Tsingsin, ein Quartier in Stand zu setzen. „Bemühen Sie sich deshalb nicht," sagte Sse Yeoupe. „Wie ehemals, bitte ich nur um ein Obdach und ein Nachtlager in einer von Ihren Zellen." — „Edler Herr Sse," war die Antwort, „Sie sind jetzt ein Mann von hohem Stande. Darum fürchte ich, ein einfaches Mattenlager möchte Ihnen nicht anständig seyn." —

Nachdem die Unterhaltung noch eine Weile gedauert, wandte sich Sse Yeoupe an seinen Wirth mit der Frage: „Befindet sich jetzt der edle Herr Pe Thaïhiouan wohl?" — „Er ist bey guter Gesundheit," erwiederte Tsingsin. Im Laufe dieses Frühlings machte er eine Vergnügungsreise nach dem westlichen See. Dort blieb er zwey oder drey Monate, und noch ist kein Monat verflossen, seit er wieder zurückkam." — „Ist seine Fräulein Tochter verheirathet?" fragte Sse Yeoupe weiter. — „Es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an Anträgen," war die Antwort. „Aber noch ist sie nicht verheirathet. Ich hörte gestern, daß der edle Herr Pe sie während seines Aufenthalts im Lande Tschekiang Jemand versprochen habe, daß jedoch der edle Herr Sou als Unterhändler eines andern Freyers aufgetreten wäre, daß sich also beyde Theile wegen ungleicher Meinung im Widerspruch fänden, und daher noch nichts entschieden sey." — „Im Dorfe Kinchi," sagte Sse Yeoupe, „wohnt ein Bürger, Namens Hoangfou. Kennen Sie ihn, Meister?" — Tsing-

sin sann eine Weile nach, dann gab er zur Antwort: „Es können tausend Einwohner in jenem Dorfe seyn. Ich sammle dort die Beysteuer von Reis für unser monatliches Bedürfniß. Alle Häuser sind mir völlig bekannt; aber von Niemand hörte ich noch den Namen Hoangfou aussprechen.“ — „Er sagte mir, daß er mit Pe Thaïhiouan verwandt sey,“ erwiederte Sse Yeoupe. — „Wenn er,“ sagte Tsingsin, „ein Verwandter des edlen Herrn Pe ist, so wohnt er vielleicht in dessen Landhause. Fragen Sie also nur im Schlosse nach, und Sie werden sogleich von ihm hören.“ —

Als das Abendessen beendigt war, bat Sse Yeoupe um sein Nachtlager. Den folgenden Morgen stand er auf, vollendete seinen Anzug, und befahl, sobald er gefrühstückt, allen seinen Leuten, ihn mit den Wägen und Pferden am Kloster zu erwarten. Er selbst nahm in dem Kleid, das er ehemals trug, und nur allein von Siaohi begleitet, ganz sachte seinen Weg zu Fuß nach dem Dorfe Kinchi. Als er daselbst ankam, beschaute er jene Hügel, Gewässer und Bäume, welche noch die nämlichen waren, die er vordem gesehen hatte, und sein Gemüth war unaussprechlich bewegt durch den Gedanken, daß wegen seines Ehebundes noch nichts entschieden sey.

Es blüht der Pfirsichbaum, die Fluth entwallt,
Wie in vergang'ner Zeit; Lieou kam
Zurück, der Gegenstand so vieler Wünsche.
Doch weilt die Göttin auch, die er verehrt,
Noch hier? Ach! jeglicher Gedank' und jede
Erinn'rung ist zerreißendes Gefühl. —

So wandelnd überließ sich Sse Yeoupe seinen Betrachtungen: „Ich hatte,“ dachte er, „nicht vorausge-

sehen, daß sich diese zwey Ehebündnisse in dem nämlichen Dorfe schließen sollten. Stelle ich mich dem edlen Herrn Pe unter meinem Namen Sse vor; so kann ich Hoangfou nicht mehr aufsuchen. Darum ist es besser, ich behalte noch den Namen Lieou, ersuche den edlen Herrn Hoangfou um eine besondere Zusammenkunft, und spreche offenherzig mit ihm. Alsdann begebe ich mich unverweilt zu dem edlen Herrn Pe." —

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, ging er in das Dorf, und fragte auf der ganzen Straße nach der Wohnung des Bürgers Hoangfou. Nun aber hatte Pe, welcher voraussah, daß der junge Lieou sich nach ihm unter diesem Namen erkundigen würde, einige von den Dienern, so ihn auf seiner Reise begleitet, an den Eingang des Dorfes gestellt, um jenem zu antworten. Daher gingen im Augenblick, wo Sse Yeoupe ankam, diese Diener, welche ihn bereits wahrgenommen, ihm schnell entgegen, und fragten: „Sind Sie Herr Lieou?" — „Der bin ich," antwortete Sse Yeoupe, sehr vergnügt sie zu sehen. „Ist Euer Gebieter zu Hause?" — „Ja wohl, und er erwartet Sie, mein Herr," war die Antwort. Sie führten Sse Yeoupe sogleich nach dem östlichen Flügel des Hauses. Hier ließen sie ihn Platz nehmen, und eilten, dem edlen Herrn Pe Nachricht zu geben. Dieser war deshalb sehr erfreut. „Der junge Lieou ist ein Mann von Wort," sagte er. Darauf ließ er ein Mahl veranstalten, wozu er seinen Gast einladen wollte, und sprach zu dem Doctor Gou: „Ich will ihn zuerst empfangen; dann sende ich Ihnen Jemand mit der Bitte, daß Sie zu uns kommen möchten." — „Ich fürchte nur,"

sagte der Doctor mit Lachen, „das, was ich sehen werde, unter dem zu finden, was ich von Ihnen gehört habe.“ — Pe antwortete auf diesen Scherz: „Bruder, Sie werden auf den ersten Blick erkennen, daß er in nichts unter dem jungen Sse steht. „Hiemit begab er sich nach dem östlichen Hauptgebäude. Als er dorthin kam, heftete er seine Blicke auf Sse Yeoupe, um ihn wieder aufmerksam zu betrachten, und sah die Anmuth, die reizende Gestalt, und den leichten Gang, jene Eigenschaften der Jugend, so daß er die höchste Freude im Herzen empfand, und sich mit heiterer Miene demselben näherte. „Wie, Herr Lieou,“ sprach er, „Sie kommen jetzo erst an? Vom Morgen bis zum Abend sah ich nach Ihnen.“ — Sse Yeoupe antwortete schnell mit einer Verbeugung: „Ich wurde mehrere Tage von einem meiner Freunde zu Hangtcheou aufgehalten. Dies verzögerte den Besuch, welchen ich Ihnen abzustatten die Ehre haben wollte. Ich bin sehr in Ihrer Schuld.“ —

Unter diesen Worten erzeigten sie einander die gewöhnlichen Höflichkeiten. Hierauf nahmen sie Platz, und Pe begann zu seinem Gaste: „Ich ersah aus diesem Briefe, den ich von Ihnen empfing, daß Diejenige, welche Sie todt geglaubt, es nicht sey, und daß ein lügenhafter Bericht Sie zu einem Irrthume verleitet habe. Dies ist ein gewisser Stoff zur Freude. Aber Sie haben mir nicht gesagt, wessen Tochter jene ist. Auch melden Sie mir, daß ein Staatsbeamter die Rolle des Vermittlers übernahm. Wer ist dieser Mann? Zudem thaten Sie mir kund, Ihr Herr Vater habe schon die Reise zu den Unsterblichen vollendet. Warum sagen Sie nun, die befragliche Heirath

,ol•
Heirath

wäre von ihm selbst geschlossen?" — „Die Dinge sind auf einen Punkt gekommen, wo ich Ihnen nichts mehr verhehlen darf," erwiederte Sse Yeoupe. „Darum will ich Ihnen ganz die Wahrheit sagen. Schon lange hat mein ehrwürdiger Vater diese Welt verlassen. Aber im vorigen Jahr nahm mich ein väterlicher Oheim auf, und erwählte mich zu seinem Sohne. Die Jungfrau ist keine andere, als diejenige, von der wir vor einiger Zeit sprachen, nämlich die Tochter von Pe Thaïhiouan. Der Staatsbeamte, welcher als Vermittler auftrat, ist der große Historiograph Gou Touïan." — Pe war von diesen Worten im höchsten Grad überrascht. „Ich hörte," rief er, „daß der, für den Gou Touïan sich verwandt, Sse Yeoupe heiße. Seit wann, Herr Lieou, gaben Sie ihm den nämlichen Auftrag?" — Sse Yeoupe stand sogleich auf, neigte sich tief vor Pe, und antwortete: „Ich bin in großer Schuld. Mein Name ist nicht Lieou. Dieser Sse Yeoupe bin ich wirklich selbst." —

Freude mischte sich in Pe's Erstaunen, als er diese Erklärung vernahm. „Dies ist höchst sonderbar!" rief er aus. „Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich bitte darum! Aber erlauben Sie mir noch eine Frage. In dem Empfehlungsschreiben, das man Ihnen gab, heißt es, Sie wären zum Richter in Hangtcheou ernannt. Wie kam es, daß, als ich Ihnen auf meiner Reise begegnet, Sie das Land unter einem fremden Namen durchwanderten?" — „Aus dem alleinigen Grund," erwiederte Sse Yeoupe, „weil der Statthalter Yang mir seine Tochter zur Ehe geben wollte. Meine Weigerung hatte den Zorn dieses Statthalters erregt. Oftmals suchte er Händel an mich

und schuf mir Verdrießlichkeiten. Als sein damaliger Untergeordneter wußte ich die Wirkungen seiner Feindseligkeiten nicht zu vermeiden. Alles was ich thun konnte, war, meine Entlassung zu geben, den Namen zu ändern, und mich dadurch seiner Verfolgung zu entziehen, daß ich mich nach Chanyin und zur Grotte des Kaisers Zu begab. Auf diese Art traf ich Eure Excellenz an." — „Was?" rief Pe; „so übt der alte Yang fortwährend seine Bosheit aus! Aber noch einen Augenblick: wer hat Ihnen jene Nachricht von dem Tode der Tochter Pe Thaïbiouan's gegeben?" — „Tchangfanjou hatte mir es gesagt," war die Antwort. „Weil der Statthalter wußte, daß ich meine Wünsche der Tochter Pe's geweiht, gab er ihm den Auftrag, mir diese Lüge zu erzählen, um dadurch meine Hoffnungen zu vernichten." — „Welche verhaßte Sache, wenn man der Spielball solcher Elenden seyn muß!" rief Pe. „Weil Sie nun, Herr Sse," fügte er lächelnd hinzu, „bereits im Verhältniß mit Pe Thaïbiouan stehen, und weil Sou Touïan Ihr Unterhändler ist, so kann Ihre Heirath sich einer reichen Stickerey von Seide vergleichen. Aber welchen Standpunkt weisen Sie mir an?" — „Ich war," antwortete Sse Yeoupe, „allein, verlassen, arm, und den Widerwärtigkeiten des Schicksals unterworfen. Mein äusseres Ansehn ist nicht das eines Mannes, den das Glück begünstigt hat, und mir fehlte bey Ihnen die Stütze mächtiger Männer. Aber schon der erste Blick, den Eure Excellenz auf mich zu werfen geruht, überhäufte mich mit Wohlthaten; denn Sie wollten mir einen zwiefachen Bund gewähren. Ich kann wohl sagen, daß durch Sie der Lauf

des Glücks für mich beschleunigt ward. Die Empfindung, welche eine so herzliche Güte mir eingeflößt, wird bis in mein spätestes Alter fortdauern, und darum werfe ich mich jetzt an Ihrer Treppe nieder, und bitte um Ihre Befehle. Wenn ich, nach dem Beyspiele verächtlicher Menschen, mir erlauben sollte, das Licht zu trüben, das an der Pforte eines Weisen strahlt, würde ich dann nicht den Spott aller derjenigen ernten, welchen ich bekannt bin?“ — Pe lachte und sprach: „Herr Sse, Sie haben ein grosses Zartgefühl, und man muß gestehen, daß Sie keiner von denen sind, deren Würden ihre Gesinnungen ändern. Aber was mich betrifft, wie soll ich den Kampf bestehen? Es ist am besten, ich überlasse Pe Thaïhiouan das Feld.“ — „Dieser Entschluß,“ erwiederte Sse Yeoupe, wäre von Ihrer Seite der Beweis einer vollendeten Tugend; aber ich würde mich sehr undankbar zeigen. Noch hoffe ich, daß Eure Excellenz ein Mittel finden, wodurch die Sache beygelegt wird.“ — „Alles das kann sich machen,“ war die Antwort. „Aber noch findet sich ein Umstand, der mich in große Schuld gebracht hat, und worüber ich Ihnen Aufklärung geben muß.“ — „Können Sie das sagen?“ entgegnete Sse Yeoupe. „Haben Sie doch die Güte, mir mitzutheilen, was darunter verstanden ist.“ — „Mein Name,“ versetzte Pe, „ist nicht mehr Hoangfou. Jener Pe Thaïhiouan, von dem Sie sprachen, Herr Sse, bin ich selbst.“ — Sse Yeoupe war über allen Ausdruck erstaunt. Endlich rief er: „Wie? das war also nur ein Scherz, der Eurer Excellenz auf Ihrer Reise gefiel? Ich habe recht geträumt!“ —

Beyde sahen einander an, und brachen in großes

Lachen aus, und nun ließ Pe sogleich den Doctor Gou zu sich bitten. Dieser säumte nicht, und als er, statt des jungen Lieou, Sse Yeoupe da sitzen sah, bat er um schnelle Aufklärung, und sprach: „Ich hatte gehört, der junge Lieou wollte Ihnen einen Besuch abstatten; wie kommt es, daß dagegen Herr Liansian hier ist?“ — Sse Yeoupe lachte und schwieg, indem er ihn sehr höflich grüßte. Auch Pe lachte und gab zur Antwort: „Man wird es Ihnen sagen, wann Sie gegrüßt sind.“ — Sobald sich nun der Doctor Gou und Sse Yeoupe die gewöhnlichen Höflichkeiten erzeigt, nahm man Platz, und der Doctor, welcher wohl sah, daß die fröhliche Stimmung der beyden einen Grund haben müsse, drang sehr darauf, ihn zu erfahren. „Sie wollten den jungen Lieou sehen; hier ist er!“ sagte Pe noch immer lachend, indem er auf Sse Yeoupe, zeigte. — „Was heißt das?“ rief der Doctor ganz bestürzt. Pe erzählte ihm nun umständlich alles, was sich zugetragen hatte. „Welche Menge von Gegensätzen!“ rief Gou, indem er in großes Lachen ausbrach. „Ich sagte Ihnen ja, daß ich unter den Gelehrten aus Kinling niemals von einem jungen Lieou gehört, und zugleich, daß keiner unter den Jünglingen des Reichs den Herrn Sse übertreffen könne, wenn er es nicht selbst wäre. Da Sie nun, mein Bruder, trotz aller Hindernisse, und ohne daß etwas Sie abwenden konnte, den Herrn Sse gewählt, und da Sie mit demselben ohne Zögern einen Bund schlossen, so kann man sagen, daß Ihr Auge das eines wahren Staatsbeamten sey. Dieser Beweis von Urtheilskraft flößt mir eine hohe Achtung ein.“ — „Ich habe ihn diesmal nicht gegeben,“ erwiederte Pe lachend? „Sie

selbst, lieber Bruder, lehrten mich sein Verdienst schätzen." — „Kann für Sie, edler Herr," sagte Sse Yeoupe, „das Schilfrohr und die Binse noch einigen Reiz haben, da Ihre Gedanken nur auf die zierlichsten Formen der Pflanzenwelt gerichtet sind?" —

Unerschöpflich war das Vergnügen, welches alle drey in der gegenseitigen Unterhaltung genossen. Bald darauf brachten die Diener ein kleines Mahl. Jene nahmen Platz, um zu speisen, und da Sse Yeoupe diesmal die Pflicht des Sohnes und des Eidams erfüllen sollte, setzte er sich querüber an das Ende der Tafel. Das Gespräch dauerte fröhlich fort, und ward durch die Gefühle einer wahren Zufriedenheit belebt. Man blieb die Hälfte des Tags über bey Tische, und als das Mahl beendigt war, trugen die Diener ab. Die drey Tischgenossen standen auf, und unterhielten sich von neuem. Nach einer Weile ergriff Sse Yeoupe einen günstigen Augenblick, und wandte sich an Pe mit den Worten: „Ihr Eidam hat Ihnen noch etwas mitzutheilen." — „Worüber?" fragte Pe. — „Zufällig," war die Antwort, „erhielt ich gestern Nachricht über diejenige, von der ich Ihnen sagte, daß ein Verfolger sie zur Flucht genöthigt habe. Ich entdeckte die Spur, welche mich zu ihr führen soll." — „Und wo soll sie dieser Spur nach seyn?" versetzte Pe. — „Was man mir gesagt, ist recht sonderbar," antwortete Sse Yeoupe, „denn man versichert, daß ich ein Näheres von ihr höre, wenn ich, lieber Schwiegervater, in ihrem Schloß nachfrage." — „Das ist in der That sonderbar," entgegnete Pe lachend. „Wie sollen Sie mich darum fragen? Zu welcher Familie aus Kiangnan gehört sie denn?" — „Sie ist nicht aus

Kiangnan, sondern aus Chantoung und vom Hause Lo," erwiederte jener. — „Ich habe," sagte Pe, „in Chantoung einen gewissen Lo Yihoung gekannt; aber er starb schon vor langer Zeit. Sein Sohn ist noch sehr jung. Welche Bekanntschaft, Herr Sse, könnten Sie in dem Hause einer Wittwe haben, und wer hätte für Sie die Rolle eines Unterhändlers übernommen?" — „Als ich mich," erwiederte Sse Yeoupe, „im vorigen Jahr nach Hof begab, kam ich durch die Provinz Chantoung. Hier gewaltsam angehalten und beraubt, war ich in die größte Verlegenheit gesetzt, und konnte weder vor noch rückwärts gehen. Der Zufall ließ mich einem gewissen Rath Li begegnen, der Verse von mir verlangte, und mir dafür Geld zur Fortsetzung meiner Reise versprach. Er lud mich also in sein Haus ein. Dieses gränzte an Lo's Wohnung, und da ich vor der Thüre des hinteren Gartens lustwandelte, kam zufällig der Sohn des Hauses Lo in der nämlichen Absicht. Wir begegneten uns, vertrauten einander unsere Gefühle, und bald war der engste Freundschaftsbund geschlossen. Er sorgte für die Kosten meiner Reise, sagte mir zugleich, daß er eine jüngere Schwester habe, und erbot sich, zwischen dieser und mir das Band von Seide zu knüpfen." — „Sagen Sie mir doch, Herr Sse," fragte Pe weiter, „wie alt war jener Sohn des Hauses Lo und wie sah er aus?" — „Der junge Mensch," erwiederte Sse Yeoupe, „war damals sechzehn Jahr alt; nunmehr zählt er siebzehn. Er ist von reizender Gestalt und ausnehmend zart gebaut. Seine Gesichtsfarbe strahlt wie der Baum von Jaspis im Zephyrhauch. Als wir uns gegenüber saßen, malte sich auf seinem Antlitz die Scham,

welche seinen Busen hob.“ — „Herr,« sagte Pe, „als Sie die Hauptstadt verließen, ging Ihr Weg durch das Land Chantoung. Kamen Sie da auf's neue mit jenem zusammen?“ — „Als ich,« war die Antwort, „auf dieser Reise durch Chantoung kam, hoffte ich ihn wieder zu sehen. Aber leider war die Vorder- und Hinterthüre des Lo'schen Hauses sorgfältig verschlossen und versiegelt, und Niemand hielt sich darin auf. Ich zog bey dem Rath Li verschiedene Erkundigungen ein. Alles, was er mir zu sagen wußte, war, daß diese Familie aus der Wittwe, einer Jungfrau, und einem kleinen Knaben von fünf oder sechs Jahren, bestehe, und daß sich alle, weil ihnen eine Verfolgung gedroht, in das Land Kiangnan begeben hätten; übrigens wäre kein junger Mensch von sechzehn oder siebzehn Jahren da. Ich fragte auch einen gewissen Tsian Hiaolian; er versicherte mich das Nämliche, so daß es mir schien, ich hätte geträumt, ohne doch zu wissen, was eine solche Täuschung hervorbringen konnte. Zufällig aber erhielt ich gestern bey einem meiner Freunde ein Schreiben von Herrn Lo. Ich glaubte nun wieder an sein Daseyn, und erkannte, daß dasjenige, was ich früher vernommen, nicht mit der Wahrheit übereinkam. Indessen sagt er mir nur in diesem Brief, ich solle in Ihrem Schloß Nachricht von ihm erhalten. Warum weis't er mich dahin?“ — „Wie ist der Beyname des jungen Lo?“ fragte Pe. — «Sein Beyname ist Mengli,“ antwortete jener. — „Er muß allerdings einen Grund haben, daß er Sie bey mir sich nach ihm erkundigen läßt,“ erwiederte Pe. „Wenn Sie erlauben, so sprechen wir ein andermal über diesen Gegenstand.“ — „Sie sind zu Fuß gekommen, Herr Sse,“

sagte der Doctor Gou. „Wo haben Sie Ihren Wagen und Ihre Pferde gelassen?“ — „Hier vorn im Dorfe Pechi, und zwar im Kloster Kouanyin,“ war die Antwort. „Ich habe vormals da gewohnt.« — »Das ist entfernt,“ sagte Pe. »Warum läßt man sie nicht hieher kommen? Wir können uns dann bequemer des Morgens und Abends sehen und miteinander unterhalten.“ Hiemit befahl er seinen Leuten, das Gepäcke Sse Yeoupe's zu holen. Als die Nacht herannahte, trug man ein zweytes Mahl auf. Die drey Tischgenossen nahmen wieder Platz, unterhielten sich auf's angenehmste, und tranken mit erneutem Feuer. Sie trennten sich erst um die zweyte Nachtwache.*) Sse Yeoupe blieb im östlichen Hauptgebäude, wo er empfangen worden, und die beyden andern kehrten in ihre Gemächer zurück. Der Doctor begab sich in den Pavillon der ländlichen Träume, Pe aber in das innere Gemach, wo die Folgen des Vergnügens ihn auch bald einschläferten.

Als er am folgenden Morgen aufgestanden war und seinen Anzug vollendet hatte, gab er Yansou den Auftrag, ihre Gebieterin zu bitten, daß sie zu ihm kommen solle. Fräulein Pe hatte schon den Tag vorher die Nachricht erhalten, daß der junge Lieou kein anderer, als der junge Sse, wäre. Sie und Fräulein Lo waren darüber entzückt. Sie folgte also schnell dem Befehl ihres Vaters. Als Pe sie kommen sah, lachte er und sprach: «Wohlan! Lieou ist nun Sse. Dein Oheim hat sich nicht getäuscht, als er sein Unterhändler ward. Eben so wenig hat sich Dein Vater in der Wahl eines Eidams betrogen. Auch

*) Um neun Uhr des Abends.

war es kein Irrthum, daß man ihn auf der Liste obenan gesetzt, bey der Prüfung ausgezeichnet und ihm ein Amt übertragen hat. Du siehst hieraus, daß Leute von wahrem Verdienst bey jedem Anlaß ihren Lohn empfangen.“ — „Es ist also der nämliche Mann,“ sagte Fräulein Pe. „Wer hätte so viele widrige Zufälle vorausgesehen! Welche Sorgen, mein Vater, hat Dir alles das verursacht!“ — „Das will nichts mehr heißen,“ erwiederte Pe. „Aber es findet sich noch etwas anders.“ Nun erzählte er ihr, was ihm Sse Yeoupe von seinem Abentheuer in der Familie Lo mitgetheilt hatte. „Es ist sehr klar,« fügte er hinzu, „daß dieses Abentheuer meine Nichte anging. Wer könnte der Jüngling gewesen seyn, den er fand?“ — „Meine Schwester Mengli,« sagte Fräulein Pe, „hat mir schon den ganzen Vorfall erzählt. Ihr Vater war nicht mehr. Ihr Bruder ist noch ein Kind. Die Mutter führte das eingezogene Leben einer Wittwe, und war außer Stand, einen Eidam zu wählen. Sie fürchtete zu sterben, bevor sie einen Gatten für ihre Tochter gefunden hätte. Letztere wollte daher die Umstände benutzen. Sie kleidete sich als Jüngling, und verschaffte sich eine Zusammenkunft mit dem jungen Herrn Sse. Sie gab ihm Gold, und schloß einen Vertrag mit ihm. Alles das ist pünktlich wahr, und jetzt, mein Vater, hoffe ich, daß Du für sie das Uebrige thun willst.« —

Pe war über diese Rede sehr vergnügt. „Bey solcher Jugend,“ sagte er, „hätte ich ihr kein so kluges Benehmen zugetraut. Mein erstes Vorhaben war, Euch beyde dem jungen Lieou zu vermählen. Jetzt heirathet Ihr den jungen Sse; das kommt auf eins heraus. Man kann

leicht sehen, daß sein Verlangen mit Euern Wünschen übereinstimmt. Beyde werden erfüllt, und dies ist ein sehr glücklicher Ausgang. Ich sehe kein Hinderniß mehr. Du kannst ihr alles das mittheilen. Aber sage nichts davon in Gegenwart Deiner Tante!" —

Fräulein Pe übernahm den Auftrag ihres Vaters, und dieser begab sich mit dem Doctor Gou nach dem östlichen Hauptgebäude. Nach dem dreyfachen Gruß wandte sich Pe an Sse Yeoupe, und sprach: „Ich habe mich genau nach dem, was Sie mir gestern von Lo Mengli anvertrauten, erkundigt. Er ist wirklich auf der Welt." — Sse Yeoupe rief in höchster Freude über diese Versicherung: „Und wo ist mein Bruder Lo? Kann ich ihn sehen?" — „Der Ort, wohin Lo Mengli sich zurückzog," erwiederte Pe, „erlaubt ihm jetzt keine Zusammenkunft mit Ihnen. Aber von mir hängt es ab, daß Sie, wenn es Ihr Wille ist, seine Schwester heirathen." — „Ich gehöre nicht," sprach Sse Yeoupe, „zu den Menschen, die, wenn sie kaum die Landschaft Loung erreicht, auch schon ihre Augen nach Chou wenden. Ich habe den Gegenstand meiner Wünsche erlangt, und strebe nach keinem weiteren. Allein ich war arm, auf einer großen Reise von allem entblößt, und in die höchste Noth versetzt. Lo Mengli, der mich kaum gesehen, kam auf das erste Wort mir zu Hülfe. Sein Edelmuth half meiner Nothdurft ab, indem er mir dreyßig Unzen Silber zustellte, und diesem Darleihen noch ein Geschenk von Armbändern und Perlen beyfügte. Zudem versprach er mir dieses Ehebündniß. Er bewies mir die zärtlichste und lebhafteste Freundschaft. Wäre ich einer der Weisen des Alterthums, er hätte

mich nicht besser behandeln können. Jetzt hat mir das Glück einen Rang ertheilt. Sollte ich meine früheren Verträge aufheben, so wäre ich dem Hunde gleich, der die Knochen benagt und sie dann verläßt.“ — „Das ist unmöglich! Das darf nicht seyn!“ rief der Doctor Gou. „Aber man muß sagen, daß Lo Mengli die Menschen zu unterscheiden und seine Großmuth wohl anzuwenden weiß.“ — „Es ist billig, daß man ihn dafür belohnt,“ sagte Pe, „und gern wollen wir den Vertrag, so er einging, in Vollzug setzen. Aber ich fürchte, daß wir nicht das Nämliche in Betreff meiner Nichte, die ich Ihnen vor einiger Zeit versprach, thun können. Drey Weiber in demselben Hause — das geht nicht wohl an!“ — „Mengli ist ein liebenswürdiger Gelehrter,“ antwortete Sse Yeoupe. „Warum sollten Sie nicht, lieber Schwiegervater, ihm Ihre Nichte zur Ehe geben?“ — „Wir sprechen wieder davon,“ versetzte Pe.

Die Unterhaltung dauerte noch fort, und man kam auf den Austausch der Verse über die Frühlingsweiden, den Tchangfanjou gemacht, und auf die Betrügerey des Sse Yeoute, als er sich mit dem Brief unter einem falschen Namen vorstellte. Man lachte viel über diese zwey Begebenheiten. »Jetzo, da Sie mich mit Ihrer Freundschaft beehren,“ sagte Sse Yeoupe, „und da alle unsere wichtigen Angelegenheiten beendigt sind, muß man jene kleinen Unfälle der vorübergegangenen Zeit vergessen. Zudem sind diese beyden Männer alte Bekannte. Ich hoffe, Sie haben die Gewogenheit, solche wie ehemals zu empfangen, und beweisen damit, daß Sie zu verzeihen wissen.“ — „Ihr Gedanke entspricht ganz meiner Gesinnung,“ erwiederte Pe; und sogleich befahl er einem Diener, den Her-

ren Tchangfanjou und Sse Yeoute Besuchskarten zu überbringen, und Ihnen zu sagen, daß der edle Herr Sse zu Hause wäre und sie einlade, Platz bey Ihm zu nehmen. Nicht lange darauf kamen beyde nach einander an. Eintritt und Empfang war ehrerbietig, und die ganze Gesellschaft blieb, um sich zu vergnügen, in dem östlichen Hauptgebäude.

Unterdessen hatte der General-Inspector Sse, der vom Hofe zurückkam, vernommen, daß man Sse Yeoupe in seinen Grad als Doctor der großen Academie wieder eingesetzt habe, und war darüber höchst erfreut. Er sah seinen Nachfolger in dem kommenden Geschlecht, und da er selbst keinen Hang zu amtlichen Verrichtungen hatte, gab er eine Bittschrift ein, worin er eine Krankheit vorschützte. Zugleich erließ er ein Gesuch an die Kammer der General-Inspectoren, und nach wiederholten Bitten gelang es ihm, daß man seinen Namen so lange von der Liste der verfügbaren Inspectoren hinweglassen wollte, bis er wiederhergestellt sey und den Dienst fortsetzen könne.

Als Sse im Besitz des Dekrets war, verließ er eilends die Hauptstadt und begab sich nach seiner Wohnung in der Provinz Honan, wo er über einen Monat verweilte. Sodann nahm er den Weg nach Kinling um Sse Yeoupe's Ehebund zu schließen. Sobald im Dorfe Kincht die Nachricht seiner Ankunft erscholl, beurlaubte sich Sse Yeoupe sogleich bey dem edlen Herrn Pe und dem Doctor Gou, um seinen Vater zu Kinling in dem Hause, das er vormals bewohnt, zu empfangen. Es war am nämlichen Tage, wo der General-Inspector Sse ankam. Vater und Sohn fühlten die höchste Wonne des Wiedersehens.

Alsbald fragte Sse, wie es mit der Heirath stünde. Sse Yeoupe erzählte nun, welche Anträge ihm der Statthalter Yang gethan, wie er unter verändertem Namen Hoangfou begegnet sey, und wie bey seiner Rückkunft sich alles aufgeklärt habe; sodann die Begebenheit mit Lo Mengli von Anfang bis zu Ende. Der General-Inspector vernahm alle diese Umstände mit dem größten Vergnügen. „Welche staunenswerthe Dinge und welche seltsame Zufälle gibt es doch in den Angelegenheiten dieser Welt?“ rief er. „Ein andermal kommen wir auf dieses angenehme Gespräch zurück.“ —

Die Beamten der Stadt und der umliegenden Bezirke erfuhren seine Ankunft. Alle kamen, ihm ihre Aufwartung zu machen. Dann folgten die Einladungen: Gastmähler, Beschwerlichkeiten aller Art ließen nicht die mindeste Ruhe. Der General-Inspector und Sse Yeoupe besprachen sich miteinander. „Das Geräusch und die Zerstreuungen der Stadt,“ sagte ersterer, „machen den Aufenthalt darin unerträglich. Wir wollen lieber eine Wohnung im Dorfe Kinchi nehmen. Dann sind wir Nachbarn des edlen Herrn Pe, und Du bist eher im Stand Deine Heirathsangelegenheit zu beendigen. Zweytens hat Pe keinen Sohn; Du wirst sein Beystand und seine Stütze, und bewahrst ihn vor dem Kummer eines öden und einsamen Lebens. Ueberdies wird der ruhige Aufenthalt in einem Dorfe, bey'm Anblick der Hügel und Gewässer, und zugleich der Umgang des edlen Herrn Pe, auf die schönste Art mein Alter versüßen.“ — „Edler Vater!« antwortete Sse Yeoupe, Dein Gedanke scheint mir vortrefflich zu seyn.“ —

Am folgenden Tag begaben sich Vater und Sohn nach

dem Dorfe Kinchi. Als die Grüße zwischen Ihnen und Pe, dem Doctor Gou, Tchangfaniou und Sse Yeoute beendigt waren, theilte der General-Inspector Sse sein Vorhaben, in dem Dorfe Kinchi zu wohnen, Pe mit. Dieser war entzückt von dem Gedanken. Er ließ sogleich eine große Wohnung im Dorf aussuchen, und bewog Sse, dieselbe mit hundert Goldstücken zu erkaufen. Letzterer zog unverweilt ein.

Jetzo beschäftigte man sich mit dem Feste. Der Doctor Gou ward um die Leitung der Vermählungsfeyer gebeten. Tchangfaniou erhielt die Rolle eines Vermittlers bey Fräulein Pe, und Sse Yeoute, die nämliche für Fräulein Lo. Man wählte einen glücklichen Tag; zwiefache Hochzeitgaben wurden bereit gehalten und dann miteinander in Pe's Haus gebracht. Dieser behielt einen Theil davon zurück, und sandte den andern der Dame Lo, welche ihn mit Beyfall aufnahm. Man lud viele Menschen zu dem Feste, wo auf beyden Seiten die Freude ihren Gipfel erstieg.

Als die Ceremonie mit den Hochzeitgaben vollbracht war, wählte der General-Inspector Sse einen andern glücklichen Tag zur Vermählungsfeyer. Sse Yeoupe war gerade ein und zwanzig Jahre alt. Seine, ganz neu geschehene, Aufnahme in das Collegium der Academiker, seine Gestalt, seine Anmuth, und seine bekannten Talente, erhoben ihn über andere. Jedermann wiederholte sein Lob und bezeigte ihm Wohlwollen. Fräulein Pe zählte achtzehn, Fräulein Lo siebzehn Jahre. Der Ruf hatte an allen Orten die Talente, die Tugenden und die Anmuth dieser zwey reizenden Jungfrauen verkündet.

Als der Vermählungstag erschien, ließ der General-Inspector Sse ein großes feyerliches Mahl veranstalten. Man rüstete zwey große Sänften von Bambus, mit Stikkereyen verziert. Auf beyden Seiten der Straße waren farbige Laternen aufgestellt. Unaufhörlich ließen sich die Trommelschläger und Musikanten hören.

Sse Yeoupe erschien auf einem prächtigen Roß, das stolz sein Haupt emporwarf. Er trug eine Mütze von schwarzer Gase, Halbstiefel von der nämlichen Farbe, und um den Hals eine große purpurrothe Binde. Die Officianten des großen academischen Collegiums und der Kammer der General-Inspectoren folgten ihm, in zwey Reihen geordnet, als Begleiter. So nahte er zum Empfang der Gattinnen. Auf dem ganzen Wege donnerte das Geschütz zum Himmel. Ueberschwenglich herrschte Tumult und Freude.

Die zwey jungen Damen, gekleidet in Goldstoffe, mit kostbaren Edelsteinen verziert, schienen die Töchter des Königs der Unsterblichen zu seyn. Sie nahmen ehrfurchtsvoll Abschied von dem edlen Herrn Pe und von der Dame Lo, und stiegen, das Gesicht mit Thränen benetzt, in die Sänfte. Pe wollte, als vertrauter Freund, sich nicht an den herkömmlichen Gebrauch halten. Mit einem festlichen Gewande vom zweyten Range bekleidet, stieg er in eine von vier Männern getragene Sänfte, und wohnte im Geleit der ihm untergeordneten Officianten der Ceremonie bey. Der Doctor Gou, auch in festlicher Tracht, befand sich ebenfalls in einer großen Sänfte. Tchangfaniou und Sse Yeoute, Mützen und blaue Gewänder tragend, ritten muthige Rosse, deren Haupt mit Blumen und farbigen Bändern geschmückt war. Sie lenkten beyde den Zug,

welcher eben so glänzend wie der bey der Aufnahme eines Doctors erschien.

Der Trommeln Lärm, der Glocken Klang
Vereint sich mit den Harmonie'n
Der Laut' und Harf': ein schöner Bund
Weckt Freud' in allen, die ihm nah'n.
Die Nichte, so der Bund empfing,
Erhöht noch seinen holden Reiz. —
Der Sperling baut sein friedlich Nest
In zweyer Bäume grün Gezweig;
Der Mond weilt über dem Gespinnst
Von lichter Scharlachröthe, so
Am Pavillon die Fenster schmückt;
Ein gold'nes Opfer prangt am Thor,
Wo angelockt der Blumen Glanz.
Erreicht hat ein Unsterblicher
Der Wünsche Ziel, und erntet Lust!
Nicht aus dem Buch der Verse schallt
Hier ein Gesang: man hört allein
Die Melodie des großen Chun. —

Bald kamen die Sänften bey der Pforte an. Diejenigen, so darin saßen, stiegen aus, und traten in den Saal des Hauptgebäudes. Sse Yeoupe stand in der Mitte, eine der Neuvermählten zu seiner Rechten, die andere zu seiner Linken habend. So grüßte er den General-Inspector Sse und die übrigen Verwandten. Als diese Ceremonie beendigt war, zog die Musik in das Gemach der Frauen. Der General-Inspector Sse blieb in Gesellschaft des edlen Herrn Pe, des Doctors Gou, Tchaugfanjou's und Sse Yeoute's zurück. Man stellte für die Mahlzeit drey Tische in den Saal. Sse Yeoupe speis'te mit den zwey jungen Damen. Er warf verstohlen unter den duftreichen Kerzen hin seine Augen auf Fräulein Pe, auf diese Schönheit, die selbst den Fisch dem Abgrunde der Gewässer entlocken und den Kranich von den

voraus," sagte Letztere, „daß diese erste zärtliche Regung der Grund einer Glückseligkeit würde, die mein ganzes Leben hindurch dauern soll." —

In der zweyten Nacht schloß sich der eheliche Bund im Gemache des Fräuleins Lo. Auf dem Kissen ihres Lagers erzählte sie umständlich, wie es sich begab, daß sie die Tracht ihres Geschlechts abgelegt hatte. Sse Yeoupe's Zärtlichkeit ward dadurch noch erhöht.

Von Tag zu Tage wuchs die Liebe und die Achtung, welche die drey Ehegatten für einander belebte. Es herrschte unter ihnen die vollkommenste Seelenharmonie. Auch bewahrte Sse Yeoupe ein erkenntliches Andenken an die Dienste, welche Yanson ihm vormals geleistet hatte. Er sprach darüber mit seinen Gattinnen, und nahm sie auch zu seiner Bedienung an.

Der General-Inspector Sse hatte keine Lust, seine Stelle wieder anzutreten; er wollte lieber den Abend seiner Tage in Pe's Umgang verleben. Darum entledigte er sich in der Folge seiner Besitzungen in der Provinz Honan, und ließ sich zu Kinling nieder.

Der Doctor Gou gab seine Stelle nicht auf. Das Amt eines Academikers beschäftigte ihn nur wenig, und ließ ihm viele freye Tage. Diese brachte er meistens in der angenehmen Unterhaltung mit seinen zwey Freunden zu. Als der Statthalter Yang erfuhr, welche Wendung die Dinge genommen, sandte er durch expresse Boten seine Glückwünsche und Gaben.

Nach einiger Zeit mußte Sse Yeoupe seines Amts wegen, an den Hof gehen. Aber er hielt sich daselbst nur einen oder zwey Monate auf; denn die Sehnsucht nach

seinen Gattinnen bewog ihn bald, die Erlaubniß zu erwirken, daß er zurückkehren durfte. Sein Weg führte ihn durch die Provinz Chantoung. Er benutzte ihn daher, um die häuslichen Angelegenheiten der Dame Lo in Ordnung zu bringen. Man wartete noch darauf, daß ihr Sohn, wenn er einmal erwachsen sey, die Verwaltung derselben übernähme. Der Licentiat Tsian war gerade damals zum Unter-Präfekten ernannt und bereits auf seinen Posten abgegangen; der Rath Li aber befand sich zu Hause, und lud Sse Yeoupe zweymal zur Tafel ein.

Als Sse Yeoupe wieder seine Wohnung betreten, sann er auf kein anderes Vergnügen, als in Gesellschaft seiner zwey Gattinnen zu dichten oder Aufsätze in Prosa zu verfertigen. Er dachte an keinen Ausgang mehr. Bey der Prüfung, die nun folgte, ward ihm die Leitung einer der Sectionen ertheilt. Sodann führte er den Vorsitz bey einer Prüfung in der Provinz Tchekiang, und vereinte um sich eine große Menge von Schülern. In der Folge wurde er zum Ober-Intendanten des Departements für die literarischen Angelegenheiten ernannt, und da er keinen Hang zu amtlichen Geschäften hatte, kehrte er nicht an den Hof zurück.

Tchangfanjou und Sse Yeoute benutzten sein Ansehn, um sich literarische Würden zu erkaufen. Der erste erhielt die Stelle eines beygeordneten Kommissärs, und der zweyte ward Secretär eines Bureau.

Der edle Herr Pe fand an dem General-Inspector Sse einen Umgang, wie er ihn wünschte. Zudem sah er immerfort Sse Yeoupe und seine beyden Frauen. Darum kannte er nicht die Langeweile der Einsamkeit. In

der Folge beschenkte Houngiu die Welt mit zwey Söhnen, und Lo Mengli mit einem, und da unterdessen Yinglang gestorben war, bot Sse Yeoupe den zweyten Sohn, welchen Houngiu geboren, Pe zum Nachfolger an. Später erschienen diese drey jungen Leute bey den Prüfungen als ausgezeichnete Gelehrte.

Welchen Kummer auch Sse Yeoupe in Betreff seines zwiefachen Ehebundes erfahren — er ward durch den Schluß dieser Angelegenheit auf's Höchste dafür belohnt. Dreyßig oder vierzig Jahre genoß er mit seinen zwey Gattinnen alles Glück, so die Liebe gewähren kann. Verdient diese Erzählung nicht einen würdigen Platz unter den schönsten Geschichten, die uns aus dem Alterthume geblieben sind? —

Man hat folgende Verse zum Lobe des edlen Herrn Pe gedichtet:

Gerecht und frey von Furcht hat er, gesandt
Zu den Tartaren, seine Treu' bewährt;
Wein war und Dichtung seines Lebens Lust;
Die heitere Vernunft, der Hang zu Schriften
Und Tonkunst, haben niemals ihn geflohn.
Dem Glanz der Stickerey, womit Natur
Die Höhen schmückt, ist solch' ein Mann vergleichbar.

Dann wurden Sse Yeoupe nachstehende Verse geweiht:

Dem blauen Nenuphar, dem edelsten,
So alle Dichter preisen, nähert ihn
Talent und Jugend: die vollkomm'ne Schöne
Wählt er, vom Schicksal ungebeugt, allein.
Wohl kann sein Leben sich und seine Kraft
Erschöpfen; doch ihm hat des Himmels Güte
Zwey Gattinnen von hohem Reiz gewährt.

**Die, welche die Tugenden des Fräuleins Pe verherrlichen, lauten so:**

Aus dem Frauengemache läßt sie strahlen
Für den höheren Geist des Herzens Liebe;
Vers und Dichtung erschienen selbst als Mittler
Ihres ehelichen Bundes. — Sage Niemand,
Daß, verlassend die väterliche Wohnung,
Sie den schneeigen Glanz mit sich genommen!
Denn verherrlichen soll' ein neues Wunder
Pe's erhabenes Haus: Die Frühlingsweiden.

**Ferner dichtete man Fräulein Lo zu Ehren Folgendes:**

Hoch vom Söller herab entdeckt' ihr scharfes
Aug' des Mannes Verdienst, und mit der Gabe,
Die sie jenem gereicht, hat ihres Lebens
Glück des Nahenden Sorge sie vertrauet.
Schöner zeigte noch von Gestalt und Antlitz
Unter Blumen sich keine holde Jungfrau:
Geist und edeler Sinn, sie haben gerne
Sich im Bunde vereint, ihr Herz zu bilden. —

Ende.

---

# An L . . .

## Triolet.

Auf Dein= und meinen Lieblingshöhen
Steh' ich so traurig und allein!
Es blüht der May, die Weste wehen
Auf Dein= und meinen Lieblingshöhen:
O Tage, Mond' und Jahr vergehen!
Wann naht der seligste Verein? —
Auf Dein= und meinen Lieblingshöhen
Steh' ich so traurig und allein!

Karl Geib.

## An Professor St**n in G**n.

1 8 2 4.

O Du, den früh in heitern Jugendstunden
Die gleiche Lust der Muse mir vereint,
Mehr gleicher Zug der Herzen mir verbunden,
Denkst Du noch mein, geliebter theurer Freund?
Wie manche sind der Sonnen mir entschwunden,
Und wenn der Nacht das Morgenroth entscheint,
Will schmerzhaft oft des Spätern viel mich mahnen,
Seit das Geschick gesondert unsre Bahnen.

Nicht Träume sind's, nein, Triebe von den Sternen
In unser Blut, in unser Herz gesä't,
Die üppig treibend nie sich ganz verlernen,
Und die kein Sturm der Wandelzeit verweht,
Aus weiter Räum', aus weiter Zeiten Fernen
Herüber oft in frischer Kraft erhöht,
Erblühen sie, aus tiefen Wurzeln dringend,
Und unter sich den Willen bald bezwingend.

Das hab' ich früh, auch selbst in jenen Jahren,
Wo doch das Blut noch leichter wogt und wallt,
Und in des Mann's ernstvollen oft erfahren,
Schien auch gedämpft, gebrochen die Gewalt,
Sie mußte sich erneuet offenbaren
In andrer, meist nur herberer Gestalt.
Ja, an das Rad der Sterne angebunden,
Nach ew'gem Schluß hin kreisen unsre Stunden.

Du weißt, als in der Männerjugend Tagen
Ich heim mit Dir zog in das Vaterland,
— Du fröhlich, ich von düsterm Mißbehagen
Die Stirn durchfurcht, von schwerer Sorg' entbrannt —

Erklären nun kann ich mir solches Zagen;
— O blieb' ich doch zurück am Leinestrand! —
Ein Dämon schien mir trüb voran zu schreiten,
Und unhold auf mein fernes Loos zu deuten.

Die Ahnung war's, die meinen Sinn umfangen,
Die mich gehüllt in ihrer Nebel Grau'n.
Kaum hatte mich das Vaterland empfangen,
Kaum ich begrüßt der Heimath süße Au'n,
Und froh gestillt das erste Schmerzverlangen,
So sah es mich bald andre Thränen thau'n,
Wo Wund' auf Wund' und Streich auf Streich vom harten
Geschick, noch jezo mir die Brust durchscharten.

In meinen schönsten Hoffnungen betrogen
Sah' ich mich früh, blickt' auch zu mir herein
Der Freude Licht, ein Gaukelbild, erlogen
Gemischt aus Wahn und Tücke war der Schein.
Mein Nachen schwankt', ein Spiel empörter Wogen,
Und Fluth auf Fluth drang brandend plötzlich ein
— Mein Süßestes mußt' ich dem Tode geben,
Verrath benagte meines Lebens Leben.

Erinn'rung still! Nicht weibisch will ich klagen.
Was unverschuldet schickt das ehrne Loos,
Gelaßner kann's der freye Busen tragen,
Und selbst im Schmerz sich zeigen mannhaft groß.
Ja, wo Gewölk' auch an Gewölke ragen,
So leuchten Stern' auch aus der Nächte Schoos.
D'rum segn' ich euch, ihr Bilder aus der Ferne,
Auf dunkelm Pfad mir helle Tröstersterne.

Conz.

# Der Landmann und der Fluß.

(Nach dem Französischen.)

„Ich will mich bessern — ja gewiß! Ich will
Mein Leben ändern! (sagte mir ein Freund;)
In schnöden Banden war mein Herz verstrickt,
Vergnügen sucht' ich, dessen Führer stets
Die Thorheit ist, und Reue blieb mir nur.
Entsagt sey der Unwürdigen, die lange
Mein Herz besaß, doch meine Achtung nicht!
Auch kennst Du meine Neigung für das Spiel;
Sie sey hiemit zernichtet! Von der Welt
Entfernt, in Ruh', und frey von allen Sorgen,
Leb' ich forthin in stiller Einsamkeit
Der Weisheit nur und meinen Freunden; auch
Heilt dort vielleicht ein sanftes, treues Mädchen
Die Wunden, so mir falsche Liebe schlug.» —
«Wie oft (versetzt' ich) hast Du dies versprochen!
Allein vergebens. Wann beginnst Du nun?» —
«Freund! In acht Tagen.» — «Warum heute nicht?
Der lange Aufschub will mir nicht gefallen.» —
Ach! Wer kann sprengen in dem Augenblick
So starke Fesseln? Wiss'! Ein Vorwand ist
Mir nöthig, und er kommt, ich steh' dafür.» —

So sprechend kamen wir zum hohen Rande
Des Stromes, der durch grüne Auen fließt.
Hier saß ein Landmann auf dem Ruhestein,
Und sah voll Ungeduld in's Spiel der Wellen.
«Was weilst Du hier, mein Bester?» Fragt' ich ihn.
«Ach! Herr, (war seine Antwort,) ein Geschäft
Ruft mich zum nächsten Dorf; doch keine Brücke
Ersieht mein Aug'; drum warten muß ich wohl,
Bis dieses Wasser abgelaufen ist.» —

„Wohlan! (sprach ich zu dem Gefährten;) sieh'
In diesem Mann Dein eignes, treues Bild!
Die schönsten Deiner Tage geh'n verloren
Im Vorsatz ohne Handeln: willst Du da
Hinüber, mußt Du schwimmend jenes Ufer
Gewinnen; denn — der Strom fließt immerfort!" —

K. Geib.

---

# Einsamkeit.

(Frey nach Pope.)

Glücklich lebet der Mann, der sich bescheidet,
Luft zu athmen auf heimathlichem Boden,
Wo sein Auge zuerst das Licht erschaute,
Und zufrieden der Wünsche Ziel beschränket
Nur auf wenige väterliche Fluren,
Wo die Heerden ihm Milch, zur schlichten Kleidung
Wolle spenden die Schaf', und Korn die Felder,
Und wo laubige Bäum' in Sommerschwüle
Ihm den Schatten verleih'n, und Gluth im Winter. —
Selig, welchem die Stunden, Tag' und Jahre
Gleiten ruhig dahin, von trüben Sorgen
Frey, bey rüstigem Leib und Seelenfrieden,
Wenn das wonnige Glück der Lieb' ihm lächelt,
Im Gewande der Unschuld hergesendet!
Harmlos eilet der Tag in Ruh' und Arbeit
Ihm vorüber, und bey Gesang der Musen;
Lieblich lohnet der Nächte Schlaf, bis wieder
Weckt die Lerch' und Aurora Hügel röthet. —
So vom Erdengeräusch' entfernt, in stillen
Gründen, wünsch' ich zu leben, unbeachtet,
Und zu finden auch dort die letzte Ruhe;
Dann noch schwebe mein sel'ger Geist hernieder,
Daß er segne die freundlichen Gefilde! —

K. Geib.

# Die Sänger.

(Nach dem Französischen.)

Mit ihrem Ton entzückte Wald und Flur
Die Grasmück' einst, und ward so übermüthig,
Daß sie die Nachtigall zum Wettstreit rief.
Den Kampfplatz wählte man im grünen Hain:
Als Richter kamen Hänfling, Zeisig, auch
Grünfink, Rothkelchen, und noch and're, her.
Zwey alte Distelfinken und zwey junge
Goldammern waren Schrankenwächter, und
Die Amsel gab als Herold das Signal.
D'rauf läßt in holden Wechselharmonie'n
Die Grasmück' ihre Silberstimm' ertönen,
Und alles ist entzückt, und ruft mit Freuden
Ihr Beyfall zu; als wieder Stille herrscht,
Beginnt die Nachtigall: zum Vorsang schlägt
Sie drey Accorde, rein und herrlich, an,
Dann folgen ihre göttlich=schönen Triller,
Und alles horcht bezaubert und erstaunt.
Doch unentschieden bleiben noch die Richter:
Der Hänfling und der Zeisig, jeglicher
Ein Freund der Grasmück', wollen gar nicht stimmen;
Die andern streiten; die Versammlung hört
Stillschweigend ihrer Weisheit Reden, als
Ein Heher schreyt: »Die Grasmück hat den Sieg!«
Dies Wort entscheidet ihre Niederlage;
Denn das geflügelte Gericht ertheilt
Einstimmig nun den Preis der Nachtigall. —

Der Beyfall eines Thoren schadet Dir
Weit mehr, als wenn er Deine Werke tadelt! —

K. Geib.

# Einige Züge aus Dante's Leben.

Aus dem Englischen gesammelt
von
Caroline Stille.

Dante Alighieri, der auf die Bildung der Sprache und des Geschmacks in seinem Vaterlande so bedeutenden Einfluß hatte, war von Geburt ein Florentiner, und stammte aus einer reichen adlichen Familie.*) Schon ehe er das Licht der Welt erblickte, hatte Brunetto Latini, der erste Redner und Grammatiker seiner Zeit, ihm das Horoscop gestellt, und aus diesem eine rühmliche Bahn in Kunst und Wissenschaft für ihn geweissagt. — Der Knabe verlor seinen Vater sehr früh; die Mutter aber, deren Träume, vor des Kindes Geburt, den Ausspruch des Sehers bestätigt hatten, wandte die höchste Sorgfalt auf seine Erziehung; ja, Brunetto Latini selbst ward auf ihre Bitte, sein Lehrer, und trug durch das Talent und die Treue, womit er die aufdämmernden Anlagen seines hoffnungsvollen Zöglings schon im ersten zarten Keime pflegte, nicht wenig zur Erfüllung seiner eignen Weissagung bey. Seinem Eifer verdankte es Dante in großem Theil, daß er, gleich dem Engländer Milton, mit dem man ihn vergleicht, einer der gelehrte-

*) Sein Geburtsjahr war das Jahr 1265.

sten Dichter ward. Auch sein Gefühl für die übrigen schönen Künste, besonders für Musik und Malerey, blieb nicht unausgebildet; ja, sogar in den gefälligen Zügen seiner Handschrift sprach sich sein Schönheitsinn aus. Gern ging er auch noch in der spätern Zeit seines Lebens, mit Malern und Musikern um; und es war eine seiner liebsten Unterhaltungen, in den Privatconcerten der letzten in seiner Vaterstadt, bald diese, bald jene Parthie zu übernehmen. Allein wiewohl die Musik seit dem eilften Jahrhundert einige Fortschritte in Italien gemacht hatte; bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob diese Concerte, trotz aller Anstrengung der Mitspielenden, auf das verwöhnte Ohr neuerer Musikfreunde einen angenehmen Eindruck gemacht haben würden.

Als Dante noch sehr jung war, sah er bey einem Familienfest zum erstenmal die goldlockige Beatrice, Folco Polinari's schöne Tochter; und, obgleich man sie in Deutschland noch völlig Kind genannt haben würde,*) faßte er doch schon damals ein leidenschaftliches Gefühl für sie, das erst mit dem Leben wieder aus seiner Brust wich. — Sie starb, als er das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte; und vergeblich suchte er in späterer Zeit Ersatz, oder wenigstens Trost, für ihren Verlust. Zwar ward seine Bewerbung um die durch Rang und Reichthum ausgezeichnete Gemma Donati so günstig aufgenommen, daß ihr nach kurzer Zeit die Vermählungsfeyer folgte. Unglücklicher Weise aber gehörte die Dame einer Familie an, deren Häupter an der Spitze der Neri's, (eines Zweiges der Guelphi-

*) In Italien reift und welkt die Blüthe der Jugend früh. Manche Mädchen werden schon vor dem 13. Jahr verheirathet.

schen *) Parthey) standen, und mit der nicht minder mächtigen der Bianchi's in offenbarer Feindschaft lebten. Zur Parthey dieser letzten neigte sich Dante; und dieß, sagte man, gab den ersten Anlaß zu ehelichen Streitigkeiten. Gewiß ist's wenigstens, daß sein häusliches Verhältniß kein glückliches war. Frau Gemma konnte sich keiner sanften Gemüthsart rühmen, und wahrscheinlich war Dante's hochgespannte Phantasie von den Vollkommenheiten der entschlafenen Geliebten zu sehr erfüllt, um leicht die Mängel der lebenden Gattin zu verzeihen. Seine einzige Tochter ward nach jener Beatrice genannt, derem Namen er durch seine Werke Unsterblichkeit verlieh. Vermuthlich verhehlte er also die immer gleich begeisterte Verehrung nicht, die er ihrem Andenken weihte; und leicht mochte dieß Gemma's Stolz reizen, oder ihre Liebe kränken. So wählte sie denn, gleich so vielen Andern, die ein ähnliches Gefühl leitet, von allem was hier geschehen konnte, gerade das Schlimmste; denn durch ihr Benehmen erhielt der sehnsuchtsvolle Schmerz ihres Gatten unauslöschliche Dauer und immer wachsende Kraft.

Zwey Jahre nach dieser unglücklichen Verbindung ward Dante zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren, oder ersten Magistratspersonen, von Florenz ernannt, nachdem er vorher schon seinem Vaterlande mit den Waffen in der Hand, oder auch als Abgesandter nach den verschiedenen Staaten Italiens gedient hatte. Florenz ward damals

*) Die beyden Partheyen der Guelfen und Ghibellinen verheerten Italien Jahrhunderte lang. Die erste bestand aus den Anhängern des Pabstes, die zweyte aus denen des Deutschen Kaisers.

durch die Fehden der Neri's und Bianchi's im höchsten Grade beunruhigt. Auf Dante's Rath verbannte man die Häupter beyder Partheyen; allein während er, eines wichtigen Anlasses wegen, nach Rom an den Pabst Bonifacius den Achten abgesandt worden war, fand dieser, bey dem die schwächere Parthey der Bianchi's schon früher Hülfe gesucht hatte, genügende Mittel, die Rückkehr der Verbannten zu bewirken; und von ihm unterstützt, reizten sie das Volk an, Dante's Wohnung erst zu plündern, dann zu schleifen, und seine Ländereyen zu verheeren. Nachdem so der erste Schritt geschehen war, wurden die folgenden leicht. Seine Feinde beschuldigten ihn schwerer Vergehungen in seinem Amte, verurtheilten ihn ungehört zur Verbannung, und legten ihm eine Geldstrafe auf, die er nicht zu bezahlen vermochte; worauf denn sein noch übriges Eigenthum confiszirt ward. Aber selbst Verbannung und völliger Ruin reichten nicht hin, die Wuth des Partheygeistes zu stillen, die einmal gegen ihn angeregt war. Dem ersten Richterspruch folgte sogleich ein zweyter, durch den er (und seine treuesten Anhänger mit ihm) zu den Flammen verurtheilt ward. — Seine Gattin trennte sich jetzt völlig von ihm, und blieb ruhig in Florenz, unter dem Schutz ihrer Familie und Parthey. Einen Versuch machte Dante, an der Spitze der Gegenparthey sich den Rückweg nach Florenz mit den Waffen zu bahnen; doch da dieser mißlang, suchte er Schutz vor der Bosheit seiner Feinde an mehreren kleinen Höfen Italiens, unter andern zu Verona, wo die Scaliger*) ihren Hof hielten, und ausgezeichneten

*) Fürsten von Verona.

Männern aller Partheyen eine Freystatt gaben, wenn Unruhen im Vaterlande sie vom eignen Heerde verbannt hatten. Ja, nicht allein eine Freystatt, sagt Ginguené, war hier für die Flüchtlinge bereit, sondern auch jeder Lebensgenuß, der ihnen in ihrer Lage nur verschafft werden konnte. Man wies ihnen prachtvolle Wohnungen an, gab ihnen eigne Leute zur Bedienung, und sie hatten freye Wahl, entweder an der fürstlichen Tafel, oder in ihren eignen Zimmern, sich eines reichen Mahls zu erfreuen. Musiker, Spaßmacher und Poeten waren zu ihrer Unterhaltung angewiesen, und jedes Zimmer schmückte man mit Gemälden, und Sinnbildern, die auf den Stand oder die Lage der Gäste Bezug hatten. Die Göttin des Siegs war für die Krieger dargestellt, für Verbannte die Hoffnung, der Musenhain für die Dichter, Merkur für die Künstler, und das Paradies für die Theologen. Jeder fand, was ihn erfreuen oder trösten konnte. —

An diesem Hofe fand Dante die schmeichelhafteste Aufnahme; aber in seinem Wesen lag, bey allem Ernst und aller Würde, die ihm eigen war, doch zu viel von dem Unabhängigkeitsstolz eines freyen Bürgers, zu viel cynische Menschenverachtung, und zu viel von jener Bitterkeit,*)

---

*) Doch scheint selbst seine Bitterkeit nur eines reinen Quells überschäumende Woge gewesen zu seyn. „Zeiten, wie die seinigen," sagt ein verehrter Deutscher Schriftsteller, „in denen alle Kräfte und Fähigkeiten eines Volks sich entwickeln, in denen neben dem höchsten Licht die tiefste Schattenseite des menschlichen Gemüths scharf contrastirend hervortritt, sind für edle Seelen, denen die Gleichgültigkeit nicht zu Theil ward, die im Leben, wie es nun einmal ist, am besten durchhilft, oft sehr drückend. Das empfand auch Dante; und deshalb wird der

die durch unverdiente Verfolgung so leicht entsteht, als daß die Hofluft für ihn dauernd ein gedeihliches Element hätte seyn können. — Einst fragte ihn einer der Prinzen, weshalb den Meisten ein alberner Hofnarr lieber sey, als er, trotz seines Reichthums an Wissen und Genie. „Darüber darf man sich nicht wundern," erwiederte Dante sogleich. „Es ist ja die Verwandtschaft der Seelen, die zur Freundschaft führt."

Indessen, mit einer Klugheit, die man bey Dichtern selten findet, zog er sich in Verona vom Hofe zurück, eh' es zum offenbaren Bruche kam. Auch widmete er dem einen der Scaliger den zweyten Theil seines großen, unter dem Namen der göttlichen Comödie so bekannten Gedichts. Daß diesem berühmten Werke des großen Mannes der Name Comödie gegeben ward, gründet sich auf den von ihm selbst aufgestellten Satz: die Tragödie müsse anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grausend und

---

Sänger der Liebe und des ewigen Erbarmens oft zum bittersten aller Spötter, zum heftigsten Feinde und zum unbarmherzigen Richter. — Doch er genas aus und durch zeitlichen Jammer zu ewiger Wonne. Er schmeckte, (nach seinen eignen Worten im Paradiso) wie gesalzen uns fremdes Salz das Brod macht; wie herb es ist, wenn man fremde Treppen hinaufsteigt; aber er lernte, wie wir alle, im widrigen Schicksale Gott suchen, und ihn im eignen Busen finden. Die schönste Flamme reiner Liebe hatte seine Seele geläutert; von ihr erleuchtet drang er zu der heiligen Quelle, aus welcher die göttliche Gnade mit dem Wonnetrank unaussprechlicher Freude, und mit reiner Seligkeitfülle, jede einsame, in der sengenden Hitze eines gemeinen und niedrigen Lebens nach Labung lechzende Seele erquickt, die um das Edle und Hohe kräftig gekämpft, nach Wahrheit redlich gerungen, und im Verkehr der Welt nur Schein und Lüge, nur Trug und Falschheit gefunden hat." —

schaurig seyn, die Comödie hingegen vom düstern Anfang zum glücklichen Ende fortschreiten. Da nun sein Gedicht in drey Theile: die Hölle, das Fegfeuer, und das Paradies, zerfällt, also vom allerschaurigsten Beginn zum allerfrohsten Ende führt, nannte man es Dante's Comödie. Den Beynamen: „die göttliche", erhielt es erst in späterer Zeit. —

Nachdem Dante Verona verlassen hatte, besuchte er Bologna, Paris, und mehrere andere Universitäten, wo er sich als Disputant im theologischen und philosophischen Fache auszeichnete. Seine Gelehrsamkeit war gründlich, seine Logik scharf und richtig, und überdieß noch war er ein trefflicher Redner. Kein Wunder also, daß er oft den Sieg davon trug in diesen Cathedergefechten, die den Gelehrten der damaligen Zeit eben so wichtig und erfreulich waren, als den tapfern Rittern eine offene Feldschlacht.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich besuchte er bald den einen bald den andern kleinen Italiänischen Hof. Sein letztes und glücklichstes Asyl aber war zu Ravenna, bey Guido Novello Polenta, Herrn dieser Stadt. Hier fand er wirkliche Erholung, und war mehr der Freund als der Untergebene seines würdigen, durch Geist und Bildung gleich ausgezeichneten Beschützers. Leider aber dauerte dieß Glück nur kurze Zeit. Auf einer wichtigen Gesandtschaftsreise, die für Ravenna den Frieden mit den Venetianern hatte herbeyführen sollen, blieben Dante's Bemühungen fruchtlos. Der Schmerz, daß es ihm nicht gelungen war, seinem Freunde und Wohlthäter nützlich zu seyn, nagte tief an seiner Seele; ja er führte, wie man behauptet, seinen Tod herbey. Wäre dieß wirklich, so hätte der große

Dichter aus zweyfachem Grunde den Beynamen des **Treuen** verdient. Gewiß wenigstens ist es, daß er kurze **Zeit nachher** im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters **starb.**

Guido Novello ließ seine Leichenfeyer mit großer **Pracht** begehen, hielt ihm selbst in seinem Pallast eine dem **tiefsten** Herzen entströmte Lobrede, und wies seiner irdischen **Hülle** am Eingange der Minoritenkirche zu Ravenna ihre **letzte** Ruhestatt an. — Nach Dante's Tode wünschten die Florentiner sehnlich, die sterblichen Reste des großen Mannes, den sie im Leben verbannt und geplündert hatten, in *ihren* Mauern aufzubewahren; und wiederholte Unterhandlungen wurden deshalb mit den Einwohnern von Ravenna angeknüpft. Aber es schien, als schwebe Dante's Geist aus seinem Grabe hervor, und rufe mit dem empörten Gefühl jenes Helden der alten Roma: „undankbares Land! meine Gebeine sollen nicht in dir ruhen!“ Denn alle Versuche, den einmal verscherzten Vorzug wieder zu gewinnen, waren vergeblich. —

Dante war von mittlerer Größe, und ernstem, würdevollen Ansehen. Die Form seines Gesichts war länglich, seine Farbe braun, die Nase groß und gebogen, das Auge vorragend, voll Feuer und Ausdruck, der Mund fest geschlossen und geistvoll, das Haar, wie der Bart, schwarz; voll und kraus. Der Ausdruck seiner Züge war gewöhnlich sinnend, oft schwermüthig — Eines Tages, als seine Hölle ihm schon großen Ruf erworben hatte, ging er zufällig in Verona an einem Hause vorüber, vor dessen Thür einige alte Frauen saßen. „Seht Ihr den Mann dort?“ fragte eine von ihnen mit leiser Stimme die übrigen. „Das ist der, der in die Hölle hinabsteigt, und wieder heraufkommt, wie

es ihm gefällt. So bringt er uns alle seine Nachrichten mit, von denen, die dort in der Unterwelt hausen." — „Ich glaube, sie spricht die Wahrheit!" flüsterte itzt eine der andern. „Seht nur, wie braun sein Gesicht ist, und wie sein Bart sich zusammengerollt hat. Das kommt gewiß von dem Rauch und der Hitze da unten." — Dante lächelte über die Einfalt der Frauen, und ging ruhig weiter; doch mochte ihm leicht die Anregung schmeicheln, die sein Genius so sichtlich selbst der rohen Phantasie des Volkes gab.*)

In der Regel las oder arbeitete Dante viel, und sprach wenig; doch waren seine kurzen Antworten treffend, oft witzig. Häufig sah man ihn zerstreut; und dieß zuweilen bis zur völligen Geistesabwesenheit. So fand er einst in einem Apothekerladen zu Wien ein Buch, das er lange umsonst zu bekommen gesucht hatte; und benutzte den Fund mit solchem Eifer, daß er regungslos vom Morgen bis zum Abend an demselben Platz in der offenen Bude stehen blieb, ohne selbst durch den Lärm und Jubel eines Hochzeitzuges, der seinen Weg dicht an ihm vorüber nahm, gestört oder zu sich selbst gebracht zu werden." —

Außer der göttlichen Comödie, die ihm den ersten Platz unter Italiens Dichtern erwarb, hat man von ihm auch noch ein früheres Werk in Prosa, „Vita nuova" (neues

*) Unter den Einwohnern von Toscana besonders ward seine Hölle auch von den untern Klassen häufig gelesen und bewundert; wie dieß noch jetzt manche aufbewahrte Anecdote bezeugt. So erzählt man, er habe einen Schmidt und einen Maulthiertreiber, die seine Verse (aber verstümmelt) bey ihrer Arbeit wiederholten, mit eigner kräftiger Hand für die an ihm begangene Sünde gezüchtigt.

Leben) betitelt. Es enthält die Geschichte seiner treuen Jugendliebe, und seine frühesten Gedichte sind, bey den Anlässen, durch die sie entstanden, mit eingewebt. Schon allein seine Canzonen würden ihn zum ersten Dichter seiner Zeit erheben, wenn er auch nie etwas weiter herausgegeben hätte. — Eine dieser Canzonen, (auf Beatrice's Tod,) hat Petrarch sehr auffallend nachgeahmt.

„Dante," sagt Villani in seiner Chronik, „war auf seine Gelehrsamkeit etwas stolz, dabey oft zurückhaltend und geringschätzig; auch, nach der Philosophen Art, ziemlich ungewandt, so daß er sich im Gespräch zu den Ungelehrten nicht herabzulassen wußte. Betrachten wir indeß seine übrigen Tugenden, seine Kenntnisse, sein Genie und sein Verdienst, so finden wir in ihm einen so berühmten Mitbürger, daß es billig ist, ihm durch diese unsre Chronik ewiges Andenken zu verleihen; um so mehr, da seine edlen Werke unsrer Stadt einen ehrenvollen Ruf geben." —

Wie verächtlich würde Dante's hoher Geist auf das ewige Andenken herabgelächelt haben, das Villani's Chronik ihm sichern sollte! Kaum fünfzehn Jahre nach des großen Dichters Tode wurden jene Worte geschrieben; damals hatten seine Mitbürger noch nicht erkennen gelernt, was sie in ihm verloren. Auch war der treue und schätzenswerthe, aber schwache Annalist des geistigen Schwunges durchaus unfähig, dessen es bedurfte, um Dante's ganze Erhabenheit zu fassen. Nur ein Geist, der den seinigen fast erreichte, vermochte ihn zu würdigen. Und so war es denn Boccaz, der zuerst seinen vollen Werth begriff, und in seinen Landsleuten jene enthusiastische Bewunderung für ihn weckte, die fast zur Anbetung seines Namens ward.

# Euphemie,

oder

# die Gefahren des Umgangs.

---

Roman

von

Amalia Schoppe, geb. Weise.

# Euphemie,

## oder

## die Gefahren des Umgangs.

Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise.

### Erstes Kapitel.

„Arme Eltern!" sagte Robert, indem er ein Zeitungsblatt hinlegte, das er im Hôtel von London ergriffen hatte, um es flüchtig durchzusehen. „Arme Eltern, und wenn die Verlorene nun wirklich wiederkehrte, würdet Ihr Euch der Rückkehr wohl noch freuen können?"

„Hm, lieber Herr, und warum denn nicht?" antwortete ihm ein kleines, seltsames Männchen, das bisher gänzlich von ihm unbeachtet, hinter einem Tische gesessen und anscheinend nur mit dem Genuß eines sehr reichlichen Frühstücks eifrig beschäftigt gewesen war. „Freute sich der Vater doch des zurückgekehrten, verloren gewesenen Sohnes, weshalb sollten sich diese denn nicht auch über die Rückkehr der verlorenen Tochter freuen können?"

Robert schwieg einen Augenblick in Nachdenken versunken und schaute den Kleinen dabey mit Aufmerksamkeit

an, der sich jetzt, ohne eben seine Antwort abzuwarten, wieder an sein Frühstück machte und mit solchem Appetit aß und trank, daß er die ganze Welt, und Alles, was darin vorging, gänzlich darüber vergessen zu haben schien. Die kleine, magre, fast ganz schon zusammen getrocknete Gestalt nahm sich seltsam hinter diesem Berge von aufgethürmten Speisen aus und erinnerte lebhaft an die sieben magern Kühe Aegyptens, die die fetten verzehrten, ohne selbst fetter zu werden.

Die Gesichtszüge des Grauen — denn er war ganz in graumelirtes Laken gekleidet — boten einen höchst sonderbaren Contrast dar, indem sich eine unserm Robert in tiefster Seele verhaßte List und Verschlagenheit neben grell hervorstechender Genußsucht darin abspiegelte. Die kleinen grauen, stechenden Augen schossen unaufhörlich Blitze unter buschigen Augenbraunen hervor; die feine, sehr dünne Nase senkte sich, wie ein Papagayschnabel, auf die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen hinab und trotz des schon weit vorgerückten Alters des Mannes zeigte sein sehr großer Mund ein Gebiß Zähne, um das manche Modedame ihn schon beneidet haben mochte. Das Haar trug er zierlich frisirt und reich gepudert hinten in einem kleinen Zöpfchen, das sich auf eine fast lächerliche Weise hin- und her bewegte, wenn er den Kopf drehte, um zu untersuchen, von welchem Gerichte er nun zuerst nehmen wolle.

„Sie haben also die Anzeige auch gelesen?“ fragte ihn Robert, nachdem er mit seiner Musterung des Kleinen fertig war.

„Was sollte ich nicht!“ antwortete ihm dieser, einen Augenblick die Gabel hinlegend. „Das Zeitungslesen

gehört zu meinen Hauptbeschäftigungen, besonders das der Intelligenzblätter, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Druckerbursche sich gut dabey steht, mir immer am Morgen das erste Exemplar noch naß aus der Presse zu bringen, denn es liegt mir Alles daran, Blätter dieser Art früher als jeder Andere in unserer Stadt gelesen zu haben. Was meinen Sie wohl, wie viel mir z. B. diese kurze Anzeige" — er nahm das Intelligenzblatt vom Tisch und zeigte mit dem Finger auf die Stelle — einbringen wird?"

„Ich kann das unmöglich wissen, mein Herr," entgegnete ihm Robert mit Lächeln. „Vermuthlich sind Sie aber Mitherausgeber des Blatts, denn sonst wüßte ich mir auf keine Weise zu erklären, wie Sie Vortheile irgend einer Art aus dieser Anzeige, anscheinend unglücklicher Eltern, ziehen könnten."

„Sie irren sich, mein Herr, ich bin nicht so glücklich, Mitbesitzer dieses vortrefflichen Blatts zu seyn; aber erlauben Sie mir, Ihnen die Anzeige noch einmal vorzulesen, und dann werden Sie sicher schon einsehen, daß sie mir Vortheile, große Vortheile einbringen muß, denn ich war am heutigen Morgen der Erste, welcher sich zu dem Geschäft meldete, die Verlorene wieder aufsuchen zu wollen."

Er zog jetzt eine Brille aus einem alten ledernen Futteral hervor, wischte sie sorgfältig ab und setzte sie dann auf die Nase, indem er mit lauter Stimme die nachstehende Anzeige aus dem Intelligenzblatte ablas:

„'Geliebtes, unglückliches Kind, seit dem letzten Sonntage abwesend, kehre zurück zu Deinen tiefbetrüb-

ten Eltern! Es sey Alles, was vorgefallen, Dir verziehen! Hält Scham Dich ab, schon jetzt in unsre Arme zu eilen, so zeige uns wenigstens Deinen gegenwärtigen Aufenthalt an, damit wir zu Dir kommen und Dir die Verzeihung bringen, die Du nicht zu suchen wagst! Sollte übrigens irgend Jemand im Stande seyn, Nachricht über diesen Gegenstand zu ertheilen, so wird er dringend gebeten, seine Addresse im Büreau des Intelligenzblatts mit den Buchstaben N. N. versiegelt abzugeben und einer reichlichen Belohnung gewärtig zu seyn, falls man durch seine Mithülfe zur glücklichen Wiederentdeckung der Vermißten gelangen sollte.'"

„Nun, mein Herr," fuhr der Graue fort, indem er triumphirend das Blatt hinlegte, „sehen Sie noch nicht ein, welche Vortheile mir aus dieser Anzeige erwachsen werden?"

„In der That, verzeihen Sie mir meine Kurzsichtigkeit, aber ich vermag doch noch nicht recht einzusehen, wie und auf welche Weise sie Ihnen, oder sonst Jemanden, sichern Gewinn bringen könnte."

„Sie sind wohl ein Fremder hier, mein Herr, denn sonst würden Sie das recht gut begreifen. Ich suche das verlorne Schäfchen auf — und nichts leichter als das bey meiner Localkenntniß — ich führe es zurück; ich erhalte von der einen Seite Geld, den glücklich erspähten Aufenthalt nicht zu verrathen und von der andern Seite wieder Geld, ihn doch verrathen zu haben; die armen Eltern bekommen ihr Kind wieder, das Kind wird dem Verderben entrissen, und ich, mein Herr, ich stehe mich eigentlich am besten bey der Sache, indem ich meine

Taschen fülle, die ohne diese lobenswerthe Industrie ziemlich leer seyn würden, denn meine Existenz ist einzig und allein auf Geschäfte der Art begründet. Auch Ihnen stehe ich zu Diensten, wenn Sie meiner bedürfen sollten, zu welchem Ende ich mir die Freyheit nehme, Ihnen meine Addresse zu überreichen." Er zog bey diesen Worten seine Brieftasche aus dem Busen hervor und reichte Roberten eine zierlich beschriebene Karte, worauf der Name Kirchenberg und seine Wohnung deutlich bezeichnet, stand.

„Ich danke Ihnen," sagte Robert, die Karte neben sich auf den Tisch legend, und mit einem Tone, worin man die Verachtung nicht verkennen konnte, die er gegen den Mann hegte, seit dieser ihn mit der Art seiner Beschäftigung bekannt gemacht hatte, fügte er hinzu: „Ich fürchte aber, mein Herr, keinen Gebrauch von dieser Karte machen zu können."

„Das können Sie nicht wissen," sagte der Kleine ruhig, „denn ich habe sie fast noch Keinem gegeben, der nicht früher oder später hätte Gebrauch davon machen müssen. Ohne mich aber rühmen zu wollen, kann ich Ihnen die Versichrung geben, daß noch Jeder sehr wohl mit den ihm von mir geleisteten Diensten zufrieden war, ja, daß ich oft über alle Erwartung belohnt wurde, weil ich über alle Erwartung zu dienen verstand."

„Behalten Sie Ihre Karte troß dieser Versicherung," entgegnete ihm Robert, ihm dieselbe verächtlich zurückschiebend; „ich bin gewiß, solcher Dienstleistungen, obgleich noch ein Fremdling in dieser Stadt, nicht zu bedürfen, als Sie zu leisten vermögen."

Er nahm mit diesen Worten seinen Hut, suchte nach

seinem Stock, der auf die Erde gefallen war und entfernte sich, weil ihm die Nähe dieses Geschäftigen im höchsten Grade zuwider war. Kirchenberg nahm die Karte wieder zu sich, steckte sie ein und murmelte einige Worte in den Bart, wobey er sehr zornig aussah; dann aber machte er sich wieder an sein Frühstück, das er bis auf den letzten Bissen verzehrte.

„Wer ist der Fremde? Kennt Ihr ihn, Johann?“ fragte er den eintretenden Kellner, der, seinen Appetit kennend, kam, um sich zu erkundigen, ob ihm auch noch mehr gefällig sey.

„Meinen Sie den schönen, schlanken jungen Herrn, der eben das Zimmer verließ?“

„Ja, eben den!“

„Ich weiß seinen Namen nicht aus dem Kopfe, doch kann ich Ihnen damit dienen, denn er steht in unserm Fremdenbuche.“

„So logirt er hier?“

„Ja, seit gestern Abend, wo er mit Kutscher und Bedienten hier ankam.“

„Scheint er Vermögen zu haben?“

„Ich glaube es, denn er forderte die besten Zimmer im Hôtel, hatte gleich ein stolzes Wesen an sich und ist mit seiner eigenen, sehr glänzenden Equipage da; irre ich nicht, so ist er ein reicher Gutsbesitzer, denn mich dünkt, sein Bedienter sagte etwas dergleichen.“

„Gut, holt mir das Fremdenbuch, Johann, und hier eine Kleinigkeit für Eure Mühe!“

Der Kellner flog jetzt rasch davon und kehrte schon nach wenigen Minuten mit dem Fremdenbuche zurück.

„Das da ist er," sagte er, mit dem Finger auf eine Stelle zeigend; „Robert Wertheim, Gutsbesitzer — Sie sehen, daß ich mich nicht irrte."

Der Graue hatte indeß sein Portefeuille wieder hervorgezogen und notirte sorgfältig Stand und Namen des Fremden; dann stand er auf, um sich zu entfernen.

„Ich glaube, der wird Ihnen etwas einbringen, Herr Kirchenberg," sagte der Kellner mit einem listigen Lächeln. „Es scheint mir ein Neuling, kommt vielleicht direct von seinen Gütern, hat noch nichts von der Welt gesehen — dergleichen Leute pflegen Goldgruben für Sie zu seyn."

„Wollen sehen," entgegnete ihm der Graue bedächtig, indem er langsam eine Priese aus einer hübschen silbernen Dose nahm; „ich hoffe es doch noch dahin zu bringen, wie stolz der Herr jetzt auch thut, daß er mich wie eine Gottheit in der Noth anruft — und fragt er nach mir, Johann, so wißt Ihr ja meine Addresse."

„So gut, und besser wie mein Vater unser, sagte dieser lachend; „ich habe sie ja schon oft genug aufschreiben oder herbeten müssen, um sie endlich gut zu wissen."

„Ja, ich darf mir damit schmeicheln, daß mein Name öfterer in dieser Stadt genannt wird, als der des regierenden Herrn Bürgermeisters," antwortete ihm der Kleine mit einiger Selbstzufriedenheit; und wer mich gut bezahlt, der wird auch gut bedient, das weiß ein Jeder, der mit mir zu thun hatte."

Der Kellner wurde jetzt in einem anstoßenden Zimmer laut verlangt und eilte so fort, während der Graue noch einmal seine Brieftasche hervornahm und mit seiner Bleyfeder ein großes NB., zweymal unterstrichen, bey Wert-

heims Namen schrieb; dann entfernte auch er sich, um seinen Geschäften nachzugehen, von denen er sich immer nur so viele Zeit abmüßigte, um gehörig seines Leibes pflegen zu können, den er unter keinen Umständen, selbst unter den dringendsten nicht, verabsäumte.

---

## Zweytes Kapitel.

Robert an August.

In einer Stunde, mein Freund, trete ich nun die seltsamste Wanderung meines Lebens an, den Weg zu der mir von meinem Vater bestimmten, nie bisher gesehenen Braut.

Mir ist sonderbar dabey zu Muthe, ich kann es Dir nicht verhehlen, aber da ich durchaus nicht gebunden bin, da ich jeden Augenblick zurücktreten kann, wenn das Mädchen mir nicht gefällt, so glaube ich, daß es meine Pflicht ist, den Versuch wenigstens zu machen, dem Wunsche eines geliebten, hochverehrten Vaters Genüge zu leisten. Du weißt, daß der theure Geschiedene mit diesem sich in's Grab legte, daß er sterbend von mir verlangte, nie einem andern Mädchen meine Hand zu reichen, bevor ich die Tochter seines Freundes, des Retters seines Lebens, gesehen und mich genau geprüft hätte, ob es mir nicht möglich seyn würde, ihr meine Zuneigung zu weihen. Ich versprach ihm das, mein Freund, denn mein Herz

war frey, und Alles, was ich je noch über Euphemie hörte, ließ mich überdies glauben, daß ich sie würde lieben können; Jeder, der sie sah, sprach nur mit Bewunderung von ihrer seltenen Schönheit und den hohen Gaben ihres Geistes.

Nur Friedrich, der, wie Du weißt, vor einigen Jahren in Geschäften hier war und vermittelst eines Empfehlungsbriefes meines Vaters das Rodensche Haus besuchte, wollte etwas Bizarrerie in Euphemiens Character entdeckt haben, was er einer allzugroßen Nachsicht und Liebe ihrer Eltern, deren einziges Kind sie ist, zuschrieb; aber Du kennst den finstern Weiberfeind, der, seit Octavia ihn hinterging, überall nur Verstellung, Verrath und alles Böse an den Frauen erblickt; so darf ich auf sein Urtheil eben nicht viel geben und werde die mir bestimmte Braut mit unbefangenen Augen, nicht durch die angelaufene Brille seines ungerechten Weiberhasses, ansehen.

Laß es mich Dir gestehn, August, daß ich von ganzer Seele dazu aufgelegt bin, mich recht sterblich zu verlieben, denn diese Leere in meinem Herzen fängt an mich zu peinigen, zu ängstigen; ja, mich erfaßte sogar in der letzten Zeit nicht selten der Neid, wenn ich glücklich Liebende sah, denen die ganze Welt versunken war und die nichts sehen und hören mochten, als einander.

Ich habe auf meinen Reisen viele schöne Mädchen und Frauen gesehn, aber meine Stunde war noch nicht da und kalt ging ich immer an ihnen vorüber. Wird das jetzt bey Euphemiens Anblick anders werden? wird sie mich mit den schönsten und erhabensten Gefühlen des Lebens bekannt

machen? werden ihre strahlenden Blicke den bisher so kalten Marmor beleben und ihm eine süße Gluth einhauchen? — Dies alles frage ich mich oft, besonders seit ich nun mit ihr unter einem Himmel lebe und ihr so nahe bin.

Wenn meine Hoffnungen und Erwartungen mich nicht täuschen, wenn sie diesem Herzen Liebe lehrt und auch mich zu lieben vermag — denn darauf kömmt natürlich Alles an — dann, August, giebt es zwar keinen interessanten, unterhaltenden Roman, aber mit Gottes Hülfe bald ein sehr glückliches Paar, zwey sich beglückende Menschen mehr in der Welt. Ich führe dann mein schönes, geistreiches Weib heim, baue still meinen Kohl, danke Gott täglich aus gerührter Seele und blicke voll Freude auf das Grab des geliebten Vaters, dessen innigsten Wunsch ich, durch ein mildes Geschick geleitet, zu erfüllen vermochte.

Läse der finstre Friedrich diese Stelle meines Briefes, so sähe ich ihn im Geiste schon in das wilde Hohnlachen ausbrechen, das er sich seit jener fatalen Begebenheit mit Octavia angewöhnt hat, denn er glaubt weder mehr an Weibertreue noch an sonst irgend ein wirklich schönes und reines Glück für „die armen Menschen," wie er sich und uns nennt.

Wo mag er seyn? wo sich umhertreiben? Als ich ihn vor zwey Jahren zuletzt sah, schien er des Umherschweifens in der Welt völlig überdrüssig zu seyn und sich irgendwo ansiedeln zu wollen; als ich ihn aber fragte, wohin ihn die Neigung zöge, sagte er, er wisse es noch selbst nicht und ich würde es wohl erfahren, wenn er

einmal ein stilles Plätzchen gefunden. Seitdem hörte ich nichts weiter von ihm. Seine Güter sind längst verkauft und er ist mit seinem großen Vermögen davon gegangen, Gott weiß wohin; möge er endlich Ruhe gefunden haben!

Das war ein Riesengeist, August! Ich wollte, Du hättest ihn gekannt, das heißt persönlich, denn wie oft ich Dir auch von ihm erzählte, oder schrieb, so war es mir doch nicht möglich, Dir eine genügende Schilderung von ihm zu geben. Ich habe ihn eben so oft bewundert, ja ich möchte sagen, angebetet, als ich zuletzt vor ihm schauderte, denn in seinem Wesen vereint sich das Höchste mit dem Niedrigsten, das glühendste Liebesbedürfniß mit dem finstersten ungerechtesten Menschenhasse. Heute steht er wie ein Heros vor Dir da und morgen schon siehst Du ihn wieder unbegreiflich schlecht und niedrig handeln, um sich dann eben so schnell wieder zu der höchsten Menschenwürde zu erheben, wie die Stunde oder sein finstrer Humor es ihm eben eingiebt.

Ich sah ihn einmal beym Anblick eines blinden Bettlers weinen, der durch seinen getreuen Hund die volkbelebten Gassen mit wahrhaft liebender Sorgfalt geführt wurde, und als eben dieser Unglückliche ihn eine Stunde darauf um eine Gabe ansprach, stellte er sich mit vor Unmuth glühendem Gesicht vor ihn hin und hielt ihm eine Rede darüber, daß nichts so schändlich und erbärmlich sey, als daß der Arme unter so elenden Bedingungen in dieser erbärmlichen Welt noch leben wolle. „Giebt's denn kein Wasser," sagte er, „um Dich hineinzustürzen? Kannst Du Dich denn nicht der Nahrung enthalten, um nur endlich loszukommen von der Bürde, die Dir auferlegt

ward?" .......... Dann hielt er plötzlich wieder inne, ich sah ihn bleich werden, er griff in die Tasche und schüttelte alles Geld, was er bey sich trug, in den Hut des Blinden, indem er sagte: „Ich habe kein Recht, mit Dir zu schelten; lebe ich ja doch selbst noch!"

Solcher Züge, die einen durchaus zerrütteten Menschen verrathen, könnte ich Dir hunderte erzählen, August, und doch würde ich Dir noch kein ganz getreues Bild von ihm zu geben vermögen. Man muß ihn sehen, ihn hören, ihn ganz genau kennen, um ihn nicht zu verachten, nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, denn wahrlich', nicht Haß verdient er, sondern Mitleid, oft sogar Liebe und Bewunderung, auch gestaltet sich in ihm Alles anders, als in andern Menschen. Das Andenken an ihn stimmt mich allemal ernst und wehmüthig — ich mag, ich kann ihn nicht verloren geben und fühle doch, daß ich es muß!

Einst liebte ich ihn so heiß — er war mein Ideal, ihm ähnlich zu werden, die Lichthöhe zu erreichen, auf der ich ihn erblickte, der sehnlichste Wunsch meines Herzens; ich rankte mich an ihn hinan, wie der schwache Epheu an den stolzen, mächtigen Eichbaum, ja, ich erwartete alles Heil, alles Glück des Lebens nur von ihm. Auch er liebte mich, und, weil er um sieben Jahre älter als ich war, fast mit väterlichen Gefühlen; ja, er schien sogar stolz auf die gränzenlose Hingebung eines jugendlichen Gemüths an den ältern, gereiftern Mann zu seyn, und so sah er selbst liebevoll, ohne allen Spott der jugendlichen Thorheit nach, ihm sogar im Aeußern ähnlich

seyn zu wollen, weßhalb ich immer Kleider nach der Farbe und dem Schnitte der seinigen trug.

Ein Anderer würde das verspottet haben — ihn aber rührte es — wie es überhaupt nie einen Menschen gab, der Liebe so zu würdigen verstand, wie er. Wir trennten uns; ich war drey Jahre auf Reisen, wie mein Vater dies wünschte. Zu Anfang wollte er mich begleiten, meinen Mentor abgeben — o hätte er es gethan, es wäre alles ganz anders gekommen, als es nun kam! Aber Verhältnisse, der Tod seiner Eltern, nöthigten ihn, zurückzubleiben. Er lernte Octavia kennen, liebte sie mit der ganzen Gluth seiner Seele; seine Briefe an mich waren Hymnen, dem Lobe und Preis der Einzigen allein geweiht; er vermochte nichts anders zu denken, als sie — die Welt war vor ihm versunken, er konnte nur noch auf den Fleck sehen, worauf sie athmete!

Nie hat ein mächtigeres, nie aber auch ein reineres Feuer auf dem Altare der Liebe gelodert; die Geliebte war ihm kein Weib, sie war ihm zur Gottheit geworden; wäre sie ihm gestorben, so hätte er ihr Altäre errichtet und sein Leben betend an derselben verhaucht.

Octavia war eine fast mittellose Waise, aber schön und geistreich, er der reichste, angesehenste Mann der Gegend — sie liebte nicht ihn, sondern richtete nur ihre Blicke auf das glänzende Loos, das seine Neigung ihr bereitete; ein Anderer hatte ihr Herz und diesen Andern überraschte er in ihren Armen! —

Plötzlich verstummte er ganz gegen mich, und so viele Briefe ich ihm auch schrieb, so erhielt ich keine Antwort darauf. Endlich begegnete ich ihm in Wien, aber kaum

erkannte ich ihn mehr, denn wie sein Inneres, so hatte auch sein Aeußeres eine auffallende Veränderung erlitten. Zwar war er noch immer ein schöner Mann, aber die blühende Jugend war gänzlich von seinem Antlitze verschwunden, und das große, dunkle Auge, das früher eben so siegreich als heiter um sich geblickt hatte, war zwar nicht erloschen, starrte mich aber mit einem wilden, unheimlichen Feuer an.

„Was ist Dir? wie ist Dir?!“ rief ich, mich mit Thränen in seine Arme werfend, denn daß ein ganz Anderer vor mir stehe, als der, den ich einst so heiß geliebt hatte, wie hätte mir das verborgen bleiben können?

„Mir ist ganz vortrefflich zu Muthe in dieser allervortrefflichsten Welt,“ sagte er, einen lustigen Ton annehmend, der grell gegen sein todtenbleiches Gesicht abstach. „Ich denke, Brüderchen,“ fuhr er fort, »wir wollen in Wien noch ein Paar recht lustige Wochen zusammen zubringen; Du bleibst doch noch hier?«

„Du lustig?“ rief ich von ihm zurücktretend, „Du, Friedrich?“

»Warum denn nicht, guter Junge? Meinst Du, daß ich nicht auch noch lustig seyn kann? Der Teufel hole das Grillenfangen, und ich hab's auch herzlich satt! Komm, es ist Zeit, daß wir in's Kasperle-Theater gehen, wo ich jeden Abend meinen Stand habe, seit ich hier bin. Es ergötzt mich über die Maßen, die Leute darüber lachen und sich freuen zu sehn, wenn man ihnen alle ihre dummen und schlechten Streiche in dem getreusten, lebenvollsten Bilde auf der Bühne wieder vorführt, und ich gebe Dir mein Wort, dort macht es sich weit hüb-

scher, als im Leben selbst. Komm, komm mit mir!“ Er nahm mich bey diesen Worten beym Arm und führte mich fort.

Im Theater selbst, wo man eben die ärgste und abgeschmackteste Posse aufführte, war mir sein Betragen nur noch auffallender und unerklärlicher, denn er, der sonst nie Gefallen an Dergleichen gehabt hatte, der sich stets durch jenen edlen Ernst auszeichnete, der tiefen Gemüthern und hochbegabten Menschen eigen zu seyn pflegt, fand jetzt augenscheinlich hier die köstlichste Unterhaltung und beklatschte die abgeschmacktesten, albernsten Dinge so auffallend, daß Alles aufmerksam auf ihn wurde und ihn voll Erstaunen ansah.

„Siehst Du, Brüderchen,“ sagte er, „als wir uns nach Beendigung des Stücks mit der wogenden Menge hinausdrängten, „siehst Du, wie lustig es in der Welt zugeht, und wie lustig ich darin bin?“

Ich vermochte ihm nicht zu antworten, denn ein ungeheurer Schmerz um ihn hatte mich ergriffen — ich hielt ihn für ganz verloren, ja, nachdem was ich von ihm gesehen und gehört hatte, fast dem Wahnsinn nahe.

„Warum bist Du so still und traurig?“ fuhr er fort, sich in meinen Arm hängend; „sollte es auch mit Dir anders geworden seyn, Robert? Du warst doch sonst kein so kopfhängerischer Geselle, warum denn jetzt?“

„Nicht ich habe mich verändert,“ antwortete ich ihm, mich endlich ermannend, „sondern Du, Friederich, Du bist ein so ganz Anderer geworden, daß ich Zeit bedürfen werde, mich darin zu finden.“

„Possen!“ sagte er mit einem wilden Hohnlachen, „Possen, Freund! Der Keim zu diesem Humor lag von jeher in

meiner Seele und kam nur erst jetzt zum Ausbruch. Mir ist wohl, ganz wohl und behaglich so, ich gebe Dir mein Wort darauf. Willst Du mir aber einen Gefallen erzeigen, so laß die Vergangenheit — ich mag an diese nicht erinnert seyn, ich will nichts als die Gegenwart?" Seine Stimme sank bey diesen letzten Worten und wir legten den Rest des Wegs schweigend und in Nachdenken versunken neben einander zurück.

Er ließ, sobald wir auf seinem Zimmer angelangt waren, zwey Flaschen Champagner bringen und nöthigte mich unaufhörlich zum Trinken, sich selbst aber des Weins enthaltend. „Ich habe Dich verstimmt," sagte er, mir das volle, schäumende Glas entgegenbringend; „da, trink und werde lustig mit mir — in diesem edlen Weine ist eine reine, ächte Gluth, Du bekömmst keine Kopfschmerzen, wenn sie verdünstet, und dieser Schaum, so schnell er auch verrauscht, hält länger Stand, als Weibertreue."

Ich wußte jetzt, wie ich mit ihm daran war, was ihn mir so unkenntlich gemacht hatte und eine Frage nach Octavien drängte sich auf meine Lippen; aber ich wagte dennoch nicht sie aufzuthun, und nachdem wir so still und schweigend eine Weile neben einander gesessen hatten, kam er mir selbst zuvor, gleichsam die geheimsten Gedanken meiner Seele errathend.

„Du fragst mit keinem Worte nach Octavien?" sagte er, mich mit dem immer mehr erlöschenden Blick starr ansehend.

„Armer Freund!" rief ich, ihm die Arme entgegenstreckend, „sie ist todt, das Schicksal, das harte, unerbittliche, hat sie Dir geraubt, und das ist es, was Dich mir in einer so ganz veränderten Gestalt zeigt!"

„Todt?“ fragte er, „todt? was nennst Du so, Robert? Begraben und unter die Erde gebracht, mit leichtem Rasen zugedeckt? O das ist Leben gegen ihr Leben! Verrath, Buhlerey, Treulosigkeit, das, nur das ist der wahre Tod, davon gibt's keine Auferstehung, dafür keine Vergebung vor dem Throne des Allmächtigen, und wenn allen Sündern vergeben wird, so muß sie das Loos der Verdammten theilen, denn Heucheley kann keinen Antheil an Gnade haben!“

Er versank nach diesen Worten in ein langes und finsteres Hinbrüten; seine Züge hatten sich ganz verändert, sein Gesicht sich mit der Blässe des Todes überzogen. Ich wagte ihn nicht in seinen Gedanken zu stören, aus Furcht, durch meine Worte die brennenden Wunden des Herzens noch schmerzlicher zu berühren; nach einer langen Pause fuhr er fort, sich aufrichtend und gleichsam alle seine Kraft zusammennehmend:

„Die Geschichte ist so gewöhnlich, so alltäglich,“ sagte er mit erloschener Stimme, „ja, ich möchte sagen, so gemein; von jeher hat es betrogene, verrathene Liebende gegeben, seit dem Paradiese her ist Männerglück das Spielwerk der Weiber gewesen — und doch ist meine Geschichte wieder so ganz anders, als die so vieler Tausende, die mein Loos theilten, denn so hat nie ein Mann ein Weib geliebt, wie ich sie liebte, so mit allen Kräften der Seele, so frey von jeglichem sinnlichen Begehren! Sie hätte häßlich, ja, abschreckend ihrer äußern Gestalt nach werden können, und nichts würde das für sie mich durchlodernde Feuer an Stärke dadurch verloren haben, denn nicht mit den Sinnen liebte ich sie, sondern das Unsterbliche in mir

strebte einen unauflöslichen, über Zeit und Ewigkeit hinausreichenden Bund mit ihr zu schließen. Das war keine jugendliche Täuschung, keine Schwärmerey, Robert, denn ich war kein Jüngling mehr, als ich sie fand und liebte, es war der ernste, besonnene Mann.“....

Er schwieg hier einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Die reinen Opfer, die ich auf dem Altare der Liebe ihr darbrachte, gefielen ihr nicht — sie suchte einen Buhlen und fand ihn, denn sie war schön, verführerisch wie nur je ein Weib. Himmel und Hölle! rasend möchte ich werden, wenn ich bedenke, wem ich geopfert ward, welch einer Larve von einem Menschen, welchem hohlen, innerlich verfaulten Wichte! — Doch ihr gefiel er besser als ich, und die Posse hatte ein Ende. Der Bube war so erbärmlich, daß ich mich schämte, mein Schwert mit seinem Blute zu färben; ich wünschte ihm Glück zu seiner Eroberung und ging; auch sie habe ich seitdem nicht wieder gesehen.“

Er schöpfte tief Athem, nachdem er diese Erzählung beendigt hatte; ich erblickte große Tropfen auf seiner Stirn, aber seine Augen blieben trocken.

„So bin ich denn nun hier, und überall in der Welt, wo ich mir nur irgend einen lustigen Tag versprechen kann,“ fuhr er fort, „und wie Du siehst, Robert, ganz gelassen, ja, ich darf sagen, recht vergnügt und heiter. Es geht mir gut, denn ich habe ja stets einen vollen Beutel und so oft ich will, Genossen meiner Freuden, woran es uns Reichen nicht fehlt. Seit ich aufhörte Dir zu schreiben, bin ich auf Reisen, denn der findet ja am leichtesten überall eine Heimath, der gar keine mehr hat.“

Er schwieg hier und stürzte schnell ein Glas hinunter;

dann bat er mich, ihn allein zu lassen, indem er mir das Versprechen abnahm, den nächsten Tag wieder zu kommen. Am folgenden Morgen hielten mich Geschäfte ab, früh zu ihm zu gehen und als ich am Mittag in seiner Wohnung ankam, sagte man mir, daß er abgereist sey, doch hatte er einen offenen Zettel für mich zurückgelassen, der die Worte enthielt:

„Es treibt mich wieder vorwärts, Robert; wir reisen ja aber Beyde wohl noch eine Weile in der Welt umher, Du, um Dich immer mehr zu finden, ich, um mich immer mehr zu verlieren; so werden wir uns sicher noch wieder begegnen. Leb' wohl bis dahin!"

Friederich."

Ich traf ihn wirklich noch öfterer, aber es stand noch immer beym Alten mit ihm und dieses Begegnen war mir jedesmal schmerzlich, weil ich ihn geistig immer tiefer und tiefer versinken, ihn immer mehr Hohn mit dem Leben, der Welt und sich selbst treiben sah. Nur einzelne Blitzstrahlen erleuchteten dann und wann die Nacht seines Innern; ich glaubte ihn dann fassen, halten, zum Bessern zurückführen zu können; aber gleich waren die finstern Dämonen wieder da, die sein Herz umkrallt hielten und seinen einst so klaren Geist umnachteten.

Ich weiß nicht, wie gerade in diesem Augenblick die Erinnerung an ihn wieder so mächtig in mir geworden ist, warum ich Dir, und das gerade in dieser Stunde, so viel von ihm erzählen muß; sollte es Ahnung und er mir vielleicht unvermuthet wieder nahe seyn? Ich wünsche nicht, ihn hier zu finden, jetzt nicht, August, und doch weiß

ich mir nicht zu erklären, warum ich seine Nähe in diesem Augenblick eigentlich fürchte.

Ich habe Dir viel geschrieben, mein Freund, mehr als ich wollte, und aus der Stunde, die ich Dir weihen wollte, sind zwey geworden. Adieu denn, August, und nächstens mehr!

Dein Robert.

---

## Drittes Kapitel.

Man bezeichnete Roberten ein großes, aber nicht eben im schönsten Geschmack erbautes Haus als das der Rodenschen Familie, die zu den reichsten und angesehensten der Stadt gehörte, denn der alte Roden bekleidete eine Stelle als Senator der großen und berühmten Handelsstadt Hamburg und war folglich als eins der Oberhäupter dieser kleinen Republik anzusehen.

Die massive, fast noch Gothische Bauart des Hauses, der Mangel an jedem modischen Schmuck daran, fielen unserm Freunde auf, der so viele schöne Städte und darin die herrlichsten Palläste gesehen hatte, oft von Leuten bewohnt, die sich in Hinsicht des Vermögens bey weitem nicht mit dem reichen Senator messen konnten.

Eine große, schwere Thüre öffnete sich auf den Druck seiner Hand und er trat auf einen Flur, der mehr einer Kirche denn einem Vorhause glich, weil die Decke durch viele ungeheuer dicke Säulen getragen wurde. Alle Räume waren mit Waaren-Ballen, Kisten und Tonnen vollgestopft, so daß man sich, wie in einem Labyrinth, durch

dieselben hindurch winden mußte, um endlich zu einer zwar breiten, aber ziemlich dunklen Treppe zu gelangen, die in das obere Stockwerk führte.

Mehrere Arbeitsleute, mit glatten, schwarzen Käppchen auf dem Kopfe und in weiten, schwarzleinenen Wämsern, saßen auf den eben angelangten Waaren-Ballen, oder beschäftigten sich damit, solche zum weitern Transport mit allerley Figuren und Zahlen zu bezeichnen, wobey sie sich ämsig in der hier in den niedern Klassen üblichen Niedersächsischen Mundart unterhielten, von der Robert sehr wenig verstand, weil er aus Süddeutschland kam.

Er fragte nach dem Herrn des Hauses und man bedeutete ihm, daß er hinauf gehen müsse, wo das Wohnzimmer der Herrschaft sey. Ein alter, einfach gekleideter Bedienter hatte seine Frage zufällig auf der Treppe gehört und bot sich ihm zum Führer an.

Ohne den Fremden anzumelden, öffnete er die Flügelthür eines sehr großen Zimmers und ließ Robert eintreten. Das Herz unsers jungen Freundes schlug fast hörbar, denn sollte er jetzt nicht Euphemie zuerst im Leben sehen?

Ein alter Mann, mit einer sehr ehrwürdigen Miene, stand vom Sopha auf, auf dem er neben einer ältlichen Frau bisher gesessen hatte und trat ihm freundlich entgegen; er sah Roberten einen Augenblick forschend in's Gesicht, dann sagte er, diesem die Arme entgegenstreckend: „Sie sind ein Wertheim, Sie sind der Sohn meines geliebten verstorbenen Freundes, dessen Züge ich in Ihrem Gesichte wieder erkenne!“

„O mein Gott!“ rief die Frau, sichtbar erschrocken, so wie ihr Gatte Roberts Namen nannte. Der Senator sah

sich nach ihr um, wie es schien, mit einem strafenden Blicke und sie setzte sich wieder, die Handarbeit aufhebend, die ihrem Schooße entfallen war, als sie sich erhob.

„Sie sind mir herzlich willkommen," sagte der Senator, Roberten nochmals die Hand reichend, „und dies hier," fuhr er fort, auf seine Lebensgefährtin zeigend, „ist meine liebe Frau; auch sie wird Sie als Sohn in unserm Hause willkommen heißen."

Mit der Freundlichkeit, Biederherzigkeit und Gastfreundschaft, die den Bewohnern der berühmten Reichsstadt so eigenthümlich sind, wurde Robert jetzt von Beyden eingeladen, Theil an dem Frühstück zu nehmen und ihr Haus ganz als das seinige zu betrachten; doch fiel es ihm auf, daß mit keinem Worte die Rede von Euphemie war, obgleich man wohl hätte voraussetzen können, daß ihm nichts näher am Herzen liegen müsse, als eben dieser Gegenstand.

Jeden Augenblick hoffte Robert, die Jungfrau durch die Thür eintreten zu sehen und die Spannung, worin ihn diese Erwartung versetzte, verhinderte, daß ein ordentliches Gespräch zwischen Ihnen aufkam. So oft der aufwartende Diener eintrat, oder einer der Comptoirgehülfen, die nicht selten mit Briefen erschienen, welche von dem Handelsherrn überlesen und unterzeichnet werden mußten, pochte das Herz des jungen Mannes fast hörbar, denn jedesmal glaubte er, so wie er ein Geräusch an der Thür vernahm, daß Euphemie eintreten würde.

Auch seine Wirthe wurden immer stiller und schweigsamer, so daß die Unterhaltung endlich ganz in's Stocken gerieth; ja, er glaubte zu bemerken, daß sich Madam Roden heimlich eine Thräne vom Auge trocknete und sie ihm mit zitternder Hand die mit Thee gefüllte Tasse reichte.

Endlich vermochte Robert seine Ungeduld nicht länger zu zügeln und sich mit seiner Frage an den Senator wendend, sagte er zu diesem: „Sie haben eine Tochter, Herr Roden, darf ich Sie nicht ersuchen, mich auch dieser vorzustellen?“

Beyde schienen bey diesem Verlangen, obgleich es ihnen nicht unerwartet kommen konnte, wie vom Blitze getroffen und es währte eine ziemliche Zeit, bevor sie sich fassen und ihm antworten konnten; endlich ermannte sich der alte Herr und Roberten die Hand reichend, sagte er:

„Ich erwartete diese Frage von Ihnen, junger Freund, und, lassen Sie es mich Ihnen gestehen, erwartete sie mit Zittern. Dennoch bin ich es sowohl Ihnen, als dem Andenken meines verstorbenen Freundes schuldig, sie schon jetzt offen zu beantworten. Ihre Züge, denen des theuren Geschiedenen so ganz ähnlich, flößen mir volles Vertrauen zu Ihnen ein; ich weiß, in welcher Absicht Sie hier sind — dieser Tag könnte der schönste und glücklichste meines Lebens seyn, wie er jetzt der schmerzlichste desselben ist...“

Er wollte fortfahren, aber das laute Weinen seiner Gattin, die ihren Thränen nicht länger zu gebieten vermochte, unterbrach ihn. Er hielt inne, ging zu dieser, umfaßte sie zärtlich mit seinen Armen und sagte:

„Beruhige Dich, arme Mutter; vielleicht wird Alles noch besser, als wir es jetzt glauben können; vielleicht erbarmt sich der Himmel zweyer gebrochenen Elternherzen!“

Die ehrwürdige Matrone aber vermochte sich nicht zu fassen, sondern bat um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen; liebevoll begleitete sie ihr Gatte bis zur Stubenthür, dann, als sie sich entfernt hatte, kehrte er zu dem staunen-

den, durch diesen schmerzlichen Auftritt in tiefster Seele erschütterten Robert zurück, sichtbar mit der größesten Anstrengung nach Ruhe und Fassung ringend.

„Sie sehen," sagte er, „neben Roberten Platz auf dem Sopha nehmend, „Sie sehen, in welches Haus des Jammers Sie gekommen sind. Mit welchen fröhlichen Hoffnungen sahen wir nicht Ihrer Ankunft entgegen, denn nur Gutes sagte uns der Ruf von Ihnen; mit vollem Vertrauen hätten wir das Schicksal unsers einzigen Kindes in Ihre Hände gelegt. Euphemiens Schicksal mit dem des Sohnes meines einzigen und geliebten Freundes, des Sohnes des edelsten und besten der Menschen zu verbinden, welch eine Aussicht für ein liebendes Vaterherz"...

Er hielt hier einige Augenblicke inne, um sich zur Fortsetzung seiner Rede zu sammeln; dann fuhr er fort:

„Auch auf unser einziges Kind konnten wir bisher nur mit Stolz und Elternfreude sehen, denn Euphemie war die Krone des weiblichen Geschlechts, ein Wesen, das durch körperliche Schönheit sowohl, als durch geistige weit über alle Jungfrauen ihres Alters und Standes hervorragte — und die Thränen, die sie jetzt unsern Augen entpreßt, sind die ersten schmerzlichen, die wir um sie vergießen."

„Wahr ist es," fuhr er nach einer Pause fort, „daß von früher Jugend auf ihr Verstand, ihr Geist eine eigenthümliche Richtung nahm; sie war anders als andere junge Mädchen ihres Alters, stiller, ernster, tiefer und zugleich doch auch wieder feuriger. Sie las viel, beschäftigte sich gern mit den Wissenschaften, hörte vorzugsweise gern dem Gespräche unterrichteter Männer zu und zeigte große Abneigung gegen Modetand und Modethorheit.

Eine Freundschaft, die sie schloß, trug wohl viel dazu bey, ihrem Geiste eine ungewöhnliche, eigenthümliche Richtung zu geben, und daß wir den Umgang mit Frau von Wallen — so hieß ihre Freundin — duldeten, ist vielleicht das Einzige, was wir uns bey ihrer Erziehung vorzuwerfen haben. Doch stand diese Frau im Rufe reiner Sitten und man konnte ihr nichts vorwerfen, als daß sie sich zuweilen über die einmal bestehenden Gesetze des Schicklichen einen leisen Spott erlaubte. Sie hatte die Alten gelesen, und zwar in der Ursprache, denn an Kenntnissen übertraf sie nicht nur alle Frauen, sondern sogar auch die meisten Männer ihrer Umgebung, und so hatten sich wohl seltsame Ideen über das Sittengesetz in ihrem Kopfe gebildet, über das die Römer und Griechen anders dachten, als wir."

„Ich wurde durch mehrere ziemlich freye Aeußerungen der Frau von Wallen sehr beunruhigt wegen ihres Umgangs mit Euphemien, und drang mit Ernst darauf, ihn abzubrechen; aber mein unglückliches Kind liebte diese Freundin bereits mehr als ihr Leben und erklärte uns, daß sie unglücklich seyn würde, wenn sie dem Verkehr mit derselben, der allein ihrem Herzen und ihrem Geiste genügen könne, entsagen müßte; sie führte zur Vertheidigung derselben das reine, fleckenlose Leben ihrer Freundin an, die, obgleich von Jugend und Schönheit umstralt, obgleich seit mehreren Jahren Wittwe, doch ihren Ruf ohne Flecken zu erhalten gewußt hatte, und wir konnten nichts gegen diese Beweisgründe einwenden, denn wirklich war dem so."

„So gaben wir Euphemiens Bitten und Thränen nach,

pflanzten Gefühle der Elternliebe, die für schuldige Kinder keinen Haß, keine Verachtung, sondern nur Thränen hat.

Der ehrwürdige Greis war zu erschüttert, um weiter reden zu können und so bat er Robert, diesen auf die für denselben in Bereitschaft gesetzten Zimmer führen zu dürfen, denn er wollte nicht zugeben, daß sein geliebter Gast noch ferner im Wirthshause wohne.

Sie gingen hinunter und an einer Reihe von Zimmern vorüber; vor einem dieser Gemächer blieb Roden stehen, schöpfte tief Athem, drehte dann einen Schlüssel um und öffnete die Thür.

„Hier wohnte sie,“ sagte er, seinem Gaste voranschreitend; „hier verlebte sie die Tage der Unschuld und einer fleckenlosen Jugend. Ich habe nicht gelitten, daß man irgend Etwas hier anrühre und kehrt sie nicht wieder, so soll Alles so hier bleiben, so soll man mich hier sterben lassen.“

Robert trat mit einer seltsamen, von Schauer gemischten Empfindung in dieses Gemach. Alles darin deutete auf eine schöne Weiblichkeit, auf seltene Talente. Dort stand ein köstlicher Flügel, auf dem noch aufgeschlagene Noten lagen; darüber hing an einem blauen Bande eine Guitarre; in einem Winkel lehnte eine reich verzierte Pedalharfe. Ein Bücherschrank enthielt eine Menge klassischer Werke in verschiedenen neuern Sprachen; treffliche Zeichnungen, wie Roden sagte, von ihrer eigenen Hand, hingen an den Wänden, ein Buch lag aufgeschlagen auf dem Tische — es war „Hyperion“ von Hölderlin; er glaubte Spuren von vergossenen Thränen auf der aufgeschlagenen Blattseite zu bemerken.

In einem reichvergoldeten Käfig hing ein Canarien-

vögelchen von der Decke herab — aber die Kehle des liebli-
chen Sängers war verstummt, und für immer, denn in
dem Schrecken und der Verwirrung über Euphemiens
Flucht hatte man sein vergessen; auch die große Satzuhr
stand still und eine Menge der schönsten, seltensten und
auserlesensten Blumen senkten traurig das Haupt, weil
keine Hand sie begossen hatte; aber selbst im Verblühen
verhauchten diese lieblichen Kinder Florens noch süße Düfte
und erfüllten die Luft des Zimmers damit.

Tief wurde Robert durch diese allgemeine Zerstörung
in dem Gemache ergriffen; ein Schauder durchbebte ihn
und ihm war, als müsse Euphemiens Geist alle diese einst
durch ihre Gegenwart belebten Gegenstände umschweben.

„Diese da," sagte er, auf die verschmachtenden Blu-
men zeigend, „darf ich fortan pflegen, nicht wahr?"

„Thun Sie das," antwortete ihm der Greis; „warum
sollten denn auch sie zugleich mit den Blüthen aller mei-
ner Lebensfreuden ersterben? Ich lasse Ihnen den Schlüssel
zu diesem Gemache, doch Sie geben mir Ihr Wort, nur
allein dieses Heiligthum zu betreten, das nicht durch den
Fußtritt eines Gleichgültigen entweiht werden soll. Jetzt
folgen Sie mir zu den Ihnen bestimmten Zimmern, die
auf demselben Gange liegen; zu Mittag sehen wir uns wie-
der. Ich muß zu meinen Geschäften, vor allen Dingen
aber zu meiner trostlosen Gattin, der ich die Nachricht
bringen will, daß wir in Ihnen einen liebevollen, theil-
nehmenden Freund gefunden haben."

Mit diesen Worten führte er Robert in die für densel-
ben bestimmten Zimmer und entfernte sich dann.

## Viertes Kapitel.

Eben schlug es vom Thurme der Vorstadt St. Georg eilf Uhr und allein der Tritt des trägen Wächters schallte noch durch die verödeten Gassen, als sich rasche männliche Schritte vernehmen ließen. Ein großer, hoher Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, bog in eine kleine Nebenstraße ein, öffnete in dieser mit einem Schlüssel, den er aus der Busentasche zog, eine Seitenpforte, die in einen großen Garten führte und wollte sie eben wieder verschließen, als sich etwas in seiner Nähe regte, oder vielmehr hüstelte. Er blieb betroffen einen Augenblick stehen und sah sich beym hellen Scheine des Vollmonds nach allen Seiten um; da gewahrte er eine kleine männliche Gestalt, die sich, längs der Gartenplanke hin schleichend, zu entfernen suchte, stürzte auf dieselbe zu, ergriff sie mit nervigtem Arm, und schleppte sie, trotz ihres Sträubens, in den Garten hinein.

„Ein Laut und Du bist des Todes!“ rief der Große mit halblauter, aber furchtbar drohender Stimme, indem er mit der einen freyen Hand ein Terzerol aus der Rocktasche zog. „Jetzt, Bube, sprich, wer bist Du und was treibt Dich dazu, meinen Schritten aufzulauern?« fuhr er im vorigen Tone fort. „Schon neulich hätte ich Dich bald erwischt, wo Du in eben der Absicht meinen nächtlichen Gängen nachspürtest.«

„Mein Gott, lieber Herr, warum denn so böſ
sagte der Kleine, vor Angst und Schrecken am ga

Leibe zitternd. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihnen gerade auflaure? kann ich nicht eben so gut meine heimlichen nächtlichen Wege haben, als Ew. Gnaden.

»Die Stimme ist mir bekannt," sagte der Große, seine Beute einen Augenblick loslassend, aber noch immer die Mündung des Terzerols gegen den Kleinen gerichtet haltend; „sprich, wer bist Du, und kennst Du mich?"

„Ich habe die Ehre, von Ew. Gnaden wohl gekannt zu seyn," sprach der Kleine, etwas mehr Muth fassend; mein Name ist Kirchenberg, Geschäftsmann dieser freyen Reichs- und Hansestadt."

„Ah, also Du? Nun wohl, mein allergeschäftigster Herr Geschäftsmann; hier ist eine Börse mit Gold, wenn Du zu schweigen weißt, und hier die Mündung eines Pistols, die gerade auf Dein kleines Gehirn gerichtet wird und es so sicher zerschmettert, als jetzt noch Leben und Athem in Deiner Brust ist, wenn Dein Mund irgend einem Menschen entdeckt, daß Du mich hier gesehen hast, daß dieser Garten bewohnt ist. Ich denke, Du kennst mich zu gut, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß ich Wort halte."

„Ew Gnaden haben in Tod und Leben über mich zu gebieten," sagte der Kleine, zufrieden die schwere Börse in der Hand wägend; „stumm wie das Grab! Was gehen mich auch eigentlich die Wege Ew. Gnaden an? Sie sind ein freyer, reicher junger Herr — der Teufel selbst könnte es Ihnen nicht verwehren, Abends oder um Mitternacht in diesem verrufenen Winkel der Vorstadt umherzuschwärmen, der selbst vor der Polizey so ziemlich sicher ist, weil es keiner einzeln wagen würde, sich in denselben zu begeben."

„Gut, daß Du mich an die heilige Hermandad erinnerst," sagte der Große, das Terzerol wegsteckend; „ich weiß, daß Du mit derselben auf gutem Fuß lebst; sollte es ihr daher einmal einfallen, hier Nachsuchungen anstellen zu wollen, so erhalte ich Nachricht davon, versteht sich, gegen eine gute Vergütung; begegnet mir aber dagegen irgend ein Unfall von Seiten derselben, so wird es mit auf Deine Rechnung geschrieben, verstehst Du mich!"

„Vollkommen; Ew. Gnaden reden immer eine so deutliche und verständliche Sprache, daß man auf den Kopf gefallen seyn müßte, wenn man sie nicht verstünde. Darf ich mich jetzt entfernen?"

„Ja, packe Dich, und wenn Du noch vor Thorschluß zur Stadt willst, so eile, denn eben schlägt es halb zwölf; um Mitternacht wird das Thor zugemacht."

Er öffnete mit diesen Worten die Pforte und ließ den Kleinen hinaus, der sich mit eiligen Schritten entfernte, während der Andre sorgfältig die Gartenpforte wieder hinter sich zuschloß und dann rasch durch die Steige des Gartens, dem im Hintergrunde desselben liegenden Häuschen zuschritt.

Alles war so still und feyerlich rings umher; der volle Mondschein ruhte wie ein Silberschleyer auf den Blumen und Gesträuchen; die weißen Blüthensträuße der Hollunderlaube zitterten leise bewegt von einem kühlenden Nachtwinde an den dunklen Zweigen; im Hause selbst war kein Licht, aber ein Fenster stand offen, an dem sich bald eine weißgekleidete Frauengestalt zeigte. Das Herz des Fremden schlug höher, sobald er sie erblickte.

„Also heute nicht unerbittlich?" sagte er, die Arme

liebend und sehnend nach der holden Erscheinung ausstrek-kend. „Gott, wäre es dennoch möglich? sollte mein Herz von seinen Wunden genesen können? sollte ein Weib wirklich zu lieben verstehn?“ —

Er eilte jetzt dem Fenster zu, rief leise einen Namen, eine Flötenstimme antwortete ihm und bald darauf öffnete sich die Hausthür, aus der eine schlanke Gestalt ihm entgegenschwebte. Er breitete ihr die Arme entgegen, in denen sie einen Augenblick ruhte. Dann aber, als er ihre Lippen mit seinen glühenden Küssen zu bedecken strebte, riß sie sich plötzlich von ihm los und trat um einige Schritte zurück.

„O zürnst Du schon wieder, holder Engel?“ sagte er mit sanfter, flehender Stimme. „Ich glaubte Dich versöhnt, da Du so willig auf meinen Ruf erschienst, und nun wendest Du Dich doch wieder unwillig von mir ab? weisest mich wieder kalt und streng von Dir zurück?“

„Undankbarer,“ sagte sie, halb dem Zorn, halb der Liebe hingegeben, „Undankbarer, habe ich ich Dir denn nicht schon genug geopfert und kannst Du noch mehr von mir fordern, um endlich an meine Liebe zu glauben?“

„Die wahre Liebe geizt nicht mit den Schätzen, die sie zn spenden vermag,“ antwortete er ihr, den Arm um ihre zarte Gestalt schlingend; „die wahre Liebe vergißt sich ganz selbst, um das Geliebte zu beglücken.“

„Du kennst meine Grundsätze und sie sollten Dir ehrwürdig, ja heilig seyn, sagte sie mit einem Tone der tiefsten Wehmuth. „Doch sprich, wann verlassen wir diesen Ort, diese Stadt, deren Luft drückend auf mir liegt, die ich nur mit banger Furcht einathme; Du weißt, daß

Du es mir versprochen hast, mich bald von hier zu führen."

„Bald, in dieser Stunde selbst noch, wenn ich eine sichre Bürgschaft von Dir dafür erhalten habe, daß Du ganz, auf ewig, unauflöslich mein bist."

„Wehe mir! an welchen Abgrund hast Du mich gelockt!" rief sie mit dem Tone des höchsten Erschreckens, indem sie sich aus seinen Armen riß; „so also hältst Du Dein Wort, Deine Schwüre?"

„Höre auf egoistisch zu seyn, an Dich selbst zu denken, zeige Dich mir ganz als die hingegebene Liebe, als die Liebe, nach der meine Seele lechzt, die ich nicht mehr zu finden hoffte, und bey dem Ewigen über den Sternen, ich bin Dein, bin es für immer! Weiberwort und Weiberschwur hat mich getäuscht, grausam betrogen, mich um das ganze Glück meiner Jugend, ja, um das meines ganzen Lebens gebracht — ich vertraue nicht mehr ohne die sicherste Bürgschaft, ich vertraue auch selbst Dir nicht!"

„So bin ich verloren," sagte sie langsam und mit dem Tone der Verzweiflung. „Alles, Alles habe ich Dir geopfert, worauf die Menschen Werth setzen; die Liebe zu Dir hat mich zu einer Handlung verleitet, deren Andenken noch meine Sterbestunde verbittern wird, die mir jetzt, wo ich sie mit ruhigerem Auge ansehe, als das fluchwürdigste Verbrechen erscheint; und alles dieses ist Dir nicht Bürgschaft genug für meine Liebe? Du verlangst, daß ich noch mehr Qualen auf mein Leben durch Selbstverachtung häufen soll? Mann, habe Erbarmen mit mir!" rief sie, außer sich zu seinen Füßen niederstür-

zend, hab' Erbarmen und gieb mir den Tod, den ich jetzt als die einzige Rettung betrachten muß! Dann bist Du ja meiner gewiß, dann kann ich Dir keine Schwüre mehr brechen, dann entrinnt Dir Dein Schlachtopfer nicht; ach! und auch diese Kämpfe sind geendet, die mir das Herz zerreißen, mich täglich, stündlich mit tausendfacher Vernichtungsqual bedrohen!"

Er schien erschüttert, gerührt, erweicht; er hob das geliebte Weib auf und vermischte seine Thränen mit den ihrigen, er bat sie, sich zu beruhigen, ihres Lebens zu schonen, Vertrauen zu ihm zu fassen; aber schnell waren auch diese sanftern, menschlicheren Regungen wieder entflohen, schnell wie sie entstanden waren; alle Dämonen des furchtbarsten Egoismus umkrallten sein Herz wieder und ließen ihn neue Qualen auf das Herz häufen, das er liebte.

Eine finstre Verzweiflung schien sich jetzt der Unglücklichen zu bemächtigen; sie starrte schweigend vor sich hin und ein Thränenstrom floß aus ihren Augen, ohne daß sie es wußte.

„Was ist Dir?" sagte er endlich, ihr die feuchten Locken von der Stirn streichend; bereust Du schon jetzt, was Du für mich gethan hast?"

Sie antwortete ihm nicht, aber ihre Thränen, seine Ankläger, flossen in heißern Strömen über ihre Wangen.

„Es wäre besser," sagte er nach einer bangen, schmerzlichen Pause, „besser für uns Beyde, wenn wir nicht mehr lebten, denn lassen kann ich Dich nicht, Unglückliche, und gänzlich vertrauen auch nicht, weil dieses gränzenlos mißhandelte und getäuschte Herz nicht mehr

Vertrauen zu geben vremag. Sprich also, gebiete, und Beyde sind wir frey — doch morden will ich Dich nicht wider Deinen Willen, und glaubst Du, daß das entblätterte Leben Dir noch Freude zu geben vermag, so lebe, hoffe, dulde! — Was mich anbetrifft, so ist meine Rechnung mit Himmel und Erde abgeschlossen und ich kann gehen und bleiben, wie es Dir gefällt."

Sie schauderte sichtbar bey diesem Vorschlag des furchtbaren Mannes zusammen und vermochte ihm nicht zu antworten.

„Nein," sagte sie nach einer langen Pause und dem heftigsten Kampfe mit sich selbst, „nein, ich darf das Verbrechen des Selbstmords nicht zu meinen übrigen Vergehungen fügen: ich will leben und dulden, will das Selbstverschuldete mit Standhaftigkeit ertragen. Doch jetzt verlaß mich — die Stunde der Mitternacht hat bereits geschlagen und ich bedarf der Ruhe; auch Du wirst derselben bedürfen, Friedrich."

„Ich finde Dich doch morgen wieder hier? das Haus wird mir doch nicht wieder verschlossen seyn?" sagte er, den Arm zärtlich um die süße Gestalt schlingend, die fühlbar unter seiner Umarmung erbebte.

„O Du bist oft so hart, so seltsam, Dein Betragen gegen mich erweckt so oft alle Furien der Zweifelsucht in meinem Herzen," fuhr er fort; „wann, o wann wirst Du ganz nur Liebe und Hingebung gegen mich seyn? wann aufhören, mich zu quälen, zu verstoßen?"

„Nur wer vertraut, darf Vertrauen fordern," sagte sie fest; „soll ich denn allein alle Opfer bringen? willst

Du denn so gar nichts dazu thun, uns Beyde glücklich zu machen?“

Er antwortete ihr nicht und versank in ein trübes Nachsinnen; sie entwand sich seinen Armen, eilte in das Haus, daß sie sogleich hinter sich verschloß, zeigte sich dann noch einmal am offenen Fenster und rief ihm mit ihrer Flötenstimme eine gute Nacht zu. Er streckte ihr die Arme entgegen und rief, aufgelöst in Schmerz und Wonne:

„Engel des Lebens, enteile mir nicht so schnell wieder! laß mich hier nicht wieder allein mit dem gefolterten, tausendfach zerrissenen Herzen zurück, das nur noch in Deiner heiligen Nähe freudig zu schlagen vermag!“ — Aber sie hörte ihn nicht mehr, denn sie hatte auch das Fenster zugeschlagen.

Er vermochte noch immer nicht zu gehen und starrte noch lange das Haus an, auf das der helle Schein des Vollmonds fiel und es gleichsam zu einem lichtumstrahlten, glänzenden Tempel machte. In dem höchsten Wipfel der Akazie, die neben demselben stand, erhob die Sängerin der Nacht, die holde Nachtigall, ihre Klagetöne und leis rauschend begleiteten die belaubten Zweige, bewegt vom Nachtwinde, ihre schwermüthigen Töne.

„Liebe, überall Liebe!“ rief er aus. „Warum soll denn nur ich ewig an dem reichen, sprudelnden Quell darben?!“

Er ging jetzt, schloß die Pforte des Gartens auf und entfernte sich langsam von dem Orte, der sein Theuerstes umschloß.

## Fünftes Kapitel.

Robert hatte dem Wunsche des Senators nachgegeben und war ganz in das Haus desselben gezogen; es schien für die unglücklichen Eltern ein großer Trost darin zu liegen, ihn bey sich zu haben und offen mit ihm über alle ihre Verhältnisse reden zu können; aber vergeblich waren bisher alle Nachforschungen wegen der Entflohenen gewesen, Euphemie schien wie von der Erde verschlungen.

Die Hülfe der Polizey in Anspruch zu nehmen, war schon deshalb nicht thunlich, weil dann dieses traurige Ereigniß ein Stadtgespräch geworden wäre, was man zu vermeiden wünschen mußte, da bisher noch Keiner, wie man glaubte, die Flucht Euphemiens ahnete, denn der Senator, der immer, selbst bey den unerwartetsten Vorfällen, seine Besonnenheit behielt, hatte, so wie er sich überzeugt halten mußte, daß seine Tochter entflohen sey, das Gerücht verbreitet, daß sie in Begleitung der Frau von Wallen, die sich zufällig einen Tag nach Euphemiens Flucht entfernt hatte, eine Reise in's Bad unternommen habe, und auf die Treue der Diener im Hause glaubte man sich fest verlassen zu können.

Selbst in Hinsicht der Zeitungs-Anzeige war die größeste Vorsicht gebraucht und absichtlich ein Tag als der der Flucht angegeben worden, an dem man Euphemie noch in einer großen Gesellschaft im elterlichen Hause gesehen hatte, denn, was noch zu retten war, den Schein, wünschten die unglücklichen Eltern zu retten.

Um so nöthiger war jetzt ein verschwiegener Vertrauter und den hatte man in Roberten ja gefunden; von ihm konnten nun die benöthigten Nachforschungen in aller Stille angestellt, er konnte, was vor allen Dingen nothwendig schien, der Frau von Wallen nachreisen und von dieser zu erforschen suchen, ob sie nichts von der Flucht Euphemiens wisse; diese Frau, sie mochte nun schuldig oder unschuldig seyn, in das Geheimniß einzuweihen, war nicht zu unterlassen, denn auf jeden Fall mußte sie dazu vermocht werden, bey ihrer Rückkehr den Glauben zu verbreiten, daß sie Euphemie mit sich auf die Reise genommen und diese dann bey einer Verwandten des Senators zurückgelassen habe.

Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß auf diese Weise das traurige Geheimniß wohlverwahrt bleiben würde; aber wie vorauszusehen stand, schmeichelte man sich vergebens damit, denn schon flüsterte man sich hie und da die Nachricht von der unerwarteten Flucht Euphemiens zu, die man dem Umstande zuschrieb, daß die Eltern derselben sie zu einer Verbindung hätten zwingen wollen, die gegen ihre Neigung wäre. In der ersten Bestürzung waren die dienenden Personen im Hause, obgleich von den besten Vorsätzen der strengsten Geheimhaltung beseelt, doch nicht ganz vorsichtig in ihren Aeußerungen gewesen und Euphemiens auffallende Traurigkeit, ihr zerstreutes, niedergedrücktes Wesen in der letzten Zeit, mußte nothwendig den Verdacht vermehren, daß sie sich ihren Eltern durch die Flucht entzogen habe, um einer verhaßten Verbindung zu entgehen.

Kirchenberg, dem nichts unbekannt blieb, was sich im

ganzen Umfange der Stadt Ungewöhnliches ereignete, hatte schon gleich am ersten Tage, wo die Anzeige in der Zeitung erschien, seine Addresse im Büreau derselben versiegelt abgegeben, und sie war bereits mit denen mehrerer Andern, die gleichfalls ihre Dienste anboten, vorsichtig abgeholt und dem Senator überliefert worden.

Noden, der einige Zeit hindurch Polizey-Herr gewesen war, hatte Gelegenheit gehabt, die Brauchbarkeit dieses Menschen zu Geschäften der Art kennen zu lernen, und so war er nicht abgeneigt, mit ihm in Unterhandlung zu treten, denn auf seine Verschwiegenheit glaubte er rechnen zu können; doch schien es ihm der Vorsicht und Klugheit angemessen, sich auf keinen Fall direct an ihn zu wenden, sondern erst durch einen Andern erforschen zu lassen, ob man ihm auch vertrauen könne, und zu dieser Mittelsperson schien jetzt keiner besser geeignet, als Robert.

So peinlich und unangenehm es nun auch dem jungen Manne war, sich an einen Menschen zu wenden, den er wegen seines Gewerbes verachtete, den er mit so viel Stolz zurückgewiesen hatte, so konnte er sich doch nicht diesem Geschäfte entziehen, weil Noden ihn so dringend bat, es auf sich zu nehmen und so große Hoffnungen auf die Umsicht und Thätigkeit dieses Menschen setzte.

An einem Abende begab sich Robert daher spät, begleitet und geführt durch den treuen Diener des Hauses, nach Kirchenbergs Wohnung, die in einer abgelegenen, fast nur von der Armuth bewohnten Gegend der Stadt lag. Er mußte mehrere sehr steile und dunkle Treppen hinaufsteigen, bevor er zu dem Zimmer gelangte, welches

von Kirchenberg bewohnt wurde; oben angelangt, hörte er zwey Männerstimmen darin, die laut mit einander sprachen. Schon wollte er wieder umkehren und zu dem unten harrenden Diener zurückgehn, weil er es nicht für passend hielt, sich im Beyseyn eines Dritten an diesem Orte zu zeigen, als sich die Thür plötzlich öffnete und ein Mann, in einen weiten blauen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, aus dem Zimmer trat, gefolgt von Kirchenberg, der ein Licht trug, um ihn die steilen Steige hinunter zu leuchten.

Zwey dunkle, blitzende Augen sahen unter dem Hute hervor und schienen Robert einen Augenblick erstaunt anzustarren; dann drückte der Fremde den Hut tiefer in's Gesicht, winkte Kirchenberg mit der Hand, zurückzubleiben und stürzte eiligst fort.

Robert war durch diese Erscheinung nicht wenig überrascht — diese dunklen Augen mit dem flammenden Blick schienen ihm so bekannt zu seyn und doch wußte er sich in dem Augenblick nicht zu sagen, wo er sie schon gesehen hätte, bis es ihm endlich klar vor der Seele stand, daß nur Friedrich ein solches Auge, einen solchen Blick habe und in der Ueberraschung rief er den Namen desselben aus.

„Sagen Sie mir," wandte er sich an den über seine plötzliche Erscheinung sichtbar erschrockenen Kirchenberg, „sagen Sie mir, kennen Sie diesen Herrn? ist Ihnen sein Name bekannt?"

Der Kleine hatte sich jetzt schon wieder gefaßt und wortete ihm mit dem Tone anscheinender Gleichgültigkeit und Ruhe, daß er sich in seiner Meinung über die Person des Fremden irre, und daß dieser kein anderer, als

ein Handlungsdiener eines in der Stadt wohlbekannten Kaufmannshauses sey, der in Geschäften seines Prinzipals zu ihm gekommen wäre.

„Wollen Sie sich aber nicht gefälligst herein bemühen?“ sagte er, in das Zimmer zurücktretend und Roberten Platz zum Eingang machend. „Ich vermuthe, daß auch Sie in Geschäften zu mir kommen, trotz der Abneigung, die Sie vor einigen Tagen im Hôtel von London dagegen bezeigten, mit mir armem Manne irgend etwas zu thun haben zu wollen. Doch das ist längst vergessen, lieber Herr, fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „und Sie können unbedingt über mich und meine Dienste gebieten.“

Robert war jetzt eingetreten und hatte Platz auf dem kleinen Sopha genommen, den Kirchenberg ihm zum Sizzen anwies; noch immer konnte er sich nicht wieder ganz fassen, denn der Gedanke, daß der Fremde Friedrich, und kein Anderer, gewesen sey, wollte nicht von ihm weichen, so unwahrscheinlich es ihm auch vorkommen mußte, den unglücklichen Freund in Verbindung mit einem solchen Menschen zu glauben, als es dieser Kirchenberg war.

„Darf ich wissen, was mir das Glück verschafft, Sie heute bey mir zu sehen?“ unterbrach dieser endlich das Schweigen, indem er seinen Gast mit seinen kleinen grauen, durchdringenden Augen scharf ansah.

„Sie haben Recht, mich an den Zweck meines Hierherkommens zu erinnern,“ entgegnete ihm dieser; „der unerwartete Anblick eines Mannes, der so viele Aehnlichkeit mit einem theuren, innigst von mir geliebten Freunde

hat, hätte mich bald diesen Zweck vergessen lassen; zur Sache also! Sie haben in einer gewissen Angelegenheit Ihre Addresse abgegeben und sich zur Mitwirkung bey dieser höchst delikaten Sache erboten; dürfte ich Sie nun wohl fragen, ob Sie vielleicht schon irgend eine Entdekkung gemacht haben, die in derselben zum Ziele führen könnte?"

„Ich weiß in der That nicht, von welcher Angelegenheit hier die Rede ist und bitte Sie, sich etwas deutlicher erklären zu wollen," sagte der Schlaue, ihn noch immer scharf ansehend. „Ich habe der Geschäfte so viele — Sie werden das begreifen, da Sie durch mich selbst von der Art derselben unterrichtet worden sind — manche sind sehr delikat und es geziemt mir nichts so sehr, als die höchste Vorsicht und Discretion, die allen meinen theuren Kunden gleich sehr zu Gute kömmt. Ich ersuche Sie also nochmals, mir mit etwas mehr Vertrauen entgegen zu kommen; dann können Sie aber nicht nur auf meine Thätigkeit, sondern auch auf die allergrößeste Verschwiegenheit rechnen."

„Nun wohl," entgegnete ihm Robert nach einigem Nachdenken, „ich will Ihnen näher kommen! Sie selbst lasen mir im Hôtel von London eine Anzeige vor — Sie werden sich erinnern, welche es war. — Ohne daß ich selbst weiß, wie, beschäftigt mich die Sache, und ich möchte gern von Ihnen wissen, ob die Verlorne ihren Eltern zurückgegeben ist, ob Sie glücklich in Ihren Nachforschungen und Bemühungen in dieser Angelegenheit waren!"

„Erlauben Sie mir, die edelmüthige Theilnahme zu

bewundern, die Sie einer Ihnen so gänzlich fremden Sache weihen," sagte Kirchenberg mit einem ironischen Lächeln, das seine Lippen umspielte; „und wüßte ich nicht," fuhr er in dem vorigen Tone fort, „daß sie ganz fremd an diesem Orte sind, daß Sie, außer der achtungswürdigen Familie des Herrn Senators Roden, zu dem Sie in das Haus zogen, seit Sie das Hôtel von London verließen, hier Niemand genau kennen, so müßte ich fast vermuthen, daß noch etwas Anderes, als gewöhnliche Theilnahme an dem Mißgeschick unglücklicher Eltern, Sie jetzt zu mir geführt habe."

„Sie umgehen die Beantwortung meiner Frage," sagte Robert nach einer Pause, während welcher er sich zu fassen gesucht hatte, denn daß dieser Mensch bereits Alles wisse, darüber konnte ihm nach den letzten Worten desselben kein Zweifel mehr bleiben; aber trotz dem wollte er sich durchaus keine Blöße geben und wog so jedes Wort sorgfältig ab, das er mit demselben sprach.

„O mein Herr," entgegnete ihm Kirchenberg, indem er seine Hand zutraulich auf Roberts Achsel legte, „man soll mir nie nachsagen können, daß ich weniger vorsichtig in meinen Antworten wäre, als es die mich Fragenden in ihren Fragen sind."

Robert sah ein, daß mit diesem schlauen Fuchs nichts anzufangen wäre und daß dieser es darauf angelegt hatte, sein Vertrauen zu erzwingen, oder doch wenigstens ihm für die mitzutheilenden Nachrichten Geld abzupressen. Er zog deshalb seine Börse hervor, nahm einige glänzende Goldstücke aus derselben und legte sie vor Kirchenberg auf den Tisch; mit gierigen, funkelnden Augen

sah dieser auf das Gold, das er fast mit denselben zu verschlingen schien, ja, die Hand zuckte sichtbar, um es an sich zu ziehen; dann aber bezwang er sich plötzlich und fragte mit einem völlig gleichgültigen Tone:

„Was soll dieses Gold, mein Herr? stecken Sie es wieder ein! Hätte ich wirklich in dieser Sache ein Geheimniß, so wäre es mir um alle Schätze der Erde nicht feil, denn die Ehre, mein Herr“ — er nahm bey diesen letzten Worten einen feyerlichen, declamirenden Ton an, — »die Ehre ist mehr werth, als Gold und Schätze, und nie werde ich die meinige verkaufen! Sie wollen nicht offen gegen mich seyn, wollen mir nicht vertrauen; gut, ich kann Ihr Zutrauen nicht erzwingen, darf es nicht einmal erwarten, da ich nicht so glücklich bin, näher von Ihnen gekannt zu seyn. Aber erkundigen Sie sich bey dem, der Sie gesandt hat, oder besser noch, erkundigen Sie sich bey Ihrem ehrenwerthen Gastfreunde, dem Herrn Senator Roden, nach Kirchenberg, und man wird Ihnen sagen, daß Sie, ohne etwas dabey zu riskiren, sich ganz offen und vertraulich gegen ihn erklären können.“

„Nun wohlan!“ sagte Robert, „ich will Ihnen das gewünschte Vertrauen schenken und Ihnen offen erklären, daß ich im Auftrage der Person hier bin, der Sie Ihre Hülfe in der bewußten Angelegenheit verheißen haben und diese wünscht durch mich zu erfahren, ob Sie bereits glücklich in Ihren Nachforschungen gewesen sind; auch soll ich Ihnen im Namen derselben sagen, daß Sie selbst den Preis für Ihre Bemühungen, so wie den für den Fall eines zu hoffenden glücklichen Erfolgs, zu bestimmen haben.“

„Jetzt, mein Herr, da Sie mir auf dem halben Wege entgegen gekommen sind,“ sagte Kirchenberg, sich vergnügt die Hände reibend, „jetzt will ich Ihnen die andere Hälfte ersparen, denn Vertrauen gegen Vertrauen, Offenheit gegen Offenheit, so pflege ich es zu halten. Also zur Sache! Der Sie sandte, ist eben der Herr Senator Roden, in dessen Hause Sie wohnen und dessen glücklicher Schwiegersohn Sie zu werden bestimmt waren; die Verlorene aber ist die einzige Tochter des ehrenwerthen Herrn; Sie sehen, daß ich Alles weiß, und nun hoffe ich, daß wir das diplomatische Wesen gegenseitig ablegen und ganz frey gegen einander sprechen werden.“ ....

„Wie, Sie wüßten?“ .... unterbrach ihn Robert voll Erstaunen.

„Alles, mein Herr, und seit mehreren Tagen schon; ich würde dies dem Herrn Senator schon selbst gesagt haben, wenn mein Stolz mich nicht davon abgehalten hätte, mich ihm aufzudringen; auch wußte ich, daß er früh oder spät doch seine Zuflucht zu mir nehmen würde, denn ohne Prahlerey sey es gesagt, bey so kitzlichen Dingen kann man meiner Hülfe und Mitwirkung nicht gut entbehren und dies wäre wahrlich der erste Fall der Art, wo man mich nicht mit in Anschlag gebracht hätte. Seit dreyßig Jahren lebe ich nun schon in dieser Stadt, die ich eben so genau kenne, als diese meine Stube; seit dreyßig Jahren habe ich mich Geschäften geweiht, die denen ähnlich sind, die Sie jetzt zu mir führen; da hat es mir denn nicht an Gelegenheit fehlen können, alle Verhältnisse genau kennen zu lernen, von denen ich dann, bey vorkommenden Gelegenheiten, meine kleinen Vortheile ziehe, denn leben will man ja einmal, mein Herr, obgleich

einmal ein berühmter Meister gesagt haben soll, daß er die Nothwendigkeit davon nicht einsehe, daß ein armer Teufel leben müsse."

„Sie wissen so viel," unterbrach ihn Robert, „daß ich hoffen darf, schon etwas Näheres über das Schicksal der Entflohenen von Ihnen zu erfahren; können Sie mir irgend eine erfreuliche Nachricht über dieselbe mittheilen, so halten Sie sie nicht zurück, ich bitte, ich beschwöre Sie darum!"

„Das würde ich Ihnen schon mitgetheilt haben," sagte Kirchenberg; „aber leider! sind alle meine Bemühungen bis jetzt fruchtlos geblieben. Ich glaube eine Spur zu haben, aber" .... Hier stockte er und brach ab, sich schüchtern nach allen Seiten umsehend, als fürchte er, belauscht zu werden.

„Reden Sie ohne Rückhalt, wir sind hier ja ganz allein," sagte Robert, indem er ihn scharf und forschend ansah; „was könnten Sie in dieser Sache jetzt noch vor mir zu verschweigen haben?"

„Nein, es war nichts, gar nichts — ich irrte mich — das ist ein ganz andres Kapitel meines Geschäftsbuchs — ich bin fest davon überzeugt, daß ich mich irrte! Ich hatte so eine vage Vermuthung! forschte genau nach und entdeckte dann, daß ich mich geirrt habe.... Man stößt auf so Vieles bey einem Leben, wie ich es führe! Doch nichts mehr davon, denn es geht Sie nichts an, gar nichts, mein Herr; und Discretion ist meine Pflicht, ich habe Ihnen das schon gesagt."

Er stand bey diesen Worten auf, ging zur Stubenthür, öffnete sie und schaute auf den Vorplatz hinaus, als fürchte er, belauscht worden zu seyn; dann, als er sah, daß drauf-

sen alles ruhig war, kehrte er zu Roberten zurück, der sich anschickte, ihn zu verlassen; bevor er ging, fragte er ihn jedoch noch: „Kennen Sie die Entflohene persönlich? haben Sie sie öfterer gesehen?“

„Mehrere Male, mein Herr; ich würde mich nicht mehr über ihre Person täuschen können; zudem gibt es wenige so schöne Mädchen in der Stadt, als Demoiselle Roden; sähe ich sie wieder, so würde ich sie sogleich erkennen.“

„Zweyhundert Ducaten sind Ihnen, sobald Sie uns eine glückliche Nachricht zu bringen haben,“ sagte Robert; „diese Goldstücke aber behalten Sie gefälligst im Voraus, denn Sie könnten Geld bedürfen.“

„Jetzt kann ich es mit Ehren von Ihnen annehmen,“ antwortete ihm Kirchenberg, indem er die Goldstücke vergnügt und hastig einstrich; „seyn Sie fest überzeugt, daß Sie keinen redlichern, vorsichtigern und aufmerksamern Diener haben werden, als mich.“

Robert ging jetzt, von Kirchenberg bis zur Hausthür mit dem Lichte hinunter begleitet.

„Sagte ich's doch, daß Du mir doch kommen würdest!“ rief der Geschäftige, sobald er wieder allein auf seinem Zimmer war. „Aber trotz dem ist Dir die Behandlung von letzt nicht geschenkt, und wenn es auch mein Vortheil will, daß ich Dir helfe, sobald ich nur erst kann, so sollst Du doch vorher noch zappeln und bluten müssen!“

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

# Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung.)

## Der neue Leander.

### Volkslied.

Dem schönsten Knaben am breiten See,
Ihm ist vor Liebe so wohl, so weh;
Er liebt ingeheim, doch keusch und rein,
Des Königes jüngstes Töchterlein.

„Mein Knabe, mein liebster Buhle, Dich
„Umfinge so gern da drüben ich;
„Doch fließen ja zwischen mir und Dir
„Zwey Wasser und die verbotens mir.

„Eins ist der zu breite See, und ach!
„Das andre mein stäter Thränenbach.
„Seit dieser ob unserer Trennung rann,
„Wächst an Tiefe der breite See wohl an.

Ja, wie man auf stattlichem Rundpokal
Von Gästen zu Gästen in gold'nem Saal
Auf des Königes Wohl an seinem Fest
Ein Lichtlein zum Spiele kreisen läßt;

So weiß des Königes Tochter ein Licht
Zu paaren mit leichtem Kork und spricht:
„Nun treibt's ihr Winde, nun treib's, o Fluth,
„Hinüber zum Buhlen, lieb und gut!

Dem flimmernden Lichte rief er von fern:
„O komm, du Bote! Mein Hoffnungsstern!"
Er sing's mit glühendem Herzen auf:
„Du lehrst mich schwimmen nach Deinem Lauf!"

Das Lichtlein hebend in linker Hand
Schwamm er, zu Liebchen den Blick gewandt:
Froh harrt sie des Buhlen, (doch bangt ihr sehr)
Erkennt das Lichtlein und — sieht's nicht mehr!

Sie ruft: „Mein Lieber!" — Kein Gegenlaut!
„So stirb denn auch Du, verlassene Braut!"
Sie lispelt's weinend, und stürzt hinab,
Mit ihm zu theilen das Fluthengrab.

---

## Amors Metamorphosen.

Lieb = Amor in seiner Kindheit
Ist schmeichelnd, bescheiden und schwach,
Und ahmt in verstellter Blindheit,
Uns neckend, die Unschuld nach.

Doch, kommen wir zärtlich entgegen,
So schwindet die Sittsamkeit fern.
Ein Jüngling, stark und verwegen,
Erhebt sich der Sclave zum Herrn.

Das Kind, verjünglingt in Eile,
Ist morgen — welch trauriges Loos! —
Ein Greis, der vor Langerweile
Hinstirbt in der Freude Schooß.

## Mißlungene List.

Auf Herzogs von Bouillon's Gebot
Ward ein Italischer Magnat
Mit zugebund'nen Augen lang,
Als ging er durch ein weites Lager,
Durch eine Trommelschläger-Horde
Geführt, die rüstig der Wallonen,
Der Deutschen, Schweizer, Niederländer,
Franzosen, Britten, und noch And'rer
Kriegsmärsche wechselweise spielten.
Als drauf der Herzog von Bouillon
Den stolzen Italjener fragte,
Um seinen Uebermuth zu kirren:
Wie ihm die vielen Regimente
Gefielen?" sagt er offen: „Herzog!
„Ist's Eure Pflicht, mir dies zu sagen,
„Ist's meine Pflicht, es nicht zu glauben."

---

## Vergiß mein nicht!

Der Sonne letzter Strahl beschien
Die Zinne schon vom Dome,
Ein Jüngling saß am Strome
Mit seiner Schäferin.

Wie küßten Braut und Freyer sich,
Der ganzen Welt vergessend,
Ihr Glück allein ermessend.
„Ich liebe Dich, Du mich!"

Doch sah'n sie von der Fluth gemach,
Und gleichsam zum Vergnügen
Ein Kind der Flora wiegen,
Und die Geliebte sprach:

„O daß mit Deinem Abendthau,
„Mit Deinem gelben Ringe
„Der Strom Dich nicht verschlinge,
„Du Blümchen himmelblau!“ —

Da stürzt er nach aus Liebespflicht,
Warf ihr vor'm Untersinken
Das Blümchen zu mit Winken,
Und rief: „Vergiß mein nicht!“

Drum preis' ihn mein Gedicht!
Die gelben himmelblauen
Lenzblümchen nennt, Ihr Frauen,
Zum Dank: „Vergiß mein nicht!“ —

---

## Die drey Faulen.

(Nach dem Magyarischen.)

Ihr vernahmt wohl öfter die Klage:
„Die Faulen sind nur der Erde Last.“ —
Zu diesem treffenden Worte paßt
Die Magyarische Sage:

* * *

Der König Corvirus zum Spaße ließ
In Einem Hause drey Faule mästen.
Dort aßen sie köstlich süß
Und tranken vom Allerbesten.

Urplötzlich ergriffen Flammen das Haus.
„Ich glaube, da brennt es,“ rief Einer aus.
Der Andre: „Hat nichts zu sagen:
Heraus läßt der König uns tragen.“

Der Dritte hub sich langsam empor:
„Verschont mit Eurem Geschwätz mein Ohr!.

Was geschah? Die ungewandten
Von Feuer übermannten
Drey Faule verbrannten.

* * *

So leider! ist Mancher faul
Bey'm albernen Glauben,
Ihm fliegen in's Maul
Die gebratenen Tauben.

---

## Der Parasit.

Des reichen Palmo Tisch
War sehr verführerisch
Durch feine Leckerey'n,
Medok, und Cyperwein.
Gluton, der Parasit,
Aß schon zehn Tage mit,
Uneingeladen zwar,
Jedoch unwandelbar
In Trunk und Appetit,
Als, satt der Fräßigkeit
Und Zech-Unmäßigkeit
Die Herrschaft Ordre gab:
«Susette! Weis' ihn ab!» —
Er kam. Sie trat heraus:
«Der Herr ist nicht zu Haus.»
«Ein Auftrag,» spricht er schlau,
Führt mich zur holden Frau.»
Gluton, der Parasit,
Aß nochmals leider! mit.
Am nächsten Tag' entbeut
Die Zofe den Bescheid:

Ich rief: „So bald ich dreyßig bin,
„Werd' ich bescheiden, kalt, vernünftig — —
„Doch bliebe gern ich bis dahin
„Bey Cythereas Priestern zünftig."

Die dreyßig Jahre zeigten sich;
Ich war geneckt in Epigrammen;
Doch glühte für die Schönen ich
Mehr als zuvor in Liebesflammen.
Ich rief, halb schamroth im Vertrau'n,
Um keine Neckung zu befahren:
„Euch, schönen Mädchen, holde Frau'n,
„Entsag' ich ganz mit vierzig Jahren."

Die vierzig Jahre waren da,
Bey Schönen stand ich noch in Hulden;
„Dein," rief ich, „Dein, o Cypria!
„Minerva kann sich wohl gedulden!
„Noch fühl' ich jugendliche Kraft,
„Noch meines Herzens Gluth erneuen.
„Der Weisheit und der Wissenschaft
„Will ich, ein Fünfziger, mich weihen."

Die fünfzig Jahre sind entrollt.
Minerva lag mir in den Ohren:
„Dir sind die Mädchen nimmer hold;
„Erfülle mir, was Du geschworen!"
Allein ich sagte, lustbethört:
„Wenn ich um Liebe zärtlich werbe,
„Gewiß ich werde noch erhört:
„Drum will ich lieben — bis ich sterbe!

## Glück.

Fein-Liebchen schaute nicht mehr heraus,
O wehe! Der Arzt ging ein und aus.
Sie trugen mit fühllos schleichender Ruh
Wohl Pillen und Tränklein der Armen zu.

Im Gedämmer trat ich dem Lädchen nah,
Und als ich allein mein Mädchen sah,
Warf ich in's offene Fensterlein
Ihr Blumenstrauß und Briefchen hinein.

Sie lispelte freundlich: „Lieber, Dank!
„Nun fühl' ich weniger mich krank —
„Die Plagegeister eilen herbey,
„Birg Dich in's Dunkel. Ich bin Dir treu."

Sie wahrt' am Busen das Brieflein geschwind!
„Sprich, Dirne! woher die Blumen sind?"
Fuhr sie mit Entrüstung ihr Oheim an:
„Das hat nur Dein Cicisbeo gethan."

„Als ich erwachte, lagen sie hier."
„Nein, nein, Kokette! Das lügst Du mir.
„Doch niemals wirst Du, bey Gott! die Braut
„Des Herrenlosen!" — Sie weinte laut.

„Ach, traure nicht Herz! — Dein Glückstern naht;
„Erhoben bin ich zum fürstlichen Rath."
Dem Jüngling mit Rang und reichem Sold
Wird endlich der Stolze, Trotzige hold.

Die Kunde meldet mein Brieflein schon.
O freue Dich und genese davon!
Bald sagen uns Blick und Küsse, mein Kind!
Daß wir im Reiche die Glücklichsten sind.

## Die Besserung.

Ein Schuft von Jude, so jedesmal
Aus Buden zur Meßzeit Waaren stahl,
Ward endlich ertappt ob gleichem Vergehen,
Und sollte drey Zuchthaus=Jahre bestehen.
Da rief er: „A way, Herr Affekat!
„Thuns apellire, hoben's de Gnad,
„Als das meschant Zuchthäusel gerad
Mei'm ehrlichen Namen grausig schad't."
Da schilderte der Advocat
Des Juden Verzweiflung mit Glück und Suade;
Er bat nur, statt des Rechts, um Gnade.
Gerührt dictirte der Senat,
Damit er Milderung erfahre,
Ihm Vestungsarbeit auf drey Jahre;
Doch soll mit jeglichem Quartal
Stets nach Gewissen und nach Pflichten
Der Commandant und General,
Wie's um die Bess'rung steht, berichten.
„Ich beschwör Se bey de zehen Gebot,
„Bey'm Salamon, bey'm Herrn Zebaoth!
„Ich bin kapores! Habens Gnad,
„Apellirns, Exilenz, Herr Affocat!"
„Ich kann das Gericht nicht zweymal rühren;
„Auch darf ich ja nimmer apelliren."
„Away! Excellenz, i bin disparat,
„Bin in der Schlamassel — bitt um Geträsting!
„En hübschen Vergleich probirens keck.
„Gern zupf' I vier Jährle Woll' auf der Vesting,
„Als Se bringen das von der Besserung weg!

# Der Paladin.

(Frey, nach einer Französischen Romanze)

Zu Rosse flog der Paladin
Zurück von Palästina.
Der Sieges Lorbeern schmückten ihn.
Ihn treibt's zu seiner Schäferin,
Der treugeliebten Nina,
Die süße Tochter der Natur,
Sie weint' in's Lebewohl, und schwur
Ihm stäte Lieb' und Treue.

Zu Rosse sang der Paladin:
Die Schäferin vom Lande
Wie hold und schlicht, wie treu von Sinn,
Verdunkelnd jede Königin
Im purpurnen Gewande.
In ihren Briefen welche Gluth
Und Sehnsucht! Ja, sie blieb mir gut:
Sie schwur ja Lieb' und Treue.

Froh singend weilt der Paladin
An ihrer Heimathpforte.
Er sieht erstaunt auf Gartengrün
Im Reihtanz seine Schäferin
Und hört die Donnerworte:
Ward, Ritter, Liebchens Hochzeitbund
Mit Jäger Valmon Euch nicht kund?
Sie brach so Lieb' als Treue.

Die Falsche sieht der Paladin
In schneller Ohnmacht liegen.
«Sagt, Freunde, jener Schäferin:
Den Meineid hab' ich ihr verzieh'n;
Den Schmerz werd' ich besiegen.» —
Er ritt fürbaß und seufzte tief,
Er sang nicht mehr, und weint' und rief:
«Wo find' ich Lieb' und Treue?»

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

# Räthsel.

Sieben Zeichen.

Wenn bey der Andacht schauerlichem Schweigen,
Im stillen Hain von majestät'schen Eichen,
Durch die des Abendwindes Flügel rauscht,
Dein Ohr dem stillen Weh'n der Gottheit lauscht;
Dein Geist, unsterbliche Gedanken denkend,
Leicht durch des Erdenlebens Rinde bricht,
Und Geisteswéh'n, die Aetherflügel senkend,
Zu Dir mit leisen Geisterstimmen spricht:
Dann, frommes Kind, vermissest Du mich nicht.

Die fünf letzten.

Doch flieh', o fliehe jetzt; denn aus der Mitte
Des Waldes naht mit fürchterlichem Schritte!
Dir jetzt mit mir ein grausenvoller Tod,
Der, unerweichlich Deiner zarten Bitte,
Mit Tigerwuth Dich zu zermalmen droht.

# Logogryph.

Zwey vorn hinweg von sieben Zeichen, dann
Bleibt noch, was wie ein Duft im Wind verfliegt
Und manchem Plan des Erdenlebens gleicht.
Laßt nur allein das viert' und fünfte steh'n,
Dann grünt und blüht im holden May der Plan,
Wohin zur Trift die munt're Heerd' enteilt.
Die letzten vier sind ein Verbindungswort.
Das Ganze steht auf Hö'hn, in Wald und Flur,
Wohl niedrig, aber dicht und schattenreich.

K. Geib.

Die Auflösungen im folgenden Bändchen.

Auflösung der Charade im sechsten Bändchen:
Berghem.

Auflösung des Logogryphischen Sonnets:
Rom — Roman — Antik — Romantik.

# Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wissens.

Einheimischen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des schönen Geschlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

---

Der ersten Reihe achtes Bändchen.

---

Heidelberg, 1827.
In der Akademischen Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

# Euphemie,
oder
# die Gefahren des Umgangs.

Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung.)

---

## Sechstes Kapitel.

Robert an August.

Ich habe Dir in meinem vorigen Briefe*) geschrieben, mein theurer August, in welche seltsame Verhältnisse ich gleich hier gerieth, und in der That scheinen diese sich immer mehr zu verwickeln. Du weißt, daß ich entschlossen war, der Frau von Wallen nachzureisen, indem ich fast mit Zuversicht hoffte, einige nähere Aufschlüsse über Euphemiens Flucht von derselben zu erhalten, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie auch diese Frau, ihre vertrauteste Freundin, ganz im Dunkel über sich gelassen hätte, wie es leider die unglücklichen Eltern sind. Wir fanden, bey genauer Nachsuchung in Euphemiens Zimmer, ein Packet Briefe, die offenbar von der Wallen herrührten,

---

*) Wir haben diesen Brief weggelassen, weil er nur bekannte Dinge enthält.

denn nach der Beschreibung, die mir der Senator von dieser Frau gemacht hat, kann nur sie sie geschrieben haben.

Eine Aspasia, sage ich Dir, eine Griechin in jedem Worte, kein Deutsches Weib! Zu Perikles Zeiten würde man sie bewundert und angestaunt haben — jetzt erschien sie mir, mit ihren sogenannten freysinnigen Ideen, verächtlich, und ich begriff es nicht, wie Rodens so schwach seyn konnten, den Umgang dieser Frau mit ihrer Tochter zu dulden.

Zwar fordert die Wallen ihren Zögling in keiner Zeile dieser merkwürdigen Briefe zur wirklichen Unsittlichkeit, zu einem frivolen, zügellosen Leben auf; aber mit tief eindringendem Spott geißelt sie die Thorheiten der Zeit und zugleich das Bestehende, die herrschenden Sittengesetze, gegen die, wie sie sich ausdrückt, jeder höher gebildete Mensch den unbesiegbaren Feind im Busen trägt.

Ich gestehe Dir aufrichtig, daß ich diese Briefe mit Vergnügen gelesen habe, so sehr sie mich auch mit Widerwillen gegen die Schreiberin derselben erfüllten; nur begreife ich nicht, wie Euphemie sie unvernichtet lassen konnte, denn welches Licht mußten sie nicht auf ihre Freundin werfen; ich kann es mir nicht anders denken, als daß sie sie vergessen hat.

Welche Kämpfe muß die Arme innerlich bestanden haben, welchen Leiden erlegen seyn, bevor sie zu dem festen Entschlusse kam, sich ganz auf die Seite ihrer gefährlichen Freundin zu schlagen, denn Du kannst Dir keinen größern Contrast denken, als den das stille, streng sittliche, engbegränzte Leben in den gebildeten Familien dieser Stadt

gegen die Lehren und Grundsätze dieser Frau bildet. Die Töchter werden hier in einem fast klösterlichen Zwange gehalten und kennen von den Männern ihrer Umgebung nur ihre Brüder oder Verlobten; mit den übrigen wechseln sie kaum einige wenige Worte, und wenn es geschieht, so sieht man ihnen die innere Angst an; sie sehen sich, sobald sich ihnen ein fremder Mann nähert, nach ihren Eltern oder Gespielinnen um, und suchen ängstlich nach einer Gelegenheit, zu entschlüpfen. Keine würde es ungestraft wagen, mit einem fremden Manne nur über die Gasse zu gehen, ja, diese Gunst wird kaum dem Hausfreunde gewährt und sicher auch diesem nur in Begleitung von Eltern, Brüdern oder unter dem Schutz einer bejahrten Frau.

In andern großen Städten ist dieses Alles ganz anders, besonders in den Residenzen, wo ein weit freyerer Ton herrscht, wo junge Mädchen ungezwungen mit den gesitteten jungen Männern ihrer Bekanntschaft verkehren; aber laß es mich Dir gestehn, daß diese fast klösterliche Zurückhaltung und Zucht der hiesigen weiblichen Jugend ihr in meinen Augen einen eigenen Reiz verleiht, daß mir nirgends noch die Frauen so anmuthig und liebenswürdig, so ächt weiblich erschienen sind, als gerade hier.

So, August, hatte ich gehofft, auch Euphemie zu finden, so hatte mir mein Vater die Frauen und Jungfrauen Hamburgs beschrieben, so war auch meine geliebte Mutter, wie er mir oft erzählte, denn auch sie war ja eine Eingeborne dieser Stadt — und alle diese schönen Hoffnungen, wie sind sie nun zertrümmert!

In ein zerrüttetes Haus bin ich getreten, statt hochbeglückten Eltern fand ich unglückliche, die den Verlust

ihres einzigen geliebten Kindes bejammern; ich helfe sie ihnen suchen — doch nicht mehr für mich, denn nie kann ja Euphemie meine Gattin werden, nie könnte ich ein Mädchen an den Altar führen, auf dessen Leben ein solcher Flecken haftet; und auch die Eltern, werden sie sich noch des wiedergefundenen Kindes freuen können? wird Euphemie nicht auch ihnen stets nur noch eine Verlorene seyn, wie sie es mir jetzt ist?

Trotz dem kann ich mich nicht von dem Zauber losreißen, der mich in ihrem Zimmer befängt. Hier lebte sie in den Tagen der süßen Unschuld, einer unentweihten, glücklichen Jugend — hier auch kämpfte sie alle die schrecklichen, verderblichen Kämpfe, die sie in's Elend stürzten! Ich sitze oft stundenlang an ihrem Tische, auf dem noch alle die Geräthe liegen, deren sie sich bediente, um eine Menge schöner Talente auszuüben, die sie nach dem Zeugniß der Eltern im höchsten, ausgezeichnetsten Grade sich zu eigen gemacht hatte; ihr Malerkästchen, vermittelst dessen sie die anmuthigsten Schöpfungen in's Leben rief, die jetzt die Wände eben dieses Zimmers schmücken, ihre Noten, ihr Schreibgeräth, die Bücher, worin sie zuletzt noch las. Vor ihrem Fenster blühen die Blumen jetzt wieder in schönster Fülle, welche sie früher mit Liebe und Sorgfalt pflegte und deren Wartung ich jetzt übernommen habe; die Uhr, die ihr sonst manche heitre und genußreiche Stunde schlagen und anzeigen mochte, setzt jetzt wieder, durch mich aufgezogen, ihren einförmigen Pendelschlag fort, ja, heimlich habe ich sogar ein lebendes Vögelchen statt des gestorbenen in das Bauer gesetzt, so daß Alles noch ganz ist, wie sonst — Nur sie, nur ihr stilles Wal-

ten fehlt hier; dieser Gedanke ergreift mich oft mit Schmerz und erfüllt mich mit einer Trauer, die ich selbst lächerlich nenne, von der ich mich aber, seltsam genug, nicht zu befreyn vermag.

Mir ist immer, als müsse ich sie geliebt haben, wenn ich sie früher gekannt hätte, ehe noch der giftige Wurm der Verführung an ihrem Leben nagte; doch vielleicht ist auch das nur eine Täuschung, wie wir Menschen einmal so gestaltet sind, daß eben das unsern Wunsch nach Besitz am meisten reizt, was unerreichbar für uns ist.

Nicht einmal ein ordentliches Bild habe ich von Euphemien gesehen, denn die armen Eltern besitzen kein anderes, als ein Portrait, welches von ihr verfertigt wurde, als sie ein achtjähriges Kind war. Doch dieses solltest Du sehen, August, die himmlischen, frommen Kinder-Augen dieses Bildes, den süß lächelnden Mund, die hohe Stirn, von braunen Löckchen umflossen! Das holde Kind hat eine schneeweiße Taube auf der Hand, auf das es liebend niederschaut; welch ein Ausdruck von reiner Zärtlichkeit in diesem Blick! O August, von solchen Augen liebend angeschaut zu werden, welche Himmelsseligkeit, welches Entzücken!

Ich stehe oft lange vor diesem reizenden Bilde und wenn die arme Mutter mich vor demselben erblickt, sagt sie mit einer Thräne im Auge: „So war sie!“ Und jetzt, August? — Ich möchte rasend werden,“ daß der Gifthauch der Verführung auch diese holde Blüthe tödtend berührte!

Doch wer war der Verführer? wem opferte sie ihre Unschuld, die Ruhe, das Glück ihres Lebens auf? wer wagte es, die unreine Hand nach diesem köstlichen Schatze

auszustrecken? Hätte ihre Neigung auf einen Mann fallen können, der in jeder Hinsicht ihrer unwürdig war, zu dem sie sich weder vor der Welt noch vor ihren Eltern ohne Erröthen bekennen durfte? Dieses ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn nach Allem was ich von ihr gehört habe, überschätzte sie fast die Gaben des Geistes allzusehr — so muß er wenigstens ein gebildeter Mann gewesen seyn. Doch warum ihn dann nicht zu ihren Eltern führen? warum dann vor diesen, und vor jedem Andern ebenfalls, diese Neigung so sorgfältig verbergen, daß auch nicht die geringste Spur von einer Entdeckung des seltsamen Geheimnisses zu leiten vermag? Wäre er vielleicht zu arm gewesen? sollte vielleicht selbst die projectirte Verbindung mit mir, von der sie wußte, wie mir die Eltern sagten, ihr die Befürchtung eingeflößt haben, bey ihrer Vereinigung mit dem Geliebten auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen?

Doch sie kannte ja das Herz und die Grundsätze ihrer Eltern, sie wußte, daß diese nie im Stande gewesen wären, sie unglücklich zu machen, weil der von ihr Erwählte keine Reichthümer besäße — und jene Verbindung mit mir, konnte diese sie schrecken, da ausdrücklich zwischen unsern Eltern ausgemacht worden war, daß sie nur in dem Falle statt finden sollte, wenn wir uns lieben und achten könnten und unsre Charactere und Neigungen miteinander übereinstimmten? So durfte sie ja nur ihren Widerwillen dagegen erklären, und die Sache war beendet, sie von jeder Furcht befreyt?

Alle diese Gedanken, August, durchfluthen unaufhörlich mein Gehirn und vergebens martre ich mich damit ab,

denn es fehlt ja der leitende Faden in diesem Labyrinthe, da die Eltern so gar nichts von allem wissen, was in der letzten Zeit in der Seele ihres unglücklichen Kindes vorgegangen ist, da sie mir auch nicht einen einzigen Mann zu nennen vermögen, den sie je auch nur durch Blicke oder Worte auszeichnete.

Indeß weiß ich doch jetzt mit Bestimmtheit, wo ich die so nöthigen Aufklärungen zu suchen habe, wo ich sie zu erhalten hoffen darf, und nichts soll von mir unversucht bleiben, um sie mir zu verschaffen; Du wirst begreifen, daß ich diese nur bey jener Frau von Wallen suchen kann, und dort will ich sie suchen.

Schon wäre ich auf der Reise; aber der Senator weiß nicht bestimmt, wo sie in diesem Augenblick ist und erwartet darüber erst Aufschluß von einer in Berlin wohnenden Freundin von ihr, an die er geschrieben hat und deren Antwort wir nun mit Sehnsucht entgegensehen. Es würde nur Zeitverlust seyn, wenn ich ihr, ohne sichre Spur, nachreiste, und ich kann hier meine Zeit besser anwenden, indem ich überall die sorgfältigsten Nachforschungen anstelle.

Einen Tag später.

Frau von Wallen, die sich bey eben der Freundin zum Besuch befand, an die der Senator ihretwegen geschrieben hatte, hat selbst geantwortet und versprochen, in wenigen Tagen hier zu seyn; so werde ich sie also sehen, August, und sie mag beginnen, was sie will, mir Aufschluß über Euphemie von ihr verschaffen, denn bis jetzt sind wir nicht um ein Haarbreit weiter in unsern Entdeckungen fortgerückt.

Indessen, wenn diese Frau sich schuldig fühlte, warum käme sie dann selbst? müßte sie sich nicht fürchten, vor das Angesicht der durch sie so tief gekränkten, bis in den Tod betrübten Eltern Euphemiens zu treten? Oder sollte sie es in der Frechheit schon so weit gebracht haben, in der Verstellung eine solche Meisterin seyn, daß sie auch dies nicht scheute?

Nun, wir werden sehen, aber ich gebe Dir mein Wort, daß sie mir nicht entschlüpfen soll — ich will sie so fest packen, so sicher halten, daß sie mir in der Angst alles rein vom Herzen wegbeichtet!

Schon ist Euphemiens Flucht zum Stadtgespräch geworden, schon ist diese kein Geheimniß mehr, wie ich ganz sicher weiß; aber weshalb die unglücklichen Eltern durch diese Nachricht betrüben? So halte ich sie vor ihnen geheim; aber wenn der Mensch nicht so gerne glaubte, was er wünscht, so müßten sie selbst wissen, wie sie daran sind, denn daß keiner der vielen Besuchenden in diesem Hause sich nach Euphemien erkundigt, müßte Ihnen die Augen öffnen — aber sie halten eben das für ein Glück, was sie für ein sehr böses Zeichen halten müßten.

Wer aber möchte wohl dem Blinden, wenn er's auch vermöchte, das Gesicht wieder geben, in dem Augenblick, wo, ihm unbewußt, das Schwert über ihn gezückt wäre, das ihn unrettbar, tödtlich treffen sollte? — Ja, tödtlich würde es diese armen Menschen verwunden, wenn sie begriffen, daß schon Alles verloren ist; während sie noch eifrig und unaufhörlich die Trümmer ihres eingesunkenen Glücks zu retten bemüht sind. Und was würde denn auch wirklich gerettet, August) wenn

der Schein auch gerettet würde? Ist die innerlich verdorbene Frucht denn darum besser, mehr werth, wenn sie auch äußerlich den lockenden Anschein bewahrt hat?

Ich schließe diesen Brief jetzt, August, weil ich einen neuen Gang zu dem seltsamen Geschäftsmann machen will, der uns seine Hülfe in dieser schwierigen und verwickelten Gelegenheit angeboten hat, versteht sich für Geld, dessen Werth er zu schätzen weiß, und ohne das er nicht den Finger in kaltes Wasser steckt, wie man hier zu sagen pflegt.

Der Senator will nicht direct mit ihm verhandeln, weil dieser Mensch so allbekannt ist, daß sein Geheimniß, selbst wenn es noch eins wäre, von dem Augenblick an verrathen seyn würde, wo man ihn in das Haus gehen sähe.

Dieser Kirchenberg ist mir übrigens eine interessante Erscheinung geworden, und ich betrachte sein ganzes Thun und Treiben mit einer stets wachsenden Neugierde. Es ist eine ganz gemeine, durch und durch wurmstichige Seele, über die das Gold Alles vermag; dabey aber zeigt er einen Thätigkeitstrieb, ja sogar eine Menschenkenntniß, die in Erstaunen setzen müssen und die eine wahre Zierde bey einer gesitteten Natur seyn würden. Wäre ich ein König, so machte ich ihn zum Oberhaupte der Polizey, denn dann wäre er in seiner rechten Sphäre; Alles muß er wissen, Alles erforschen, aus Allem weiß er seine Vortheile entweder für die Gegenwart oder Zukunft zu ziehen. Er sieht keinen Menschen an, ohne gleich zu berechnen, wie viel ihm die neue Bekanntschaft einbringen kann, und obgleich habsüchtig bis zum Eckelhaften, ist er doch wieder

der lockerste Verschwender, der durchaus kein Geld in der Tasche behalten kann; er denkt unaufhörlich auf Erwerb, als sollte er noch tausend Jahre leben, und verschwendet, als müßte er morgen sterben. Er sprach mich vor einigen Tagen auf der Gasse um einiges Geld an, und zwar so dringend, als fehle ihm das Brod, um sich zu sättigen, und als er es von mir erhalten hatte, sah ich ihn damit in einen Conditorladen schleichen, wo er es gewiß in einer Viertelstunde bis auf den letzten Heller wieder durchgebracht hat.

Wir sind anscheinend jetzt die besten Freunde; brauchbar ist dieser Mensch, und ich hoffe für unsre Angelegenheit am meisten von ihm und seiner Thätigkeit, die in's Unglaubliche geht.

Doch nun wirklich zum Schlusse, mein theurer Freund, denn ich kann Dir nicht länger schreiben; also nächstens mehr

von Deinem Robert.

---

## Siebentes Kapitel.

„Frau von Wallen läßt ihre Empfehlung machen und zeigt ihre Rückkehr an," sagte der alte Diener des Rodenschen Hauses, indem er in das Zimmer trat, wo Robert mit dem Senator und dessen Gattin sich eben beym Frühstück befand.

„So ist sie endlich da!" rief der Senator, nachdem der Diener sich entfernt hatte, indem er Roberten die Hand reichte. „Eilen Sie jetzt sogleich zu ihr, mein

theurer junger Freund, versuchen Sie, was Bitten, Vorstellungen, Ueberredung über diese Frau nur irgend vermögen, um sie zu einem offenen Geständnisse zu bringen, denn allein von ihr können uns noch Aufschlüsse kommen, da alle andern Versuche, die theure Verlorne zurückzubringen, scheiterten."

„Ich gehe sogleich," antwortete ihm Robert; „doch wird es sehr schwer halten, zum Ziele zu gelangen, denn da sie sich äußerlich in der Achtung der Menschen aufrecht zu erhalten sucht, darf sie sich nicht zu einer Sache bekennen, die sie entehren würde, wenn sie eingestünde, auch nur den entferntesten Antheil daran zu haben. Besitzt sie aber nur irgend Gefühl, hat sie ein Herz, das der Rührung fähig ist, so will ich es zu erschüttern suchen, indem ich ihr Ihren Kummer schildere, ihr Euphemiens trauriges Loos vor Augen stelle, wenn diese nicht bereuend in ihre Arme zurückkehrt."

Er war mit diesen Worten aufgestanden, hatte Hut und Stock ergriffen und machte Miene sich zu entfernen.

„Gott segne Ihre edlen Bemühungen!" rief ihm Roden nach, indem eine Thräne über seine grauen Wimpern rollte. „Ja, Gott vergelte Ihnen, was Sie für uns thun!" rief auch seine Gattin, indem sie Roberten die zitternde Hand reichte. „Wie ein Engel des Trostes sind Sie in unser Haus getreten," fuhr Roden fort; „doch so war ja auch Ihr Vater, der stets der Beschützer und Tröster der Bedrängten, der wärmste Freund aller Unglücklichen war — und dort oben wird ihm jetzt vergolten werden!"

Mehr vermochte der unglückliche Greis nicht zu spre-

chen, denn das Andenken an den geschiedenen Freund und an die verlorene Tochter überwältigten sein Herz und die Lippe verstummte.

Robert hatte sich jetzt entfernt; denn auch ihn drohte die Wehmuth zu übermannen. Getröstet, auf's Neu sich der Hoffnung hingebend, sah ihm das edle, ehrwürdige Paar nach, denen er jetzt ein treuer, liebender Sohn war.

Frau von Wallen hatte ein Buch ergriffen, um sich durch Lesen zu zerstreuen, denn bang und beklommen schlug ihr Herz, weil sie mit jedem Augenblick die Ankunft des Vaters Euphemiens erwarten mußte; trotz dem hatte sie sich dieser Zusammenkunft nicht entziehen können, wenn sie nicht Verdacht auf sich laden wollte, denn nur zu gut wußte sie, was Roden zu dem Wunsche vermocht hatte, in's Geheim mit ihr selbst reden zu wollen. Statt des Senators meldete ihr jetzt der eintretende Bediente einen jungen Mann, der dringend seine Aufwartung zu machen verlange.

„Habe ich Dir nicht gesagt, Jean, daß ich für Keinen zu Hause seyn will, als für den Herrn Senator Roden?“ sagte sie zu dem an der Thür auf ihre Entscheidung harrenden Diener; „warum hast Du den Fremden nicht gleich abgewiesen?“

„Ich that, wie Ew. Gnaden befohlen hatten, aber er ließ sich nicht irre machen und behauptete, Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit sprechen zu wollen; so glaubte ich Ew. Gnaden erst benachrichtigen zu müssen, bevor ich ihn abwiese.“

„Deine Dummheit ist jetzt nicht wieder gut zu ma-

chen," sagte sie verdrießlich; „so führe diesen Zudringlichen denn zu mir."

Jean entfernte sich, um zu gehorchen, und schon nach wenigen Augenblicken trat Robert zu ihr ein.

„Mein Name ist Robert Wertheim," sagte er, sich höflich vor ihr verbeugend, „und nur das Dringende der Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, gnädige Frau, kann vielleicht einigermaßen mich bey Ihnen wegen der Zudringlichkeit entschuldigen, mit der ich mich Ihnen in diesem Augenblick nahe."

Sie vermochte ihm nicht sogleich zu antworten, denn hatte früher sein Anblick sie schon verwirrt, so stieg ihre Verwirrung doch sichtbar noch bey der Nennung seines Namens; dann aber lud sie ihn durch eine Bewegung mit der Hand ein, Platz zu nehmen, während sie selbst sich auf das Sopha setzte, neben dem der ihm angewiesene Stuhl stand.

„Ich darf voraussetzen," nahm Robert nach einer Pause wieder das Wort, „daß Ihnen, gnädige Frau, das Verhältniß nicht unbekannt ist, in dem ich zu dem Hause des Senators Roden stehe ....."

„Ich erinnere mich, Ihren Namen mit Achtung in jenem Hause nennen gehört zu haben," sagte sie, nur mit Gewalt das Beben ihrer Stimme unterdrückend. „Wenn ich nicht irre," fuhr sie fort, „so war sogar von einer Verbindung zwischen Ihnen und der einzigen Tochter jenes edlen Paares die Rede."

„Dem war wirklich so," entgegnete Robert; „es war der Wunsch unsrer Eltern, die die innigsten Freunde wa-

ren, ihre Kinder, wenn Herz und Neigung sich zu einander fänden, verbunden zu sehen."

„Ich hoffe, daß Sie meine Freundin — denn diesen Namen erlaubte Euphemie mir ihr zu geben — ganz den Anforderungen entsprechend gefunden haben, die ein edler Mann von seiner zukünftigen Gattin zu machen berechtigt ist; sie gilt allgemein für ein Muster ihres Standes und Geschlechts, wie sie an äußern Reizen und innern Vorzügen auch wirklich alle ihre Gespielinnen überstralt, und so werden Sie sich im Besitz eines so ausgezeichneten Wesens nur glücklich fühlen können."

Sie bückte sich bey diesen Worten nieder, um eine Rose aufzuheben, die ihrer Hand entfallen war; es entging Roberten aber nicht, daß sie vor ihm die Röthe auf diese Weise zu verbergen suchte, die ihre Wangen überflog.

„Nach Allem was ich von Euphemien höre, muß ich glauben, daß ihr Gemahl der glücklichste Sterbliche geworden wäre," sagte er, sie scharf ansehend; sie schlug das Auge zu Boden, um seinen forschenden Blicken zu entgehen; er fuhr fort: „Es wäre thöricht, gnädige Frau, Ihnen, die Sie so innigen Antheil an dem Schicksale Ihrer Freundin nehmen, ein Geheimniß aus einem Vorfalle machen zu wollen, der sich einen Tag nach Ihrer Abreise zugetragen hat und der besonders die unglücklichen Eltern in die tödtlichste Betrübniß versetzt. Am Morgen, als man Euphemie wecken wollte, um das Frühstück mit ihren Eltern, wie sie es immer zu thun pflegte, einzunehmen, fand man das Zimmer leer, das Bett unberührt, ein Beweis, daß sie die Nacht nicht in demselben zugebracht habe, und troß allen bisher angestellten Nachforschungen, ist

bis jetzt keine Spur von dem unglücklichen Flüchtling zu entdecken gewesen. Selbst alle Vermuthungen über die Veranlassung zu einer solchen Flucht schweigen, und nur von Ihnen, die Sie das volle, unbegränzte Vertrauen Euphemiens besaßen, nur von Ihnen kann man Aufschlüsse erwarten, oder wenigstens doch Winke, die zu Entdeckungen leiten könnten."

Eine Todtenblässe hatte bey dieser Erzählung Roberts ihr Gesicht überzogen, ja, ein leises Zittern durchbebte sogar ihre Glieder; dann faßte sie sich plötzlich wieder und mit dem Tone des höchsten Erschreckens rief sie:

„O mein Gott! was muß ich von Ihnen hören! mit welcher Nachricht durchbohren Sie mein Herz! Euphemie fort, ihren Eltern entflohen, spurlos verschwunden?! Und das Alles erfahre ich erst jetzt, wo ich die geliebte Freundin in meine Arme zu schließen hoffte? So konnte Euphemie ihre geliebten Eltern, so mich, die ich den zärtlichsten Antheil an ihrem Schicksale nehme, betrüben?!"

Hätte Robert diese Frau nicht schon aus ihren Briefen an Euphemie gekannt, so wäre er sicher durch den Ausdruck des Schmerzes, der sich so lebhaft in allen ihren Mienen und Worten zeigte, getäuscht worden; so aber hielt er letztere für Verstellung, erstere für die schändlichste Heucheley, gegen die sich sein redliches Herz auf's innigste empörte. Doch was beginnen, um die Heucheley zu einem offenen Geständnisse zu bringen? wie ein Gemüth erweichen, das sich sichtbar schon im Schlechten verhärtet hatte? Die Aufgabe war schwer und schien selbst unmöglich zu lösen, denn weder äußere noch innere Hülfsmittel standen ihm ja hier zu Gebot.

„Gnädige Frau," sagte er nach einigem Nachdenken, „es sind Beweise in unsern Händen, daß nicht nur Euphemie Ihnen unbedingt und rücksichtslos ihr Vertrauen schenkte, sondern auch Lehren von Ihnen empfing, die dazu geeignet waren, sie zu einem solchen Schritte zu verleiten, und so können Sie es uns nicht verargen, wenn der Verdacht in uns immer mehr Stärke gewinnt, daß Sie, nur Sie uns die gewünschten Aufschlüsse zu geben vermögen, denn hier, in Ihrem Hause muß Euphemie die Bekanntschaft ihres Verführers gemacht, hier ihn öfterer gesehen haben, und Ihrem Scharfblick kann ein solches Verhältniß nicht entgangen seyn. Wer ist denn dieser Schändliche? wo weilt er? wo hat er seinen Raub verborgen? Es steht ein Mann vor Ihnen, der Antwort auf diese Fragen fordert, ein Mann, der zu dem Aeussersten entschlossen ist, um sie Ihnen abzuzwingen."

Er war bey diesen Worten aufgestanden und hatte sich vor sie hingestellt, sie mit durchbohrenden Blicken ansehend. Sein Auge funkelte, seine Wangen glühten, seine ganze, jugendlich schöne Gestalt hatte etwas so Imponirendes angenommen, daß die Schuldige den Blick nicht zu ihm zu erheben wagte.

„Mein Herr," sagte sie endlich nach einer ziemlich langen Pause, in der sie sich zu fassen gesucht hatte, „Sie reden in einem Tone zu mir, wie ich ihn weder zu hören gewohnt, noch zu dulden geneigt bin. Was kann Sie berechtigen, eine Frau zu kränken und durch leere, auf Nichts gegründete entehrende Vermuthungen zu beleidigen, die Sie durchaus nicht kennen? Weshalb soll denn gerade ich die Mitwisserin, ja vielleicht sogar die Mitbeförderin,

einer Handlung seyn, die den Stempel der Verworfenheit an sich trägt? und seit wann ist die Freundschaft verpflichtet, für das Thun und Lassen der Befreundeten einzustehn? Hat Euphemie denn keinen andern Umgang gehabt, als den in meinem Hause? und welches sind die Beweise, die, Ihrer Behauptung nach, gegen mich zeugen sollen?"

„Ihre eigenhändig geschriebenen Briefe, gnädige Frau," sagte er, ein Packet Schriften aus dem Busen ziehend und es ihr hinhaltend, „Briefe, die Ihrem Verstande zwar alle Ehre machen, aber auch zugleich redende Beweise einer laxen Moral sind."

Sie warf einen schnellen Blick auf die ihr hingehaltenen Schriften und erbleichte sichtbar; dann sagte sie nach einer Pause: „Es sind meine an Euphemie geschriebenen Briefe, ich kann es nicht läugnen und werde es nicht läugnen; aber wie, mein Herr, wenn sie nun nichts weiter wären, als Stylübungen, die ich mit dem jungen Mädchen zur Ausbildung desselben vorgenommen hätte? Euphemie, deren Verstande ich vertrauen durfte, deren Urtheilskraft ich zu schärfen suchte, mußte mir auf diese Briefe antworten, die darin aufgestellten freyen Grundsätze bekämpfen, was meist immer mit dem besten Erfolge geschah, und so glaube ich mir vielmehr ein Verdienst sowohl um den Verstand als um die Moral derselben erworben, als sie zu Grundsätzen und Ansichten verleitet zu haben, die nicht zu unserm Zeitalter passen, die sie in's Verderben geführt haben würden."

Robert verstummte vor dieser Frechheit, aber in allen seinen Zügen sprach sich deutlich die Verachtung aus, die er gegen diese Frau empfand; sie fuhr fort, ohne sich den

Anschein zu geben, als bemerke sie, was in seiner Seele vorging:

„Wenn ich mich wirklich schuldig fühlte, wenn ich auch nur entfernt Veranlassung zu dem von Euphemien gethanen unglücklichen Schritte gegeben hätte, würde ich mich wohl sogleich hier gestellt, mich freywillig dem tiefgekränkten Vater gegenüber gestellt haben? Das Laster ist furchtsam, die Schuld stets von ängstlicher Besorgniß der Entdeckung begleitet — so würde ich es nicht gewagt haben, mich hier zu zeigen, mich der gerechten Rache beleidigter Eltern darzubieten, wenn ich mich auch nur entfernt schuldig fühlte. Der Brief des Senators an meine Freundin, bey der ich mich zufällig aufhielt als er dort anlangte, sprach lebhaft das Verlangen aus, über einen wichtigen Gegenstand mit mir persönlich verhandeln zu wollen, und ohne einen Augenblick zu zögern, entschloß ich mich zur Rückreise; denn eine solche Aufmerksamkeit, ein solches freundliches Zuvorkommen, glaubte ich dem Vater meiner geliebten Euphemie, einem Greise schuldig zu seyn, der mich, die Fremde, gastfreundlich bey sich aufgenommen hatte."

„Ich frage Sie nun," fuhr sie nach einer Weile fort, während welcher sie seine Antwort erwartet zu haben schien, „ich appellire an ihren Verstand und Ihre Urtheilskraft, handelt so wohl die Schuld? deutet ein so freymüthiges, offenes Betragen wohl auf ein beflecktes Bewußtseyn?"

Was hätte Robert gegen diese Gründe einzuwenden haben können? was konnte er ihnen Haltbares entgegen setzen? Dennoch war er nicht überzeugt von der Unschuld dieser Frau, gegen die Alles in seinem Herzen sprach, deren

Benehmen so ganz gegen ihre Worte contrastirte. Weshalb war sie denn erschrocken bey der Nennung seines Namens? weshalb erbleichte sie so sichtbar, als er ihr ihre eigenhändig geschriebenen Briefe zeigte? warum bedurfte sie immer Zeit, um sich zu fassen, zur Antwort zu sammeln? Alles dieses sprach gegen sie, stempelte sie unwidersprechlich zu einer Schuldigen, während ihre Worte sie als die gekränkte, tiefbeleidigte Unschuld darzustellen suchten.

„Ich sehe, mein Herr," sagte sie, einen Ton annehmend, der ein tiefverletztes Gefühl verrathen sollte, „ich sehe, daß wir nicht dahin gelangen werden, einander zu verstehn und zu würdigen. Der gerechte Schmerz, den Sie über den Verlust einer liebenswürdigen Verlobten empfinden, verwirrt Ihr Urtheil und macht Sie ungerecht gegen mich, gegen die Sie einmal ein Vorurtheil gefaßt haben. Sie werden demselben entsagen, wenn Sie sehen, wie eifrig ich meine Bemühungen mit den Ihrigen und denen der unglücklichen Eltern vereinige, um die Verlorene zu ihrer Pflicht und in die Arme der Letztern zurückzuführen, und dieses fordert nicht nur die Freundschaft, die ich für Euphemie trotz ihrer Verirrung noch immer empfinde, sondern auch das lebhafte innere Verlangen von mir, nicht länger von Ihnen verkannt und ungerecht behandelt zu werden."

Sie machte ihm nach diesen Worten eine etwas stolze Verbeugung, die ihm ihren Wunsch deutlich genug zu erkennen gab, daß er sich jetzt entfernen möge, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als diesem Winke Folge zu leisten, so unbefriedigt er auch von dannen gehen mußte.

## Achtes Kapitel.

Robert an August.

Noch immer stehe ich auf dem alten Fleck, August, noch bin ich um nichts weiter, als ich war, da ich Dir zuletzt schrieb, und fast fängt das Spiel an, mich zu ermüden, mir im höchsten Grade widerwärtig zu werden.

Wären die unglücklichen Eltern Euphemiens nicht, deren einziger Trost, deren einzige Hoffnung ich jetzt bin, die ganz verzweifeln würden, wenn auch ich sie verließe, so wäre ich längst wieder fort von hier und schlüge mir die traurigste aller Brautfahrten aus dem Sinne.

Zuweilen komme ich mir wie Wielands Don Sylvio vor, der seine schöne Prinzessin Braut unter der Gestalt eines bunten, glänzenden Schmetterlings überall aufsucht und ihr durch Wald und Flur emsig nachläuft; was werde ich dann gewonnen haben, wenn ich nun wirklich so glücklich seyn sollte; sie zu finden? Könnte ich sie lieben? dürfte ich sie noch lieben? könnte ich ein entehrtes Mädchen zum Altare führen? — Sie mag schön wie die Göttin der Liebe seyn — und nach der Beschreibung Aller ist sie dies — und liebenswürdig wie ein Engel, für mich ist sie nichts mehr, darf sie nichts mehr seyn — so suche ich sie also nicht für mich, sondern für die unglücklichen Eltern. Wie aber muß ich vor den Leuten hier erscheinen, die jetzt schon längst Alles wissen, denen zum Theil auch bekannt ist, daß ich Euphemien zum Gatten bestimmt war? müssen sie mich nicht für sehr verächtlich halten, daß ich einem ent-

laufenen Mädchen so eifrig nachspüre? Können sie wissen, daß ich demselben längst, und auf immer, entsagt habe?

Sieh, das Alles quält und beunruhigt mich, und oft ist es mir, als stünde ich förmlich öffentlich am Pranger und hörte das Hohngelächter rund um mich her; troß dem vermag ich nicht zu gehn, aus den Dir oben angeführten Gründen.

Ich bin bey dieser Frau von Wallen gewesen, August — sie ist ganz so schön, als man sie mir beschrieben hat, ja schöner selbst noch. Der Wuchs und Anstand einer Juno, das Gesicht einer Hebe, Augen, deren feuriger Glanz selbst in die Brust eines Stoikers Leben und Wärme zu hauchen vermöchten — doch mich ließ sie kalt und leer, denn mit einem von der tiefsten Verachtung erfüllten Herzen kam ich zu ihr, und dieses Gefühl war, wo möglich, noch vermehrt, als ich sie wieder verließ. Zwar ist sie noch keine vollendete Heuchlerin, zwar fehlt es ihr noch an derjenigen Geschicklichkeit, Festigkeit und Gewandtheit im Bösen, durch die sich manche ihrer unglücklichen Schwestern, die schon länger die Laufbahn des Lasters betreten haben, mögen auszeichnen; zwar erröthete und erbleichte sie noch, als ich ihr offen meine Meinung und Ansicht über sie gestand; aber sie ist auf dem besten Wege, es bald so weit zu bringen, als man es nur immer auf dem Pfade sittlicher Verderbniß bringen kann.

Und unter diesen Händen befand sich Euphemie! von dieser Frau geleitet, wuchs sie auf, oder lebte doch wenigstens während einiger Jahre in einem täglichen Verkehr mit ihr! Wenn die Natur ihr auch eine Engelsseele verlieh, was kann von ihr unter diesen Umständen übrig

geblieben seyn? Verblendete Eltern, die ihr aus Schwäche gegen euer Kind dasselbe dem Verderben selbst in die Arme liefertet!

Da saß nun der Vater vom Morgen bis an den Abend an seinem Comptoirpulte, rechnete, sann und sorgte, wie er die Schätze vermehrte, die er seinem einzigen Kinde zu hinterlassen gedachte; da sorgte und richtete nun die sorgsame, fleißige Mutter alles ein, die die beste Hausfrau von der Welt ist, die noch jetzt, trotz des sie niederdrükkenden Grams ihr ganzes weitläuftiges Hauswesen wie am Schnürchen hält, und während sie sannen, sorgten und ordneten, wurde ihnen der köstlichste Schatz, die Moral ihres einzigen Kindes, von frevelnden Händen entwandt!

Ich schreibe Dir hier in Euphemiens Zimmer, in dem ich so gern weile, mit der von ihr geschnittenen Feder, auf ihrem Papier, und eine eigene Wehmuth ergreift mich, indem ich Dinge berühre, die sie früher berührt hat. Ich sitze vor eben dem Fenster, aus dem sie vermuthlich entfloh, denn man fand es am Morgen nach ihrer Flucht nur angelehnt; ihr Zimmer ist im untersten Stockwerk und geht in den Garten hinaus — so war es ihr leicht, sich der Wachsamkeit ihrer Eltern zu entziehen. — Wie mag sie gebebt haben, als sie den Fuß auf das Fenstergesimse setzte, welche Thränen mag sie an eben dieser Stelle vergossen haben! Unglückliche, stand Dir denn nichts warnend zur Seite, als Du diesen Schritt thatest? war Dein Genius entflohn und hielten nur finstre Dämonen Dich umkrallt?

Eine Stunde später.

Die Heuchlerin ist entlarvt — diese Wallen ist doch schuldig, weiß um Alles — ich habe für diese Behauptung

unwiderlegbare Beweise in Händen, und jetzt soll sie mir nicht entrinnen! Höre, wie es kam, daß ich zu dieser Entdeckung gelangte.

Ich sagte Dir zu Ende dieses Briefes, daß ich in Euphemiens Zimmer säße, um an Dich zu schreiben, daß ich mich sogar des von ihr zurückgelassenen Papiers dazu bediente. Der Bogen, den ich zuerst genommen hatte, war vollgeschrieben und ich suchte nach einem andern; ich hatte Papier in ihrem Schranke gesehen, zu dem der Schlüssel aufsteckte und eilte dahin, um mir einen neuen Bogen zu holen, auf dem ich fortfahren könnte.

Indem ich eine Lage des Postpapiers in die Hand nehme, fällt mir ein beschriebener Zettel daraus entgegen; ich hebe ihn auf und erkenne Euphemiens Schriftzüge, die ich aus Briefen kannte, die sie bey feyerlichen Gelegenheiten an ihre Eltern geschrieben hatte.

Die auf dem Zettel enthaltenen Zeilen waren an die Wallen gerichtet, denn sie führten die Aufschrift: „Meine geliebte Aurelie," und diesen Vornamen hat Frau von Wallen. Du kannst denken, daß meine Neugier jetzt zu sehr erregt war, als daß ich das Schreiben hätte ungelesen lassen können, und so fand ich denn, daß dies der Anfang eines unvollendet gelassenen und nicht abgesandten Briefes an die Verrätherin war; der Inhalt lautete, wie folgt:

„Meine geliebte Aurelie!"

„Ja, sie müssen enden, diese Kämpfe, es muß endlich ein entscheidender Schritt geschehen, denn täglich sehe ich den geliebten Mann tiefer versinken, täglich quält er sich und mich mehr mit den Zweifeln an meiner Liebe.

Er verlangt ein Opfer von mir, das ihm die vollste Bürgschaft für dieselbe leiste, er sagt mir, daß er ohne ein solches nicht an meine Liebe und gänzliche Hingebung glauben könne — eine Verrätherin hat ihn um seinen Glauben an Frauentreue und Frauenliebe betrogen; von mir erwartet er ihn zurück, und mit diesem das verlorene Glück seines Lebens — so sey es denn gebracht, Aurelie, was es mich auch kosten möge!

„'Alles für die Liebe!' ist Dein Wahlspruch — ja, Aurelie, Alles für die erhabene, allmächtige Göttin, die mit rosigtem Zepter die Welt regiert, die auch dem Schwächsten Kraft verleiht!

„Ich weiß, was ich ihm opfere, weiß, daß mein Auge die heißesten Thränen über den Schritt vergießen wird, den ich jetzt zu thun bereit bin; aber Er wird gerettet werden, von seinem Leben werden die finstern Dämonen weichen, er wird sich wieder glücklich fühlen, wieder an Frauenliebe und Frauentreue glauben — ihn werde ich versöhnt mit meinem Geschlechte und mit sich selbst sehen — ach! wie könnte ich da noch zaudern?

„Meine gänzliche Hingebung an ihn und seinen Willen wird sein Herz erweichen, ihn tief rühren; er wird selbst sagen: jetzt ist es genug, du hast jegliche Prüfung bestanden, Euphemie; die Wunden, welche verrätherische Liebe mir schlug, sie sind durch deine Liebe geheilt — jetzt komm, laß uns zu den Füßen deiner Eltern sinken und ihre Vergebung zu dem geschlossenen, auf ewig geschlossenen Bunde unsrer Herzen erflehen. Und sie werden uns ihn nicht verweigern, Aurelie, sie werden die schönste und glücklichste Stunde meines Lebens nicht durch ihre Vor-

würfe trüben, ja, sie werden mit Stolz auf den herrlichen Mann sehen, der jetzt unauflöslich sein Geschick an das ihres Kindes knüpfen will und dieses so glücklich zu machen verspricht, als es nur je auf Erden werden könnte!

„Ich weiß, daß meine Eltern andre Pläne und Absichten mit meiner Hand haben, weiß, daß ich dem Sohne eines Jugendfreundes meines Vaters zur Gattin bestimmt bin — doch welche Rechte kann dieser an mich haben, da ich ihm nie Treue gelobt, da ich ihn nie mit Augen gesehen? Wie, ich sollte mich an den Ungekannten, Ungeliebten wie eine Waare verhandeln lassen? ich sollte in ein Bündniß willigen, das mich für immer der Freyheit beraubte, ohne das Glück der Liebe dagegen einzutauschen? Ich müßte mich selbst verachten, Aurelie, wenn ich das könnte“ ....

Hier, August, endete das seltsame Schreiben, das mich, ich gestehe es Dir, zugleich mit Mitleid und Widerwillen gegen die Schreiberin erfüllt hat. Welche Verschrobenheit der Ansichten, mein Freund, welche leere Sophismen, welche bodenlose Schwärmerey!

Doch ist es mir willkommen, denn jetzt kann jene Wallen mir nicht mehr ausweichen; ich habe sie und sie soll mir Alles beichten; will sie nicht gutwillig, so werde ich sie dem Arm der Gerechtigkeit ausliefern, die hier einmal die für sie seltene Rolle der auch die geheimen Sünden rächenden Nemesis spielen soll. Nächstens mehr

von Deinem Robert.

## Neuntes Kapitel.

Seinem Vorsatze getreu, begab sich Robert sogleich zu der Wallen, und ohne sich anmelden zu lassen — denn er fürchtete von dem Diener abgewiesen zu werden — trat er in das ihm jetzt bereits wohlbekannte Zimmer derselben.

Sie war nicht allein, und sein unerwarteter Eintritt schien sie sichtbar zu erschrecken; ein Mann, der, wie es schien, in einer sehr vertraulichen Stellung neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte, sprang auf und eilte mit raschen Schritten in das anstoßende Cabinet, das er hinter sich zuschlug, augenscheinlich, um nicht gesehen zu werden.

„Ich störe wohl?“ sagte Robert, die im höchsten Grade Verlegene mit einem verächtlichen Lächeln betrachtend. „Doch, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „die Sache war zu dringend, als daß ich hätte anstehn dürfen, um jeden Preis zu Ihnen zu gelangen suchen.«

„In der That,“ entgegnete sie ihm, tief Athem schöpfend und mit der größesten Verlegenheit kämpfend, „in der That, mein Herr, bin ich es nicht gewohnt, in meinem eigenen Hause, ja in meinem Zimmer selbst, von Fremden überfallen zu werden; doch zur Sache, was führt Sie wieder zu mir? Sollten Sie in Hinsicht der Entflohenen vielleicht Entdeckungen gemacht haben und gekommen seyn, sie mir mitzutheilen?“

„Wohl habe ich Entdeckungen gemacht, und das sehr willkommene, die hoffentlich bald zu einem vollkommenen

Aufschlusse führen werden," sagte er, sie mit einem vernichtenden Blicke ansehend. „Freuen Sie sich mit mir, gnädige Frau," fuhr er in einem schneidenden Tone fort, „bald wird der Schleyer völlig gelüftet seyn, der auf dieser Begebenheit ruht, und Sie selbst, die Sie, wie ich aus Ihrem eigenen Munde vernahm, einen so großen und innigen Antheil an derselben nahmen, die Sie so lebhaft wünschen, Euphemie den Ihrigen zurückgegeben zu sehen, werden dazu behülflich seyn, die Sache zu beenden."

„Ich?" fragte sie erschrocken. „Ich kann Ihnen leider nur die traurige Nachricht mittheilen, daß alle meine Bemühungen bisher vergebens gewesen sind, daß ich auch nicht die geringste Spur von Euphemien zu entdecken vermochte; so wären Sie also glücklicher gewesen?"

„Durch die Gunst des Zufalls, ja," sagte er, ein Papier aus dem Busen ziehend und es ihr vor Augen haltend, ohne jedoch dasselbe aus den Händen zu lassen. „Erkennen Sie diese Schriftzüge, meine Gnädige?"

„Es sind die meiner entflohenen Freundin," rief sie überrascht, und nach dem Zettel greifend, den er jedoch zurückzog.

„Gut," nahm er wieder das Wort, mit Gewalt seinen Zorn zurückkämpfend; „nehmen Sie Platz, gnädige Frau, und erlauben mir, dasselbe zu thun; ich werde mir die Freyheit nehmen, Ihnen den Inhalt dieser Zeilen vorzulesen, und Sie werden nach Anhörung derselben nicht umhin können, mir einzugestehn, daß Sie wenigstens einiges Licht über die eben so seltsame als traurige Begebenheit verbreiten."

Sie setzte sich jetzt auf das Sopha: eine Todtenblässe hatte ihr Gesicht überzogen, ihre Glieder bebten, der schöne Mund verzog sich krampfhaft. Robert weidete sich sichtbar einige Augenblicke an ihrem Zustande, dann sagte er mit einem feinen, satyrischen Lächeln:

„Sie haben Ihre Rolle noch nicht vollkommen inne, gnädige Frau, und fallen noch zu oft aus derselben; eine ächte, vollendete Schauspielerin darf sich niemals von ihren Gefühlen überraschen lassen; sondern muß dieselben, so wie sich selbst, stets vollkommen zu beherrschen wissen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie mit fast athemloser Brust; „doch schimmert aus jedem Ihrer Worte die Absicht hervor, mich beleidigen zu wollen; dieses Bestreben, mein Herr, einem schwachen, hülflosen Weibe gegenüber, verzeihen Sie, verräth wenig ritterliche Gesinnungen.“

„Mag seyn,“ entgegnete er ihr kalt; „doch ist die Ritterlichkeit bey uns Männern auch nur achtungswürdigen Frauen gegenüber an ihrem rechten Platze. Aber genug der Wortfechtereyen, die uns nicht zum Ziele führen; genehmigen Sie, dem Inhalte dieser an Sie gerichteten Zeilen Ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken.“

Er las ihr jetzt mit erhobener Stimme den angefangenen Brief Euphemiens vor, stand dann auf, faltete das Blatt zusammen, steckte es wieder ein und sagte, indem er sich kalt gegen sie verbeugte:

„Was haben Sie auf diese Anklage gegen Sie zu antworten, gnädige Frau? und darf ich jetzt nicht Wahrheit, ein vollständiges und offenes Geständniß von Ihnen fordern? Sollten Sie es aber doch noch verweigern, so werde ich andre Mittel ergreifen müssen, um es von Ihnen

zu erzwingen; doch rathe ich Ihnen nicht, es dahin kommen zu lassen, denn bey dem Ewigen sey es geschworen, ich bin zu dem Aeußersten entschlossen, um eine Heuchlerin zu entlarven und mir Licht in dieser Angelegenheit zu verschaffen!“

Sie war wie vernichtet und vermochte ihm lange nicht zu antworten; hätte er sie nicht so unsäglich gehaßt und verachtet, so würde ihr Zustand ihm haben Mitleid einflößen müssen; so aber kannte sein Herz kein Erbarmen mit ihr, und wie eine rächende Gottheit, fest den vernichtenden Blick auf sie heftend, stand er vor ihr.

„Werden Sie endlich reden?“ fragte er nach einer ziemlich langen Pause; „werden Sie mir jetzt Alles gestehn?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Cabinets hinter ihm — er hatte des Fremden völlig vergessen, der bey seinem Eintritt in dasselbe geschlüpft war — und eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme sagte:

„Du scheinst hier Comödie, oder wohl gar Tragödie spielen zu wollen, Robert; so erlaube mir, die dritte Person in Deinem Drama abzugeben.“

„Friedrich! Du?! rief Robert überrascht, indem er sich nach dem Sprechenden umdrehte.

„Ja, ich,“ entgegnete ihm dieser kalt, indem er sich seiner Umarmung entzog. „Ich scheine eben zur rechten Zeit hier zu seyn, um Deinem unartigen Betragen gegen diese Dame Schranken zu setzen. Wisse also, daß sie unter meinem Schutze steht und daß ich fest entschlossen bin, jede Ungebühr zu rächen, die man gegen sie sich zu Schulden kommen lassen möchte. Entfernen Sie sich, Aurelie,“

sagte er, sich zu der Wallen wendend, die bleich und zitternd dastand; „ich nehme es auf mich, diesem Hitzkopf zur Raison zu bringen.«

„Ich werde es nicht dulden, daß sie sich entfernt, bevor sie mir nicht Rede gestanden hat," rief Robert, indem er sich zwischen Aurelie und die Thür stellte; „nicht wieder soll sie mir entschlüpfen, die glatte, gleißnerische Schlange!"

„Weißt Du auch was Du wagst, indem Du eine Bewohnerin dieser Stadt in ihrem eigenen Hause beleidigst?" sagte der Baron, indem er rasch zur Klingel eilte und diese anzog.

Sogleich stürzte der Bediente der Frau von Wallen in's Zimmer und fragte ängstlich nach den Befehlen seiner Gebieterin.

„Was soll das?" fragte Robert, indem er Friedrich verwirrt und erschrocken ansah.

„Dich belehren, daß Du hier nicht der Stärkere bist," entgegnete ihm dieser ruhig. „Jetzt entfernen Sie sich, gnädige Frau, wir werden diesen Rasenden zurückzuhalten wissen, der schonungslos das Gastrecht mit Füßen tritt und Sie in Ihrem eigenen Hause zu mißhandeln wagt."

Aurelie benutzte diesen Wink und entschlüpfte rasch durch die Thür. Robert, außer sich gebracht, wollte ihr nachstürzen, aber Friedrich und der Bediente hielten ihn fest und zogen ihn mit Gewalt in das Cabinet, dessen Thür sie hinter ihm zuschlossen.

„Jetzt wirst Du Zeit haben, Dich zu besinnen, Knabe!" rief ihm der Baron durch die geschlossene Thür zu. „Ich

lasse Dir eine halbe Stunde Zeit, und solltest Du dann noch nicht vernünftigen Vorstellungen Gehör gegeben haben, so werde ich Mittel und Wege zu finden wissen, Dich noch ärger zu züchtigen. Jeder Bewohner dieser Stadt lebt unter dem heilsamen Schutze der Gesetze; für Ruhestörer gibt es eine Polizey und die Hauptwache; willst Du es zu diesem Aeußersten kommen lassen, so habe ich nichts dagegen."

„Ich werde Dich wegen dieser Behandlung zur strengsten, blutigsten Rechenschaft zu ziehen wissen!" rief Robert außer sich, indem er einen Versuch machte, die Thür zu sprengen, die aber zu stark und zu fest im Schlosse war, als daß ihm dieses hätte gelingen können.

„Sorge nicht, ich werde mich Dir stellen, wann und wo Du willst," antwortete ihm der Baron, noch immer seine vorige Kaltblütigkeit bewahrend.

Robert antwortete ihm nicht, denn die Wuth, der gerechte Zorn beraubte ihn der Sprache. Er hörte, wie Friedrich und der Bediente das Zimmer verließen, und warf sich erschöpft auf ein im Cabinet befindliches Sopha, um zu überlegen, was er beginnen solle, um sich dieser schmählichen Gefangenschaft zu entziehen. Dann eilte er an das Fenster, in der Hoffnung, durch dieses vielleicht entfliehen zu können; aber er würde einen solchen Versuch mit dem Leben haben büßen müssen, denn die Zimmer lagen im zweyten Stockwerk und gingen in einen kleinen Steinhof hinaus, der ringsum von hohen Waarenböden, hier Speicher genannt, eingefaßt war, so daß er auch an der Möglichkeit verzweifeln mußte, Jemand durch seinen

Ruf zur Hülfe herbeyzuführen. So blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu ergeben und das Ende seiner schmählichen Haft abzuwarten.

---

## Zehntes Kapitel.

Es dunkelte schon lange, als er den Schlüssel im Schlosse seines Gefängnisses umdrehen hörte und bald fiel ein Lichtschein durch die geöffnete Thür.

„Bist Du jetzt ruhiger und geneigt, mich anzuhören?" sagte der Baron, der mit einem Lichte zu ihm eintrat.

Robert antwortete ihm nicht, denn der finsterste Haß gegen den einst so zärtlich geliebten Freund erfüllte sein Herz.

„Jetzt erzähle mir," fuhr Friedrich fort, ohne seinen Zorn bemerken zu wollen, „erzähle mir, was es zwischen Dir und der Frau von Wallen eigentlich gab?"

„Wie, Du könntest mir einbilden wollen, daß Dir das nicht bekannt wäre?" antwortete ihm Robert. „Friedrich," fuhr er erweichter fort, „Friedrich, wie finde ich Dich wieder! In welchem Zustande von moralischer Versunkenheit muß ich den Mann erblicken, der einst der Leitstern, das Ideal meiner Jugend war! Du der Beschützer, der Freund dieses Weibes, der Hehlerin, der Mitbeförderin einer Schandthat, die eine der achtungswürdigsten Familien dieser Stadt in die tiefste Trauer gestürzt hat?"

„Ich weiß von diesem Allen nichts," entgegnete ihm der Baron kalt und gefaßt; „ich hörte nur, wie Du Dich

gegen eine Frau vergingst, die vor der Welt als achtungswürdig dasteht, auf deren Ruf kein Flecken haftet, und als Mann konnte, durfte ich eine solche Unbill gegen das schwächere Geschlecht, von einem Manne begangen, nicht dulden; das ist ganz einfach die Geschichte dieser Stunden."

„Achtungswürdig nennst Du eine Frau, die einen Mann in ihrem Cabinet verbergen konnte, als sie sich von einem Dritten überrascht sah?"

„Das war nicht Aureliens Schuld, sondern die meinige," entgegnete ihm Friedrich mit Ruhe. „Sie konnte es gern zugeben, daß man mich bey ihr anträfe; aber mir war daran gelegen, hier nicht erkannt, entdeckt zu werden, und so war ich es, der ohne ihr Zuthun die Flucht ergriff, sobald ich nahende Tritte hörte."

„Und was konnte Dich vermögen, Dich hier verborgen halten zu wollen, Friedrich?"

„Du mußt fühlen, daß diese Frage indiscret ist," entgegnete ihm dieser mit Stolz! „ich glaube Niemanden über mein Thun und Lassen Rechenschaft geben zu müssen, und so auch Dir nicht."

„Ja, es ist Alles, Alles anders zwischen uns geworden, Friedrich, und als Feind, als Gegner muß ich Dir jetzt gegenüber stehen, den ich einst so zärtlich liebte, von dem ich mich geliebt wähnte! Oder glaubst Du, ich könne die von Dir erfahrene Beleidigung ungerächt hingehen lassen?"

„Es ist dies auch nicht nöthig," sagte der Baron schneidend kalt; „ich stehe Dir zu Befehl, heute, morgen, wann Du willst."

„Morgen also, denn jetzt muß ich mit der Wallen

sprechen, muß erst eine Angelegenheit in Ordnung bringen, die mir schwer auf dem Herzen liegt, und wie es jetzt auch zwischen uns steht, Friedrich, so habe ich doch das Vertrauen noch zu Deinem Herzen, daß Du mir zu derselben Deine Hand hülfreich bieten wirst. Lies hier diese Zeilen — sie sind von der Hand jenes unglücklichen Mädchens, das, um einem Verführer zu folgen, das Haus sie zärtlich liebender Eltern verließ; sie sind an Aurelien gerichtet, deren Mitwissenschaft aus jedem Worte klar hervorleuchtet. Nachdem Du sie gelesen, wirst Du meinen gerechten Zorn begreifen, meine tiefe, unauslöschliche Verachtung gegen ein Weib, das die Rolle der Verführerin unschuldiger, erfahrungsloser Jugend spielte."

Friedrich hatte den Zettel ergriffen, den Robert ihm hinreichte und las ihn mit angestrengter Aufmerksamkeit; seine Hand zitterte, in der er das Blatt hielt, seine Züge veränderten sich sichtbar, aber von Robert wurde dies nicht bemerkt, weil er, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster stand und, seinen Gefühlen sich ungestört überlassend, in die Nacht hinausschaute.

Endlich wendete er sich nach dem Baron um, und erblickte diesen, wie er mit zusammengesunkener Gestalt, die Augen noch immer starr auf das Papier gerichtet, da saß.

„Was ist Dir?" fragte ihn Robert ängstlich besorgt, so wie er den unglücklichen Freund in diesem seltsamen Zustande erblickte.

Friedrich fuhr wie aus einem schweren Traume empor, sah ihn starr an und sagte dann: „Ja, das ist reine, rücksichtslose, ganz sich hingebende Liebe! das ist das Götter-

kind, das ich auf Erden, unter diesem treulosen, verrätherischen Geschlechte nicht mehr anzutreffen hoffte!"

„Wie, Du könntest die Handlungsweise dieses unglücklichen verblendeten Mädchens billigen?"

„Billigen?" rief Friedrich aufstehend und ihn mit leuchtenden Augen betrachtend; „billigen bloß? Anbeten muß ich sie, die dem Geliebten solche Opfer zu bringen vermochte, die ihr Herz allen andern Gefühlen verschloß, um es ausschließlich zum Altare einer solchen Liebe zu weihen! Versöhnt hat diese Eine mich mit dem Leben, mit der Welt, mit mir selbst, indem sie mir die Ueberzeugung gab, daß noch reine Opfer im Tempel der Liebe dargebracht werden."

„Ich weiß," fuhr er nach einer Pause, während welcher Robert ihn mit Erstaunen betrachtet hatte, fort, „daß sie Dir zur Gattin bestimmt war; Du selbst sandtest mich früher einmal an sie ab, um Dir Bericht über sie abzustatten. Damals war sie erst fünfzehn Jahr alt; die süße Rose ruhte noch halb als Knospe verhüllt unter dem Schutze der Blätter, doch konnte der aufmerksame Beschauer schon die Fülle der Schönheit ahnen, zu der sich die duftende Blüthe dereinst entfalten würde. Jetzt hat sie sich entfaltet — und mein, mein muß sie werden, um mich für die unverdienten Qualen zu entschädigen, die ich bisher erlitt; ich kämpfe auf Tod und Leben mit Dir um ihren Besitz!"

Er eilte mit diesen Worten fort, ohne Roberts Antwort abzuwarten, der vor Erstaunen nicht zu Wort hatte kommen können.

„Der Wahnsinn hat ihn erfaßt," sagte er endlich, aus

seiner Betäubung erwachend. „Wie, mit mir will er um Euphemien kämpfen, mit mir, dem ich sie nie streitig machen würde, selbst wenn ich sie gefunden hätte? Sein Loos will er an das einer Entehrten knüpfen? die Liebe eines Mädchens hofft er zu erringen, das Vater und Mutter verließ, sich mit Schmach und Schande bedeckte, um einem geliebten Verführer zu folgen? Das wollte er, der früher so zart über Frauen-Ehre und Frauen-Tugend dachte? — Doch wie?" — ein Gedanke durchzuckte sein Herz und er stand einen Augenblick still.

„Ueber alles dieses soll sie mir Rechenschaft geben," fuhr er fort; „halte ich doch den aus diesem Labyrinthe leitenden Faden in Händen — er soll mir nicht wieder entschlüpfen!"

Er nahm das Licht und verließ das Cabinet, dessen Thür offen geblieben war; auch die der in dasselbe führenden Stube war nur angelehnt. Alles war todtenstill im Hause, und nur der Schall seiner eigenen Tritte widerhallte auf der breiten Treppe. Er klopfte an mehrere Thüren und öffnete sie, als ihn Niemand zum Eintreten einlud; alle waren finster und leer.

Endlich kam er in's Erdgeschoß und erblickte Licht in einem Zimmer; er klopfte auch hier an und eine weibliche Stimme rief „herein!"

Eine alte Frau, mit der Brille auf der Nase, saß vor einem großen aufgeschlagenen Buche, das Robert für eine Bibel erkannte, und sah ihn neugierig an, so wie er zu ihr eintrat.

„Wo finde ich Frau von Wallen?" fragte er sie; „ich habe nothwendig mit derselben zu sprechen."

„Da sind der Herr um zwey Stunden zu spät gekommen," entgegnete ihm die Alte, die Brille abnehmend und aufstehend. „Die gnädige Frau, welche hier nur zur Miethe wohnten — ich bin die Hüterin des Hauses, während meine Herrschaft sich auf dem Lande befindet — „haben Alles richtig gemacht und sind dann mit Sack und Pack davon gefahren. Es war eine liebe, gute gnädige Frau," fuhr sie geschwätzig fort, „und obgleich man in unsrer Stadt nicht eben viel von den Adlichen hält, so kann ich doch nicht mit Recht über sie klagen."

„Verdammt!" rief Robert unwillig, mit dem Fuße stampfend; „so ist sie mir doch entschlüpft! Doch, gute Frau, wißt Ihr nicht, wohin sie ihren Weg genommen hat?"

„Ich kann es just nicht sagen;" entgegnete ihm die Alte; „aber aus einem unsrer Thore wird sie wohl gefahren seyn, und weit weg, denn sie hatte Extrafuhr bestellt."

Es blieb Roberten jetzt nichts übrig, als sich weg zu begeben und zu Rodens zurückzukehren, um diesen, die gewiß schon ängstlich seiner harrten, das Vorgefallene mitzutheilen und mit ihnen gemeinsam zu überlegen, was jetzt geschehen müsse, um die Flüchtige einzuholen und zur Rechenschaft zu ziehen, denn von derselben war ja nun fast mit Gewißheit der vollständigste Aufschluß zu erwarten."

Indeß loderte sein Herz in dem gerechtesten Zorne gegen Friedrich auf, denn daß dieser die Flucht Aureliens befördert, wenigstens um dieselbe gewußt habe, schien ihm keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Deshalb also hatte er ihn so lange eingeschlossen gehalten? So war er ein

Helfershelfer dieser Frau, die Robert in tiefster Seele verachtete? Vielleicht fand noch gar ein andres Verhältniß zwischen beyden statt, vor dem sein Sittlichkeitsgefühl zurückbebte? ja, er konnte den ehemaligen, so inniggeliebten Freund in dessen ganzem gegenwärtigen Treiben und Wesen nicht wiedererkennen — nur die äußere Hülle schien von demselben geblieben und die große, schöne, erhabene Seele gänzlich aus derselben entwichen zu seyn!

Diese Betrachtungen und Gedanken beschäftigten ihn so sehr und so ausschließlich, daß er beynah auf seinem Wege nach dem Roden'schen Hause einen Mann umgerannt hätte, der ihm, gleichfalls in Nachdenken vertieft, eilig in entgegengesetzter Richtung um die Straßenecke entgegenkam.

„Verzeihung, mein geschätzter Herr Wertheim," sagte der Andere, indem er höflich den Hut abzog, „Verzeihung für meine Unvorsichtigkeit!"

„Sie, Herr Kirchenberg?" entgegnete ihm Robert; „bald wäre ich an Ihnen vorübergestreift, ohne Sie zu bemerken, und doch ist mir Ihre Gegenwart sehr erwünscht. Kommen Sie mit mir, ich habe mit Ihnen zu reden, Ihnen einige Aufträge zu geben; doch müssen Sie gleich kommen, denn die Sache hat Eile."

„Ihre Aufträge sind mir stets sehr willkommen," sagte der Kleine, eine sehr wichtige Miene annehmend und Roberten aus seiner Dose eine Prise Spaniol anbietend; „aber Sie werden mich für jetzt, das will sagen, für die nächste Stunde, gütigst entschuldigen, denn ich habe ein Geschäft, welches durchaus keinen Aufschub leidet. Sie kennen vielleicht Frau von Wallen?".... Er hielt hier

einen Augenblick inne und sah Robert von der Seite an, indem er eine Prise nahm.

„Wohl kenne ich diese Dame," entgegnete ihm der Befragte, indem er ihn gespannt ansah; „so sind also auch Sie mit derselben bekannt? vielleicht gar in Geschäftsverbindung?"

„Vertraut dürfen Sie sagen, geschätzter Herr, ihre rechte Hand, wenn Sie wollen, denn alle ihre Geschäfte gehen durch meine Hände, und ich darf behaupten, daß die Gnädige keinen Finger in kaltes Wasser steckt, ohne mich vorher deshalb gehörig consultirt zu haben. Nun, sie weiß, daß ihr auch Keiner besser und redlicher dienen würde als ich, und so ist dies Vertrauen nur eben so gerecht, als es schmeichelhaft für mich ist, und" — —

„Wenn Sie jetzt eben zu ihr wollen," fiel Robert ihm in die Rede, „so können Sie nur gleich mit mir kommen, denn ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Frau von Wallen vor mehreren Stunden schon die Stadt verlassen hat und verreist ist."

„Als ob ich das nicht wüßte, lieber Herr! als ob die gute Dame mir aus einer so wichtigen Angelegenheit, als es eine weite Reise ist, ein Geheimniß machen könnte!"

„So sind Sie auch davon bereits unterrichtet und wissen, wohin sie den Lauf ihrer Reise richtete?" fragte ihn Robert, indem er ihn forschend ansah.

„Auch damit kann ich dienen! Die Gnädige ist in's Bad gereist, wohin sie schon von Berlin aus wollte — Sie sehen, daß ich Alles weiß — nach Pyrmont, wohin sie schon voriges Jahr reisen wollte. Doch hatte sie nicht Geld genug zu der kostspieligen Reise und dem noch kost-

spieligern Aufenthalte dort. Ich soll ihr nun hinreichende Fonds nachsenden; sehen Sie, hier sind die Anweisungen von ihrer eignen Hand auf ein Banquierhaus, die ich eben einkassiren und ihr mit der heute abgehenden Post schicken wollte.“ Er zog bey diesen Worten sein Portefeuille hervor und zeigte Roberten die Anweisungen, die wirklich von Aureliens Hand geschrieben waren.

„Schon gut,“ sagte dieser, vergnügt über die höchst willkommene Entdeckung; „besorgen Sie erst ruhig Ihre Geschäfte und kommen dann morgen, wenn es Ihnen eben paßt, zu mir, denn meine Angelegenheiten haben jetzt noch Zeit.“ Er lüftete bey diesen Worten den Hut ein wenig und eilte dann mit raschen Schritten fort, dem Roden'schen Hause zu; Kirchenberg sah ihm mit einer triumphirenden, fast höhnischen Miene nach, schlug mit den Fingern ein Schnippchen und setzte dann langsam seinen Weg fort.

Robert war kaum im Hause des Senators angelangt, als er auch schon seinem Bedienten befahl, Postpferde zu bestellen und Alles zu einer schnellen Abreise in Stand zu setzen. Dann hatte er mit dem Senator und dessen Gattin eine ziemlich lange Unterredung und kaum war eine und eine halbe Stunde verflossen, so schwang er sich in den bereitstehenden leichten Reisewagen, begleitet von den Segenswünschen des unglücklichen Paares, dessen letzte Stütze und Hoffnung er ja nur war. Wohin das Ziel dieser schnellen Reise ging, werden meine Leser errathen, ohne daß ich nöthig habe, es erst zu sagen.

---

## Elftes Kapitel.

Robert reiste Tag und Nacht durch, sparte kein Geld und kam so rasch vorwärts; das reizende Pyrmont lag jetzt vor ihm, er hatte glücklich und ohne irgend ein Mißgeschick das schöne Städtchen erreicht.

Die Jahrszeit war günstig und so fast alle Häuser von Badegästen überfüllt; er fand nur mit Mühe ein Unterkommen in einem ziemlich schlechten Wirthshause; aber alles dieses war ihm jetzt im höchsten Grade gleichgültig, denn er hatte ja nur das Eine Ziel vor Augen, das, Aurelie aufzusuchen, diese zur Rechenschaft und zur Verantwortung zu zwingen. Aber vergebens waren alle seine Nachforschungen — die Wallen war weder in Pyrmont, noch traf sie während der drey Wochen, die er sich dort, gefoltert von der höchsten Ungeduld, aufhielt, daselbst ein. Jedes Haus wurde von ihm und seinem ziemlich schlauen Bedienten durchforscht, jede Promenade besucht; selbst die reizenden Umgegenden durchstreifte man vergebens und so entschloß er sich endlich, einsehend, daß Kirchenberg ihn absichtlich getäuscht und irre geführt habe, zur Rückkehr. Aber der Elende, den er jetzt mit im Complot glaubte, sollte seiner gerechten Rache nicht entgehen und so schrieb er vor seiner Abreise von dem Badeorte an den Senator und bat diesen, den Geschäftsmann festnehmen und auf das strengste verhören zu lassen; wenigstens mußte man ihm so das Geständniß von dem wahren Aufenthalte der Wallen abzwingen können, um den er gewiß wußte.

Nachdem er diese Maßregel getroffen hatte, machte er Anstalten zur Abreise; aber er wollte nicht direct nach Hamburg zurückkehren, sondern zuvor noch andre Brunnenörter besuchen, ob er vielleicht nicht dort eine Spur von Aurelien fände.

Mit Einbruch der Nacht kam er zu Nenndorf an und fand willige Aufnahme in einem guten Wirthshause. Indem er die Treppe desselben hinanstieg, kam ein langer schwarzgekleideter Mann dieselbe herunter; der volle Schein eines schon angezündeten Lichtes, welches die Treppe beleuchtete, fiel auf das bleiche Gesicht des Fremden; dieser, ohne auf den Ankommenden zu sehen, wollte rasch an ihm vorüber eilen, als Robert im höchsten Grade überrascht seinen Namen rief.

Er drehte sich jetzt zu dem Rufenden um, sah ihn einen Augenblick mit seinen dunklen Augen an und sagte dann:

„Gute Nacht, Robert, ich suche sie, wie Du, und mein Wagen steht vor der Thür; wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt es im Sprichwort."

„Wie, Friedrich, auch Du suchtest die Wallen?" fragte Robert ihn voll Erstaunen.

„Die Wallen? wer sagt denn das? Willst Du der Deine Aufwartung machen, so ist sie oben; ich komme eben von ihr. Doch glaube es mir auf mein Wort, guter Junge, sie weiß eben so wenig als Du und ich. Gehab Dich wohl, ich muß eilen!"

„Nein ich lasse Dich so nicht, Du finstrer Träumer," sagte Robert, ihn beym Arm erfassend; Du mußt mit mir, mußt mich zu ihr begleiten, sie zwingen, mir endlich Eu-

phemiens Aufenthalt zu entdecken, um den sie weiß, den wir nur von ihr erfahren können!"

„Wollte Gott, daß Du wahr redetest," entgegnete ihm Friedrich, sich von ihm losreißend; „wollte Gott, daß ich alles dieses träumte und zu einem schönen Glück erwachte, zu einem Glück, das ich Unseliger mit frecher Hand selbst zerstörte! Sie blühte so süß, die holde duftige Rose, sie blühte mir," fuhr er nach einer Pause mit dumpfer Stimme fort; „doch trat ich sie in den Staub, und mit ihr den letzten Rest von irdischer Glückseligkeit!"

Er fuhr sich mit diesen Worten über die in düstre Falten zusammengezogene Stirn, winkte dem Freunde mit der Hand ein Lebewohl zu und eilte rasch die Stufen vollends hinunter, in den unten bereit stehenden und mit vier raschen Braunen bespannten Reisewagen, der schnell mit ihm davon fuhr.

Kaum war er einige Schritte gefahren, so bemerkte er, daß er sich nicht allein befände; eine weiße Gestalt richtete sich in der Wagenecke empor und eine warme, zitternde Hand ergriff die seinige. Er bebte schaudernd vor dieser unerwarteten Berührung zurück, und schon wollte er dem Kutscher zurufen, zu halten, als eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme zu ihm sagte:

„Mache kein Aufsehen, Friedrich, ich bin es; die Furcht vor dem jungen Brausekopf trieb mich aufs Neue zur Flucht an."

„Wie, Du hier, Octavie?" sagte er, ihr unwillig seine Hand entziehend.

„Ich hörte Dich auf der Treppe, an die ich Dich begleitet hatte, mit ihm sprechen, erkannte sogleich seine

Stimme wieder, hörte, wie Du ihn an mich verwiesest, und verließ augenblicklich das Haus, welches, wie Du weißt, zwey Eingänge und eine doppelte Treppe hat. Dein Wagen stand bereit und ich schlüpfte in denselben, einen Augenblick bevor Du selbst anlangtest."

„So willst Du mich also jetzt begleiten?" fragte er finster und unmuthig.

„Nur bis zur nächsten Station, wohin ich meinen Diener, auf den ich mich verlassen kann, mit meinen Sachen bestellt habe; ich falle Dir dann nicht länger lästig, Friedrich."

Dieser antwortete ihr nicht und drückte sich schweigend in die Wagenecke, sich seinen dunklen Gefühlen und Vorstellungen, ohne Rücksicht auf seine Begleiterin zu nehmen, ungestört überlassend.

Robert war indeß die Treppe vollends hinauf geeilt und fragte, ohne länger zu zögern, sogleich den aufwartenden Diener des Hauses nach Frau von Wallen. Dieser zeigte ihm ein großes Zimmer und bat ihn, wenn er die Dame zu sprechen wünsche, nur dort einzutreten, wo er sicher ihren Bedienten finden würde, um ihn anzumelden. Wirklich stand Jean, mit einem Lichte in der Hand, gleichsam auf ihn wartend, auch hier, bedauerte aber, daß die gnädige Frau erst vor wenigen Augenblicken zum Besuch ausgegangen sey, aber sicher in einer Stunde zurückkehren werde.

„So werde ich sie hier erwarten," sagte Robert, indem er einen Stuhl ergriff und sich auf denselben niedersetzte. Jean stellte höflich, und anscheinend ohne alle Unruhe, ein Licht vor ihn hin, fragte, ob er ihm einige Er-

frischungen besorgen solle, und begab sich dann, als er eine verneinende Antwort erhielt, in ein anstoßendes Zimmer, von wo er nicht wieder zurückkehrte.

Die Minuten dehnten sich hier dem harrenden Robert zu Stunden aus, und immer erschien Aurelie noch nicht. Sein Diener kam und fragte ihn, ob er sich nicht in die für ihn bereiteten Zimmer begeben wolle, erhielt aber Befehl, dort Alles in Ordnung zu bringen und auf ihn zu warten.

Endlich war eine ganze Stunde verflossen; Robert stand auf und klopfte an die Thür des Cabinets, in dem sich nichts regte; jetzt öffnete er sie voll Ungeduld — das Cabinet war leer! Ein Bett, welches darin stand, gab ihm die Ueberzeugung, daß er sich im Schlafzimmer der Wallen befinde, aber zugleich zeigte sich auch seinen Blicken eine zweyte Thür, die, als er sie öffnete, in einen Corridor hinausführte.

„Sie ist mir wieder entschlüpft!“ rief er im höchsten Tone des Unmuths, indem er in den langen Gang hinaustrat. Ein Aufwärter trat ihm entgegen und fragte nach seinen Befehlen.

„Sind dies die Zimmer der Frau von Wallen?“ fragte er, auf das Cabinet zeigend.

„Sie waren es, gnädiger Herr,“ antwortete ihm der Aufwärter. „Die Dame ist schon vor einer guten Stunde weggereist und ihr Diener ihr vor einer halben Stunde mit dem Gepäck gefolgt, nachdem er Alles richtig gemacht hatte; wohin sie gereist sind, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, wenn Ihnen etwa daran gelegen seyn sollte, sie noch einzuholen.“

„Dieser Dukaten ist Euer," sagte Robert, indem er ihm das Goldstück zeigte, „wenn Ihr mir innerhalb einer Stunde sichre Kunde verschaffen könnt, wohin sie ihren Weg genommen haben. Am leichtesten wird dieses auf der Post oder bey den hiesigen Fuhrleuten zu erfahren seyn, denn zu Fuße werden sie doch nicht den Weg angetreten haben."

„Ich kann Ihnen wirklich nichts darüber sagen, gnädiger Herr," entgegnete ihm der Aufwärter; „doch fürchte ich, daß wir einen schweren Stand haben werden, da jetzt fast stündlich Wagen mit Gästen von allen Gegenden ankommen und stündlich wieder welche abgehn, die dann gern Reisende mit zurücknehmen; doch verspreche ich Ihnen, mein Möglichstes thun zu wollen. Befehlen Sie auch noch sonst etwas?"

„Ihr findet mich in einer Stunde in Nummer 4, welches man mir zum Wohnzimmer angewiesen hat," sagte Robert; „wir wollen sehen, wer glücklicher in dieser Zeit in seinen Nachforschungen gewesen ist, Ihr oder ich."

Mit diesen Worten entfernte er sich und stieg eben jene zweyte Treppe hinab, über die auch die Wallen die Flucht ergriffen hatte.

Auf dem weiten Vorhofe standen mehrere Männer und Frauen, die den ankommenden Reisenden ihre Dienste zur Abladung des Gepäcks und zu andern kleinen Geschäften, gegen eine geringe Vergütung, anzubieten pflegen, und eins von diesen geschäftigen Geschöpfen, ein junger rüstiger Bursche, wurde leicht von Roberten gewonnen, ihn zur Post und zu allen Orten zu führen, wo die an-

kommenden und abfahrenden Fuhrleute sich aufzuhalten pflegten.

Er schien jetzt mehr als früher vom Glück begünstigt zu werden, denn in einer elenden Schenke, die von Kutschern wimmelte, sagte man ihm, daß ein einzelner Mann, dem Anscheine nach ein Bedienter, vor einer halben Stunde mit einem leer zurückfahrenden Wagen nach Oldendorf abgefahren sey; er habe verschiedenes Gepäck, welches von zwey Männern getragen wurde, bey sich gehabt, und schiene sehr große Eile gehabt zu haben.

Robert beschrieb dem Wirthe, der ein freundlicher, geschwätziger Alter war, den Diener der Wallen, so wie die Livree desselben, und hatte das Vergnügen, zu hören, daß diese Beschreibung genau mit dem Abgereißten übereinstimme.

„Jetzt treibt mir Pferde, rasche, muntre Pferde, und sobald als irgend möglich, auf," wandte er sich an seinen bisherigen Führer; „je schneller Ihr mich bedient, je größer soll Eure Belohnung seyn. Ihr wißt mich ja zu finden, in Nummero 4 im goldenen Falken."

„Sie sollen trefflich bedient werden, gnädiger Herr," sagte der Bursche, indem er sich nach der andern Seite entfernte, und wirklich saß auch Robert schon nach einer Stunde in seinem mit vier muthigen Pferden bespannten Wagen, der rasch mit ihm davon flog.

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

# Der alte Baum und der Gärtner.

(Nach dem Französischen.)

Des Gartens Stolz, ein hoher Birnbaum, der
So manches Jahr die schönste Frucht getragen,
Ward alt (dies ist das allgemeine Loos!)
Und unfruchtbar. Der Gärtner, unerkenntlich,
Wie Viele, kommt des Morgens mit der Axt,
Und will den fällen, der ihm nutzlos worden.
Schon führt er einen Hieb, da klagt der Baum:
„O ehre doch mein hohes Alter! Haben
Nicht meine Aeste Dich so lang versorgt?
Mir naht der Tod ja ohnehin; bald endet
Mein Seyn: ach! morde nicht den Sterbenden,
Und denke seiner Wohlthat!" — „Mit Bedauern
(Versetzt der Gärtner) muß ich ab Dich hau'n;
Denn nöthig ist das Brennholz mir." Alsbald
Tönt aus der Zweige grünem Laub ein Chor
Melod'scher Nachtigallen: „Schone (fleh'n
Die Sänger) ihn, der eine Wohnstatt uns
Allhier gewährt! Oft ruht Dein junges Weib
An diesem Baume nach des Tages Müh'n,
Und freut im Abendroth sich uns'rer Lieder." —
Doch lachend scheucht der Gärtner alle, schwingt
Sein Beil, und husch! entfliegt dem hohlen Stamm
Ein Schwarm von Bienen: „Halt, Unmenschlicher!
(So rufen sie) Wenn diesen Zufluchtsort
Du uns nicht raubst, verleihen jeden Tag
Wir süßen Honig Dir; Du trägst die Waben
Zur Stadt, und theuer sind sie dort bezahlt.
Rührt dies auch nicht Dein Herz?" — „Ach! Bis zum Weinen!

(Sagt der Habgierige) Wohl ist es wahr,
Dem armen Baume dank' ich viel des Guten.
Mein liebes Weib horcht gerne dem Gesang
Der Vögel hier; das ist mir schon genug:
Sie mögen immerfort in Ruhe singen!
Doch Euch gefällt es, meinen Wohlstand noch
Zu mehren, darum sey für Euch besä't
Mit schönen Blumen rings der Wiesenplan!"
So sprechend, seines Lohns gewiß und froh,
Geht er, und läßt den alten Birnbaum leben. —

Man rechne sicher auf die Dankbarkeit,
Sobald dem Eigennutz gefröhnet wird!

K. Geib.

---

## Stanzen.

An meinen Sohn. (Bey der Uebersendung einiger Pflanzen.)

1826.

Dem Gärtner, der so Zimmer sich als Garten
Gern mit der Flora schönen Kindern schmückt,
Und den sein Fleiß, der Holden treu zu warten,
Weil Mühe stets die Mühe lohnt, beglückt; —
Des Vaters Hand ist's, die ihm diese zarten
Dem heißen Süd entsproßnen Blumen schickt,
Und gleichen Fleiß auch ihnen oft zu schenken,
Und treu dabey des Gebers zu gedenken.

Noch andre Pflanzen fordern Deine Mühen,
Ein andrer Garten Deinen Fleiß, o Sohn,
Für Sitt' und Kunst die Jugend zu erziehen,
Und für das Heiligste, Religion;
O mögen sie, wie Deine Blumen blühen,
Und Früchte bringen Dir zum schönsten Lohn.
Du wirst auch hier nicht Fleiß nicht Sorge sparen
Und so des Gärtners reinstes Glück erfahren.

Conz.

---

Sieh' doch die schönen Blumen!
Hier Krokus, hier Violen,
Narzissen dort und milde
Vergißmeinnicht! Wer pflücket
Die meisten wohl auf morgen
Zu Deinem Wonnefeste?" —
Die holde Göttin lächelt,
Und spricht: „So laß uns pflücken!" —
Weit schneller doch ist Amor,
Und freut sich schon des Sieges,
Als Phyllis kommt, die Schönste
Der Hirtinnen, vom Busche,
Wo scherzend sie mit Damon,
Dem treuen Schäfer, weilte.
Sie hilft Cytheren sammeln,
Und Amor bleibt zurücke:
Er stampft voll Zorn die Erde,
Und ruft: „Du sollst es büßen!"
Da plötzlich wird verwandelt
Die anmuthreiche Phyllis
In eine weiße Taube.
Der arme Damon klaget,
Und fleht: o Göttin, scheide
Mich nie von meiner Trauten!"
Mitleidig spricht Cythere:
„Dem schlimmen Sohn zum Trotze
Gesell' ich hier der Unschuld
Und Treu' erwählte Farben!"
Da plötzlich wird verwandelt
Der liebevolle Damon
In einen blauen Tauber:
Das frohe Paar durchflattert
Die Luft; es fliegt auf Ulmen,
Und schnäbelt sich so zärtlich,
Und zieht, vereint auf immer,
Cytherens gold'nen Wagen.

K. Geib.

---


Die
Französische
Ritterschaft
von
Frau Amable
Tastu.
Uebersetzt
von
Carl Geib.

# Das Französische Ritterthum.

Von

## Frau Amable Tastu, geb. Voïart.

Aus dem Französischen übersetzt von Karl Geib.

### Vorerinnerung des Originals.

Aus Furcht, einem Werke von wenigem Belang ein wissenschaftliches Ansehn zu geben, wollte ich nicht auf jeder Seite die Schriftsteller anführen, aus welchen ich die mir nothwendigen Belege geschöpft habe. Es sey mir genug, sie hier denjenigen meiner Leser zu nennen, deren Neugier etwa die darin herrschende Genauigkeit zu bewahrheiten sucht. Man wird leicht erkennen, was ich den trefflichen Denkwürdigkeiten des La Curne de Sainte-Palaye verdanke. Der Pater Menétrier, der P. Daniel, und Herr von Roquefort, haben mir den übrigen Stoff geliefert.

Zudem konnte ich nichts Besseres thun, als aus der allgemeinen Sammlung der die Geschichte Frankreichs betreffenden Denkwürdigkeiten zu schöpfen, und habe auch manchmal die Ausdrücke des berühmten Schriftstellers, von dem wir den Geist des Christenthums besitzen, entlehnt.*)

Zum Verständniß einiger veralteten Worte, die den Leser verweilen könnten, gab ich am Schluß ein kleines Wortregister der romanischen Sprache. Hat dieses Büchlein Erfolg, (welches ich mir aber noch nicht zu schmeicheln wage,) so sind bereits manche Materialien zu dessen Fortsetzung gesammelt. Die Troubadours würden dann das Französische Ritterthum ergänzen, und ich würde, nach dem nämlichen Plan, die glänzendsten und berühmtesten Epochen des Ritterthums bey verschiedenen Nationen aufeinander folgen lassen.

*) Chateaubriand.

# Vorbericht des Uebersetzers.

Manche herrliche Tugenden und Gefühle, welche die jetzige Zeit noch hegt, stammen aus dem sogenannten Mittelalter, und unverkennbar ist der Einfluß seines Geistes auf die sittliche Bildung der Neueren. Ehre, Liebe und Glaube sind das Eigenthum jeder edlen Seele. Das Ritterthum hat die zarte Huldigung gegen die Frauen, den Muth in Gefahren, den Schutz der Unterdrückten, und unverbrüchliche Treue in Wort und That, mit Andacht und Gottesfurcht im Bunde, als unabänderliche Grundsätze aufgenommen und den Sinn dafür noch höher gesteigert. Ich erwähne nicht die Mißbräuche, welche man demselben Schuld gibt; sie lagen nicht im Geiste des Instituts, sondern in den Verhältnissen der Zeit. Das Ritterthum im engern Sinne des Worts ist rein-Germanischen Ursprungs; denn es ist hinlänglisch historisch erwiesen, daß seine Elemente sich bey unsern Altvordern schon vor Einführung des Christenthums fanden, woher es sich, als letzteres dazu trat, später entwickelte. Dies geschah zuerst bey den Franken unter Karl dem Großen, ja bereits vor demselben, und sehr viel wirkten in der Folge die Normannen, welche, aus dem Scandinavischen Norden kommend, sich hauptsächlich an der nördlichen Küste Frankreichs, und dann auch in südlicheren Landen, festsetzten, auf den ritterlichen Geist durch ihren kühnen Hang zu Abentheuern und ihren poetischen Sinn, wo dann auch von ihnen manche Heldensagen der neuen Heimath, gleich denen ihres Stammlandes, dichterisch ausgebildet wurden. Es ist also nicht zu läugnen, daß das Ritterthum in Frankreich zuerst seine wahre Gestalt erhielt und

den Rittern anderer Nationen zum Muster diente, was besonders in den Kreuzzügen geschah, durch welche diese Gestalt erst recht vervollkommnet ward. Es wurde unter den übrigen Völkern im nämlichen Sinne geübt, und trug nur bey jedem die eigenthümliche Farbe des Klima's und Nationalcharacters. Die Normannen brachten als Eroberer seinen ächten Geist nach England, wo er mit der schlicht-Germanischen Weise der Angelsachsen zusammentraf; den Deutschen gefiel besonders das freye Burgleben in der schönen, frischen Natur ihrer Höhen und Wälder; in den heitern Gegenden des südlichen Frankreichs und Cataloniens verband sich ein harmlos-idyllisches Wesen mit Ritterthum und Galanterie, und bey den Spaniern herrschte der ernste, alt-Castilische oder westgothische Heldengeist im Anhauche des Südens, und zugleich wirkten hier die abentheuerlich-kriegerische Neigung und die fruchtbare Phantasie der Araber, mit welchen jene im langen und endlich siegenden Kampfe standen, so daß in diesem Lande ein romantischer Geist begründet ward, der sich, auch unter manchen ungünstigen Umständen, auf besondere Weise erhielt und fortpflanzte. —

Ich hoffe, mit der Uebersetzung der vorliegenden Bogen, worin eine Dame, nach Benutzung der Quellen, welche unterrichtete und sachkundige Männer lieferten, den Geist des Ritterthums und einige Charactere desselben bey ihrer Nation mit wenigen, aber schönen und treffenden, Zügen geschildert hat, unsern verehrten Leserinnen und Lesern keine unerfreuliche Gabe zu spenden, um so mehr, da jetzt so manche herrliche Blume der Poesie aus jener Zeit wieder an das Licht gezogen wird.

Die Gedichte, welche sich wahrscheinlich auf Lieder von Troubadours und sonstige Poesieen der Ritterzeit gründen, habe ich theils im Versmaße des Originals, theils, bey der Empfänglichkeit der Deutschen Sprache für alle Arten rhythmischer Kunst, in andern, südlichen oder nordischen, Formen nachzubilden gesucht.

dern auch die Aufopferung seines Blutes und seines Lebens zu verlangen. Wer sich dieser Pflicht entzog, entehrte sich für den Rest seiner Tage. Die Damen hatten noch ein besonderes Vorrecht. Ohne Waffen, um sich im Besitz ihrer Güter zu behaupten, und ohne Mittel, ihre bedrohte Unschuld zu erweisen, wäre ihnen oft Land und Vermögen von einem ungerechten und mächtigen Nachbar geraubt worden, und ihr guter Name unter den Pfeilen der Verläumdung erlegen, hätten sich nicht stets die Ritter sogleich zu ihrer Vertheidigung gewaffnet. Es gehörte zu den Hauptartikeln dieser Anstalt, nicht übel von den Damen zu reden, und nicht zu erlauben, daß Jemand sich dessen in Gegenwart der Ritter unterstand.

Wenn die Vernachlässigung ihrer Pflicht gegen unterdrückte oder beleidigte Privatpersonen sie schon allein herabwürdigen konnte, mit welchem Schimpf würde sich nicht derjenige bedeckt haben, der im Kriege vergessen hätte, was er seinem Fürsten und seinem Vaterlande schuldig war? Vermöge seines Standes Richter über alle Pairs, *) das heißt, über alle, die, nach der Lehnsverfassung seines

---

*) Pairs. In den Romanen von Karl dem Großen wird oft der zwölf Pairs (worunter Roland, Olivier, Rinaldo von Montalban ꝛc.) gedacht, nämlich der zwölf erblichen Kronvasallen, die sich an Rittertugenden gleich waren oder doch seyn sollten. In der Folge hießen Pairs oder Pares Franciae alle vom König unmittelbar belehnte Barone, deren jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden konnte. Daher entsprang die jetzt wieder bestehende Kammer der Pairs unter den Deputirten des Königreichs. Geschichtlich kennt man jene zwölf Pairs (sechs geistliche und sechs weltliche) erst unter Ludwig VII. (S. Wielands Anm. zum Oberon). G.

Gleichen waren, hätte er sich durch Urtheilssprüche wider das Gesetz der Billigkeit nicht weniger entehrt, als auf dem Schlachtfelde durch Handlungen wider das Kriegsgesetz. Aber die Schärfe der Gerechtigkeit und der strenge Ernst mußten zugleich bey ihm gemäßigt seyn durch eine Milde, eine Bescheidenheit und ein abgeschliffenes Wesen, welche der Name Höflichkeit (Courtoisie) vollkommen ausdrückt, und deren Regeln in keinen andern Gesetzen so förmlich zu finden sind, als in denen des Ritterthums. Auch besteht kein sonstiges Gesetz mit so vieler Gewalt auf der Nothwendigkeit, sein Wort unverletzlich zu halten, und keins flößt einen solchen Abscheu gegen Lügen und Falschheit ein, wie diese. Man kann bey la Colombière die sechs und zwanzig Artikel des von den Rittern geleisteten Eides sehen, unter welchen derjenige zu bemerken ist, welcher sie verband, nach der Rückkehr von ihren Unternehmungen oder Fahrten genaue und treue Rechenschaft abzulegen über alle glücklichen oder unglücklichen, ehrenvollen oder demüthigenden Abentheuer, welche sie bestanden, und welche sämmtlich in die Berichte der Herolde oder Wappendiener eingetragen wurden. Die Erzählung ihres Thatenglücks belebte den Muth der andern Ritter; die ihrer Unfälle tröstete im Voraus jene, welche das nämliche Loos erfahren konnten, und lehrte sie, sich dadurch niemals beugen zu lassen. Zudem war es ein Mittel, die Liebe der Wahrheit, diese alleinige dauerhafte Grundlage aller Tugenden, im Geist und Herzen der Ritter festzuhalten und jeder Probe zu unterwerfen. Wenn auch diese Wahrheitsliebe nicht in aller Reinheit aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums auf das unsrige über-

ging, so hat sie doch wenigstens eine solche Verachtung gegen diejenigen, welche sie verletzen, hervorgebracht, daß man das Lügenstrafen immer als die verwundbarste und unersetzlichste Beleidigung ansah, die einem Ehrenmann widerfahren konnte. Dies ist vielleicht nicht die einzige Spur von Tugend, welche das Ritterthum unbewußt in den Sitten und Gebräuchen unserer Nation zurückgelassen hat. Glücklich wäre sie in diesem Punkte gewesen, hätten nicht die nämlichen Tugenden, welche, ihrem Ursprunge nach, nur auf das öffentliche Wohl und den Dienst des Königs gerichtet waren, manchmal ein verderbliches Uebermaß von Selbstgefühl erzeugt.

---

## II. Die erste Erziehung.

Im Alter von sieben Jahren entzog man den, welcher zum Ritter bestimmt war, den Händen der Frauen. Er ward nun den Männern anvertraut, und frühzeitig zu den Uebungen seines Standes durch eine strenge und männliche Erziehung vorbereitet.

Man muß nicht glauben, daß dieser Wechsel dem jungen Zöglinge zu barsch vorkam. Trotz seinem noch zarten Alter mußten alle Eindrücke, welche er bis daher empfangen, ihm den Stand, dem er sich nunmehr weihte, eher zum Gegenstand seiner Wünsche, als seiner Furcht, machen. Die Wiege seiner Kindheit umtönte der Klang jener alten Balladen,*) welche die Thaten der Ritter gegen den

*) Die Ballade, ein lyrisches Gedicht, dem eine Thatsache zum Grunde liegt, wird oft für gleichbedeutend mit der Romanze gehalten. Doch stammt diese mehr aus dem Süden,

ungeschlachten Riesen oder den verrätherischen Burgvogt melden. In einem langen Bogengang, geziert mit den Waffenrüstungen seiner Ahnherrn, und mit den Fahnen, welche ihre Tapferkeit dem Feind entriß, versuchte der Sohn des Braven (preux) seine ersten Uebungen. Oft war er Zeuge, wie man die durch ihren Muth bewährte Krieger empfing. Der Umgang der Frauen, weit entfernt, ihn kleinmüthig zu machen, konnte nur das Verlangen nach hohem Ruhm in ihm steigern. Die Frauen waren damals von einer edlen Begeisterung für den Ruhm belebt; sie waren selbst die Triebfedern glänzender Thaten, und die Ehre derselben fiel auf sie zurück; denn man nahm an, daß die Liebe der Schönsten dem Tapfersten zu Theil werden müsse.

Als der junge Bayard im Begriff stand, seinen Geburtsort zu verlassen, um sich, unter Leitung seines Oheims, des Bischofs von Grenoble, an den Hof des Herzogs von Savoyen zu begeben, verlangte derselbe, nachdem er den väterlichen Segen empfangen, Abschied von seiner Mutter zu nehmen. Die arme Dame von Mutter befand sich in einem Thurme des Schlosses, wo sie zärtlich weinte. Denn so froh sie auch seyn mochte, daß ihr Sohn auf dem Wege war, emporzusteigen, so bewog die mütterliche Liebe sie doch zu Thränen. Als man ihr aber sagte: „Madame, wollt Ihr Euern Sohn sehen? Er ist ganz fertig zu Roß, und bereit abzureisen," da ging

---

jene aus dem Norden. Die Romanze, wenn auch ihr Inhalt tragisch ist, behält doch immer etwas von dem heitern südlichen Anstrich; die Ballade trägt mehr einen ernsten, schauerlichen und schwermüthigen Character. G.

die gute Edelfrau durch den hintern Theil des Thurms heraus, ließ ihren Sohn vor sich kommen, und sprach folgende Worte zu ihm: „Pierre, mein lieber Freund, Du trittst nun in den Dienst eines adelichen Fürsten. So viel eine Mutter ihrem Kinde etwas empfehlen kann, empfehle ich Dir drey Dinge, so sehr ich nur kann, und wenn Du solches thust, so sey versichert, daß Du ehrenvoll in dieser Welt leben wirst. Das erste davon ist, daß Du vor allem Gott liebest und ihm dienest, ohne ihn jemals auf irgend eine Art zu beleidigen. Befiehl Dich ihm jeden Morgen und Abend, und er wird Dir beystehen. Das zweyte ist, daß Du gegen alle Edelleute mild und höflich seyst und jeden Hochmuth von Dir entfernest. Sey kein Verläumder, kein Lügner! halte Dich mäßig sowohl im Essen, als im Trinken! Fliehe den Neid; denn er ist ein schändliches Laster. Sey kein Schmeichler, kein Ohrenbläser; denn dergleichen Menschen werden nicht leicht edel gebildet. Sey aufrichtig in That und Rede; halte immer Wort; sey hülfreich armen Wittwen und Waisen, und Gott wird es Dir lohnen! Mit dem dritten Theil der Güter, so Gott Dir verleihen wird, sey wohlthätig gegen arme Nothleidende; denn kein Mensch verarmt, der ihm zu Ehren schenket. Nimm so viel von mir, mein Sohn, daß Du ein Allmosen geben kannst, welches Dir herrlich an Leib und Seele gedeihen soll. Dies ist alles, was ich Dir auferlege. Wohl, glaube ich, werden Dein Vater und ich nicht mehr lange leben. Gott erzeige uns zum allerwenigsten die Gnade, daß, so lange wir am Leben sind, uns immer guter Bericht von Dir zukomme.“ — Hierauf antwortete ihr der gute Ritter, so jung er auch war: „Frau

Mutter! Ich danke Euch in möglichster Demuth für die gute Lehre, und hoffe sie so genau zu befolgen, daß vermittelst der Gnade desjenigen, in dessen Schutz Ihr mich empfehlt, Ihr damit zufrieden seyn werdet. Und jetzt, nachdem ich mich sehr demüthig Eurer Gnade empfohlen, nehme ich Abschied von Euch." — Die gute Dame zog aus ihrem Aermel ein kleines Beutelchen, worin sie nur sechs Thaler in Gold und einen in Münze hatte, welche sie ihrem Sohne gab. Dann rief sie einem der Diener ihres Bruders, des Bischofs von Grenoble, und übergab ihm ein kleines Felleisen, in dem sich einiges ihrem Sohne nöthige Weißzeug befand, mit dem Ersuchen, er wolle, wenn Letzterer dem edlen Herrn von Savoyen vorgestellt sey, den Diener des Schildknappen, unter dessen Aufsicht er stehen würde, bitten, daß er ein wenig darauf Acht haben möge, bis jener älter geworden, und stellte ihm zwey Thaler zu, um sie demselben zu geben. Nach diesem Gespräch nahm der Bischof von Grenoble Abschied von der Gesellschaft, und rief seinem Neffen, der, als er sich auf seinem edlen Streithengste befand, im Paradies zu seyn glaubte. So schlugen sie den geraden Weg nach Chambéry ein, wo sich damals der Herzog Karl von Savoyen aufhielt. —

## III. Der Edelknabe.

Die Stelle eines Edelknaben oder dienenden Pagen (Page Varlet, auch Damoiseau*) war

*) Damoiseau, Damisel, Dameisel, Damoisel: ein Jüngling von edler Herkunft, der noch nicht die Ritterwürde empfangen hatte, aber darnach strebte. T.

die erste, welche man den jungen Leuten gab, die aus den Jahren der Kindheit traten. Die übrigen Diener des Hauses von geringerer Klasse wurden als Unterknechte mit dem Namen Gros=Varlets bezeichnet. Jene Edelknaben hatten den gewöhnlichen Dienst bey ihrem Herrn und ihrer Gebieterin zu verrichten. Sie begleiteten solche auf der Jagd, auf Besuchen oder Lustritten, waren ihre Botschafter, bedienten sie sogar an der Tafel und schenkten ihnen den Trunk ein. Der erste Unterricht, welchen man denselben ertheilte, betraf hauptsächlich die Liebe Gottes und der Damen. Um den jungen Neuling die Regeln der Galanterie ausüben zu lehren, überließ man ihm frühzeitig die Wahl von einer unter den schönsten, edelsten und tugendhaftesten Damen des Hofes, wo er sich aufhielt. Ihr mußte er, wie einem höheren Wesen, über alle seine Gefühle, Gedanken und Handlungen Rechenschaft ablegen. Oft entstand im Herzen des jungen Edelknaben für die Tochter seines Herrn jene dauerhafte zärtliche Neigung, welche nachmals Wunder von Tapferkeit unsterblich machten. Ungeheure Gothische Gebäude, bejahrte Wälder, und große Teiche in einsamer Gegend nährten diese unzerstörbare Leidenschaft, welche sich zu einer Art von Geschick oder von Bezauberung gestaltete.

Vom Gefühl des Muthes erregt, verfolgte der Edelknabe die männlichen Uebungen, welche ihm der Ehre Bahn eröffneten. Auf einem ungezähmten Roß traf er im dichten Hain mit seiner Lanze die wilden Thiere, oder er rief den Falken von des Himmels Höhe zurück, und zwang den Tyrannen der Lüfte, sich, furchtsam und unterwürfig, auf seine kühne Faust zu setzen. Bald ließ er, wie Achill als

Kind gethan, die Renner in der Ebne dahinfliegen, und schwang sich von einem auf den andern, indem er über sein Kreuz sprang oder schnell ihm auf dem Rücken saß. Bald stieg er bis zur obersten Höhe einer wankenden Leiter, dachte sich schon auf der Bresche, und rief: Montjoie Saint Denis! —

Manchmal versammelte er seine jungen Gefährten, und übte sich mit ihnen, den Stein oder den Wurfspeer zu schleudern, oder einen Paß zu vertheidigen, welchen Andere erzwingen wollten. Sie bildeten dann aus ihren Kappen (Chaperons) eine Art von Helm oder Sturmhaube, und stritten um die Eroberung irgend eines Platzes. Auf solche Art schufen ihnen diese Kampfspiele, als Vorbereitung zu den Arbeiten des Kriegs, den Hang für das Turnieren, eine des ritterlichen Muthes so würdige Ergötzlichkeit.

Aber das Wichtigste im Unterricht des jungen Zöglings, und was man ihn auch wirklich vor allem lehrte, war, daß er den herrlichen Character des Ritterthums hochachten, und in den Rittern die Tugenden, welche sie zu diesem Rang erhoben, verehren müsse. Die Beyspiele, welche er am Hofe seines Barons sah, kamen diesen Grundsätzen zu Hülfe. Denn hierher zogen unaufhörlich bekannte und unbekannte Ritter, welche sich gefährlichen Abentheuern geweiht, und die allein aus den Königreichen von Catay,*) von den Gränzen Asiens, und aus jenen mährchenhaften Landen, wo sie dem Unrecht gesteuert und die Ungläubigen bekämpft, zurückkehrten.

*) Catáy, eine Landschaft in China. G.

„Man sieht (sagt Froissard,*) wo er von dem Hause Foix spricht) in dem Saal, im Gemach und im Hofe Ritter und Ehren-Schildknappen ein- und ausgehen, und man hört sie von Waffen und Liebe sprechen. Hier fand sich alles, was ehrenvoll war; jede Kunde, aus welchem Land und aus welchem Königreich sie auch seyn mochte, vernahm man daselbst; denn sie kamen, um der Tapferkeit des edlen Herrn Willen, aus allen Ländern dahin.«

Der junge Edelknabe erholte sich von den Beschwerden des Tags, wenn die Burgbewohner, um den großen Heerd vereint, durch wundervolle Erzählungen ihre Abendstunden kürzten. Oft sangen die Dame des Schlosses und ihre Fräulein **) eine alte Ballade, vom einförmigen und leisen Geräusch der Spindeln und Webstühle begleitet. Bey ritterlichen Waffen galt damals der Grundsatz:

Geräusch' im Feld, Lust auf der Burg!

„Wenn der edle Herr Amanieu des Escas; sich im Winter, nach dem Aufstehen von der Tafel, in dem mit Matten wohl belegten oder tapezirten Saale an ein gutes Feuer gesetzt, hatte er seine Knappen um sich, und unterhielt sich mit ihnen über Waffen und Liebe. Denn alles in seinem Hause, bis auf die geringsten Knechte, gab sich mit Lieben ab.« —

---

*) Ein Chronikschreiber unter der Regierung König Ludwigs XII. von Frankreich. G.

**) Fräulein (Damoiselle, Damiselle, Dameiselle, Donselle): eine Tochter von edler Herkunft, oder ein Weib, das nicht den Damentitel hatte und die Gattin eines Junkherrn (Damoiseau) oder Schildknappen war. T.

## IV. Der Schildknappe.

Der Edelknabe ging zum Schildknappen (Ecuyer) über, und die Religion führte bey jedem Wechsel den Vorsitz. Den diese höhere Stufe betretenden Jüngling begleitete sein Vater oder seine Mutter zum Altar. Jedes huldigte mit einer Kerze in der Hand. Der Priester, welcher den Gottesdienst hielt, nahm vom Altar ein Schwert, und umgürtete mit demselben, nach wiederholtem Segenspruch, den jungen Edelmann, der es von jetzt an trug. In Ermanglung der Eltern gelobten mächtige Pathen oder schöne Pathinnen am Altare für den künftigen Helden Gottesfurcht, Treue und Liebe.

Die Schildknappen waren nach dem Dienst, wozu man sie gebrauchte, in mehrere Klassen getheilt. Die ehrenvollste Stelle war die eines Leib-Schildknappen, der auch Ehren-Schildknappe genannt ward.

In diesem neuen Stande, zu dem man gewöhnlich im Alter von vierzehn Jahren gelangte, konnte der junge Zögling aus den Beyspielen, nach welchen er sich bilden sollte, noch größeren Vortheil ziehen. Er gab sich nunmehr alle Mühe, die Gewogenheit seines Herrn zu verdienen, dem Hof, an dem er stand, zu gefallen, und den Fremden, welche dorthin zum Besuch kamen, die Ehrenbezeigungen (honneurs, ein Ausdruck, der sich bey uns erhielt) zu leisten; ja, er verdoppelte seine Kräfte, um mit allen Vorzügen zu erscheinen, die äussere Annehmlichkeit, zuvorkommender Empfang, höfliche Redensart, Bescheidenheit, Weisheit und Zurückhaltung im Gespräch, nebst einer edlen Leichtigkeit sich auszudrücken, wo es nö-

thig war, verleihen kann. Der junge Schildknappe lernte lange insgeheim diese Kunst der Wohlredenheit; weil er als vorschneidender Knappe (Ecuyer-tranchant) den Gastmählern stehend beywohnte, und, wie die Krieger Homer's, das Geschäft hatte, selbst die Speisen zu zerlegen, und sie den edlen Gästen, mit welchen er umgeben war, auszutheilen. Die größten Herren schämten sich nicht der Verrichtung solcher Dienste, welche in den Schlössern der Fürsten manchmal von ihren eigenen Söhnen geleistet würden. Der junge Graf von Foix war Vorschneider an der Tafel seines Vaters Gaston de Foix, wie Froissard erzählt, der uns die Geschichte von dem tragischen Ende dieses jungen Prinzen aufbewahrte.

„An einer Tafel, dem König gegenüber, (sagt der edle Herr von Joinville,) aß der König von Navarra, welcher sehr geschmückt und geziert war mit Goldstoff an Waffenrock *) und Mantel, das Wehrgehänge, die Bukkeln und den Hauptschmuck von feinem Golde — bey welchem ich vorschnitt.“ —

Nach der Mahlzeit bot der Schildknappe den Tischgenossen das Waschbecken an, und ordnete alles für die Vergnügungen, welche gewöhnlich folgten. Des Abends, nachdem er den Schlaftrunk gebracht, führte er die Gäste seines edlen Herrn in die für sie bestimmten Gemächer.

*) Waffenrock: ein bis auf die Lenden herabgehendes Gewand, welches beständig von den Rittern über der Rüstung getragen ward. Es hatte kurze Aermel und stand offen an den Seiten. Gefüttert war es mit Hermelinpelz oder mit Grauwerk, und jeder ließ darauf in kostbarem Stoffe sein Wappen sticken. T.

Die Runde, welche er um Mitternacht in den Sälen und Höfen der Burg machte, beschloß sein Tagewerk.

Der Schildknappe folgte seinem Herrn in den Krieg, trug seine Lanze und seinen Helm *) über dem Sattelknopf, und führte seine Rosse mit der rechten Hand. „Als er in den Wald kam, begegnete er vier Schildknappen, welche vier weiße Streithengste an der rechten Hand führten.“ **)

In den Schlachten war seine Pflicht, dem Ritter Waffen zu bringen, ihm ein frisches Pferd zu geben, und die Streiche, welche man auf ihn gerichtet, abzuwehren, jedoch sich immer in den engen Schranken der Vertheidigung haltend. Auch bewachte er die im Kampfe gefangenen Gegner. Man fühlt, welchen Eindruck dieses Schauspiel auf das Gemüth derjenigen, so Zeugen davon waren, hervorbringen mußte. Wie lebhaft war ihr Verlangen, auch solchen Ruhm zu erhalten, sobald ihnen darnach zu streben vergönnt wäre! Nie kam der Nacheifer, diese mächtige Triebfeder glänzender Thaten, stärker in das Spiel, als bey der Anstalt des Ritterthums. Jeder Schildknappe durfte nach dem Range seines Herrn trachten; er wußte, daß dieser wie er begonnen hatte. Die Streitbahn war geöffnet; der Erfolg hing von dem Muth ab, und alles wirkte, ihn zu entflammen.

*) Der Helm: eine Kaske mit einem Visier, die zur Bewaffnung des Hauptes diente. T.

**) Der Streithengst: ein Hand- und Schlachtpferd, tauglich für einen bewaffneten Mann, und zugeritten auf der Bahn für die Ritter, welche sich desselben bey Festlichkeiten, Kampfspielen, Turnieren, und bey dem Heere bedienten. Dieses Roß hieß Dextrier oder Destrier, und ward auch Lanzen- und Dienstpferd, auch Renner (coursier und coursecrot) genannt. T.

Ward ein Turnier veranstaltet, so beneidete heimlich der junge Schildknappe, wenn er seinem Herrn die Rüstung anlegte, dessen Loos. Jedoch erfüllte er seine Pflicht, und führte den stolzen Hengst vor, dessen kriegerisches Feuer durch den fernen Klang der Trompeten erhoben ward. Er folgte mit seinen Augen dem Paladin, der in die Schranken flog. Jede brave That erhöhte seinen Durst nach Ruhm, und wenn nun der Sieger den Preis aus den Händen der Schönsten empfing, dann war er nicht länger Meister seiner heftigen Gemüthsbewegung. Armer Knappe! Dein Herz hat vielleicht unter diesen edlen Damen gewählt; noch darfst Du nicht ihre Farbe tragen, und während Du unbeweglich und gedankenvoll auf der Seite stehst, fodern Deine Wünsche jetzt die herrliche Würde, nach welcher Du strebst, und welche Dir wenigstens das Recht verleihen soll, eine so treue und so lang in Dich verschlossene Liebe zu gestehen.

---

## V. Der Ritterorden.

Wenn dem Waffen-Aspiranten (Poursuivant d'armes) nichts mehr an den nöthigen Eigenschaften fehlte, ward er zum Empfang der Ritterwürde zugelassen. Das für diese Ceremonie gesetzlich vorgeschriebene Alter war das von ein und zwanzig Jahren. Doch wurde diese Regel nicht als ständig beobachtet. Die Geburt gab unsern Prinzen vom Geblüt und allen Fürsten gewisse Vorrechte, welche ihren höheren Rang bezeichneten, und auch die übrigen Aspi-

ranten erhielten die Ritterwürde eher, als der Gebrauch es verlangte, wenn ihr Verdienst, wie Brantôme sagt, sie alt und reif dazu gemacht hatte.

Den Tag vor seiner Aufnahme bereitete sich der Neophyte zu der Ehre vor, die ihn erwartete, und zwar durch alle Handlungen, welche ihm die Religion und das Verlangen, des Standes, den er nun erhalten sollte, würdiger zu seyn, eingaben. Es waren strenge Fasten, das demüthige Geständniß aller Fehler seines Lebens, die mit Andacht empfangenen Sacramente, Bäder als Sinnbild der einem Ritter nöthigen Reinheit, und endlich jener fromme Gebrauch, der unter dem Namen der Waffenwache bekannt war, und darin bestand, die Nacht vor dem Tage der Feyerlichkeit in einer Kirche oder Kapelle unter Gebeten hinzubringen.

Unterdessen ward der Tempel geschmückt, die heiligen Feuer strahlten, und der Boden war mit Blumen bestreut. Ein Volkshaufe drängte sich in den Hallen. Der Neophyt, in weißer Tracht, mit entblößtem Haupt, das Schwert an der Schärpe über seine Schulter hängend, näherte sich dem Altar in Begleitung seiner Pathen. Der Priester segnete das Schwert, und gab es ihm zurück. Hierauf überreichte es der Junker, auf den Knieen liegend, dem edlen Herrn, der ihn zum Ritter schlagen sollte. Dieser fragte den Aspiranten, zu welchem Zweck er in den Orden treten wolle, und ob er die dazu nöthigen Tugenden in sich fühle; denn es wäre besser, ein guter Schildknappe, als ein untauglicher Ritter zu seyn. Als der Neophyt die Fragen beantwortet und den Eid geleistet hatte, ward er von tapfern

Rittern und edlen Damen umgeben, welche ihn mit den äußern Zeichen der Ritterwürde bekleiden mußten. Man that ihm nacheinander die goldenen Sporen, das Panzerhemd,*) den Harnisch, die Armschienen und die Panzerhandschuhe an; sodann ward er mit dem Schwert umgürtet. Jetzt, während er immer in bescheidener Haltung auf den Knieen lag, erhob sich der edle Herr, der ihm den Orden verleihen sollte, und gab ihm mit der Fläche seines Schwertes drey Schläge auf die Schulter, wobey er die Worte sprach: Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg schlage ich Dich zum Ritter. Alsdann übergab man dem neuen Ritter den Helm, den Schild**) und die Lanze. Man führte sein treues Roß vor, auf welches er sich ohne Hülfe des Bügels schwang und das er mit anmuthiger Gewandtheit tummelte, indem er seine Lanze schwenkte oder sein Schild leuchten ließ. So durchzog er die Strassen und öffentlichen Plätze, von der Volksmenge begleitet, welche seiner Geschicklichkeit Beyfall rief, und ihre Freude aussprach, einen Vertheidiger mehr zu besitzen.

Jedoch empfing man die Ritterwürde nicht immer auf

*) Panzerhemd: ein Gewebe von ehernen Fäden oder Kettchen, welches eine Art von Hemd bildete, das man in der Schlacht trug. Es hieß auch Hauber, und bedeckte die Brust bis unter die Rippen, von wo es bis auf die Kniee herabhing. Die Edlen und Ritter hatten allein das Recht, solches zu tragen. T.

**) Schild (Ecu, Escu): eine alte Schutzwaffe. Sie hatte die Form eines leichten Schildes; man bediente sich derselben gewöhnlich bey den Turnieren und ließ zu dem Ende seine Sinnbilder und Wappenzeichen darauf malen. T.

eine so feyerliche Art. Die Schranken eines Turniers, ein Burggraben, die Bresche eines Thurms, waren oft der ehrenvolle Schauplatz, wo den Tapfern und Heldenmüthigen dieser Orden verliehen wurde. Noch im Getümmel eines Handgemenges knie'ten brave Schildknappen vor dem König oder dem Feldherrn, der ihnen den ritterlichen Bruderkuß ertheilte. Fand diese Feyerlichkeit während einer Belagerung statt, so ersetzte der Sturm, oder, wenn er noch entfernt war, eine Wache auf dem Festungswerk, die Waffenwache in der Kapelle. Geschahen solche Beförderungen vor oder während der Schlacht, so brachten sie oft die glücklichste Wirkung hervor, weil die neuen Ritter sich mit aller Kraft ihres Muthes der empfangenen Ehre würdig zu zeigen strebten. Mehrere Beyspiele dienen hier als Beleg, unter andern die kühne That des jungen Boucicaut. Er war erst zum Ritter geschlagen, und befand sich in der Schlacht bey Rosbeck.*) Hier wollte er sich mit einem großen und stämmigen Flamänder messen. Dieser, der einen so schwachen Feind gering hielt, warf ihm seine Streitaxt aus der Hand, und sagte verächtlich: „Geh', Kind, und sauge an der Brust! Ich sehe wohl, die Franzosen haben Mangel an Leuten, weil sie Kinder in die Schlacht führen." Der Jüngling, aufgebracht über diesen Spott und den Verlust seiner Waffe, unterlief den Arm des Riesen, zog sein kurzes Schwert, stieß ihm dasselbe, trotz dem Harnisch, in die Seite, und streckte ihn zu Boden. Dann fragte er: „Spielen die Kinder Deines Landes auch solche Spiele?" —

*) Hier erlitten die Flamänder eine Niederlage durch K. Karl VI. G.

# VI. Der Wahlspruch.

Die Wahl eines Denkspruchs war für den neuen Ritter ein sehr wichtiger Gegenstand. Er begnügte sich manchmal damit, einen Theil der Wappenzeichen desjenigen, der ihn zum Ritter geschlagen, seinem eigenen Familienwappen beyzufügen, und namentlich, wenn er den Orden aus der Hand eines Fürsten empfangen hatte. Andere trugen auf ihren Schilden Sinnbilder, oder Worte, welche sich auf ihren Namen, oder mehr noch auf ihre geheimen Gefühle, bezogen. Einige nahmen einen Spruch an, der sie auf dem Wege der Ehre erhalten sollte; andere begnügten sich mit mysteriösen Buchstaben oder Chiffern; manche trugen auch, aus zartfühlendem Ehrgeize, den Schild blank oder mit einer einzigen Farbe bemahlt, in Erwartung, daß die Umstände, worin sich ihre Tapferkeit bewiese, über ihr Wappen entschiede. Das gegen die Ungläubigen genommene Kreuz, ein Schwert oder eine Lanze, die bey den Turnieren erkämpft worden, ein dem Feind entrissenes Banner, ein Thurm, ein Schloß, die Zinnen erstürmter oder vertheidigter Wälle, schmückten den Schild des Braven, und oft wurden sie bey ähnlichen Thaten erneuert. Manchmal auch nöthigte die Bescheidenheit oder ein geheimes Gelübde den jungen Ritter, seinen Wahlspruch zu verbergen. Dann überzog er seinen Schild mit einer Decke, oder mit einem Schleyer (guimple), der feiner war, als die Lilienblume, so lange, bis denselben die in der Schlacht empfangenen Hiebe zerrissen, oder bis die von dem Ritter selbst vorgeschriebene Bedingung erfüllt war.

Man sehe hier einige Beyspiele von verschiedenen Gattungen üblicher Wahlsprüche. Die Namen ihrer Eigenthümer sind in unsrer Geschichte bekannt.

Unter die Wahlsprüche, welche auf den Namen desjenigen, der sie führte, anspielen, gehört der des Hauses Grandson: Mit kleiner Glocke großen Schall (Grand son); dann jener der Herzoge von Nemours aus dem Hause Savoyen: Man folge seiner Straße (Sa voie); der von Portier: Aller Burgen Thorwächter (Portier); der von Auberjon: Kette auf Kette bildet das Panzerhemd (Auberjon) ꝛc.

Die Turniere veranlaßten die räthselhaften Wahlsprüche, wobey es den Rittern genug war, von der geliebten Person verstanden zu seyn. So hieß der Spruch des Hauses Lyobard im Lande Bugey: Denket daran, Schöne; verlaßt Euch darauf! —

Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, sich in dritter Ehe mit Isabelle von Portugal vermählt hatte, nahm er den Wahlspruch an: Keine Andere will ich haben; oder, wie er von Einigen gemeldet wird: Keine Andere will ich haben, Dame Isabeau, so lange ich lebe. Er stiftete zu Ehren jener Prinzessin den Orden vom goldenen Vließ.*)

*) Andere Geschichtschreiber sagen, der Orden vom goldenen Vließ wäre zu Ehren einer Dame aus Brügge, deren Reize den Herzog fesselten, gestiftet worden; es hätte nämlich, weil das Haar dieser Schönen, so von einer etwas röthlichen Blondheit war, den Höflingen einige Späße entlockt, Philipp, nach dem Bericht der Chronikenschreiber, dieselbe deshalb zu trösten gesucht und den Stoff dieser Scherze zu einem ehrenden Sinnbild erhoben. T.

dern ihrer Handlungen und der fortwährende Gegenstand ihrer Gedanken. Sie gesellten ihn zu allen Thaten, und beyde Gefühle (Liebe und Andacht) waren in ihrer Seele, und auch oft in ihrer Sprache, vereint. Darum glich die den Damen erwiesene Huldigung einem Gottesdienst, und die Waffenzeichen, welche man von denselben empfing, wurden wie Reliquien verehrt. Oft sah man in jener Zeit, wie ein Ritter bey'm Turnier erschien, dessen linker Arm mit einem Gewandstück, einem Armband, oder mit einem andern Gunstgeschenke seiner Dame geschmückt war, und der in der rechten Hand ein symbolisches Zeichen der Andacht hielt, womit er sich bekreuzte.

Die Gesetze des Ritterthums, nach welchen der Schutz und die Vertheidigung der Frauen für eine Ehrenpflicht gehalten ward, gewährten denselben einen Ersatz für die sie bedrohenden Gefahren, da in jener Epoche das Recht des Stärkeren in gewissem Betracht das allein gültige war. Die religiöse Achtung, welche man den Frauen bezeigen mußte, ging so weit, daß es verboten war, übel von ihnen zu reden. Beging ein Ritter diesen Fehler, so verfügte sich die beleidigte Dame an den Ort, wo man ein Turnier verkündet hatte. Wenn sie den Schild des Beleidigers unter den zu diesem Zweck ausgestellten erkannte, so berührte sie das Wappenzeichen mit einem Stäbchen, und sprach mit lauter Stimme ihre Beschwerden aus. Konnte sie ihre Anklage mit einigen Beweisen unterstützen, so war der unbescheidene Ritter der Ehre beraubt, am Turnier Theil zu nehmen, wofern die Gekränkte selbst ihm nicht verzieh.

Der Wille einer Dame war ein heiliger Befehl. Man unterwarf sich sogar ihren Launen. Das in so großem Ansehn stehende Weib konnte zu ihrem Geliebten sagen: „Sprich drey Jahre lang kein Wort!« und fand Gehorsam.*) Tapfere Ritter setzten eine Ehre darein, Diener oder Aspiranten der Liebe (Servans oder poursuivans d'amour) zu heißen. Mit Stolz trugen sie im Kampfe die Farben oder den Wahlspruch ihrer Gebieterin. Das Andenken derselben erhöhte noch ihren Muth. Sie wußten, daß große Thaten das Recht hatten, der Schönheit zu gefallen. „Ach! Sähe mich doch meine Dame!" rief der edle Herr von Heuranges, als er die Sturmleiter erstieg. Die Dame dagegen lobte die Bravheit (Prouesse) ihres Ritters, welche der Ruf ihr gemeldet, und sandte ihm Zelter, Streitrosse und Liebesbriefe, womit sie ihm ihre Hand zum Lohn seiner Thaten versprach. Wenn aber so viel Heldenmuth und Beständigkeit dem Diener der Liebe dennoch das Herz seiner Dame nicht erwarb, so wurde die Religion seine Zuflucht; er vertauschte den Panzer mit dem Mönchsmantel, und barg in den Zellen eines Klosters seinen

*) Man kennt mehrere Beyspiele dieser Art aus der mythischen und historischen Ritterwelt. Uebrigens vergißt die Verfasserin, in diesem Kapitel der Cours d'Amour (Liebesgerichte, Minnehöfe) zu erwähnen, worin, unter dem Vorsitze edler und oft sehr vornehmer Damen, die Liebesstreitigkeiten der Ritter und ihrer Damen entschieden, auch manche auf Liebe und Treue Bezug habende sinnreiche Fragen vorgelegt und erörtert wurden. Sie entstanden in der Provence, und verbreiteten sich von da nach andern Gegenden Frankreichs. G.

Natur redete zu den Menschen, die ihr näher standen. Wie so manche liebliche Dichtung verschönte die Romane unserer Voreltern! Von welcher Begeisterung wurde der Jüngling ergriffen, der, wenn er den Dienst des Edelknechts oder Schildknappen verließ und die goldenen Sporen anlegte, ein Beschützer der Schönheit ward! Unter ihren Augen empfing er den Preis der Tapferkeit. Schon war die Rennbahn fertig; schon suchten die Augen der Damen, welche sich auf erhabenen thurmähnlichen Bühnen gereihet hatten, die mit ihren Farben geschmückten Krieger. Endlich verkündete Trompetenschall ihre Ankunft. Sie ritten langsam einher, mit Mühe das Feuer der wilden Streithengste bändigend. Auf allen Seiten schimmerten goldstrahlende Waffenrüstungen und wehten vielfarbige Helmbüsche. Die Schildknappen folgten nach, und trugen die Banner oder Fähnlein (pennons) ihrer Herren *), und die Herolde ließen das Feldgeschrey eines jeden Ritters, so wie er in die Schranken trat, ertönen **). Zugleich sangen Trabadours:

---

*) Pennon: eine Standarte mit einem langen Schweif, die Fahne eines einfachen Edelmanns. T.

*) Jeder Ritter nahm ein Feldgeschrey an, welches er in den Schlachten und bey Turnieren wiederholte und woran er erkannt ward. Dies war entweder sein eigner Name, oder die Anrufung eines Heiligen, oder ein Losungswort. So riefen, nach dem P. Ménétrier, die Könige von Frankreich: Mont-joie Saint-Denis! Eine Mont-joie (Freudenberg) war ein Haufen Steine, um die Wege anzuzeigen, und da das Panier, welches man zu St. Denis nahm, die Märsche und Lagerplätze des Heers bezeichnete, so wurden die Truppen durch den Ruf: Mont-joie Saint-Denis! vereint, welches so viel hieß, als: Zum Banner von Saint-Denis! Im nämlichen Sinn riefen

Schaut, der Liebe Diener, schauet
Dort empor nach dem Balkone
Zu des Paradieses Engeln!
Ringt und kämpfet stark und freudig!
Ha! dann liebt und ehrt man Euch.

Endlich ließen die Kampfrichter ihr weißes Stäbchen fallen, und riefen: Laßt gehen! (Laissés aller!) Trompeten schmetterten, die Schranken öffneten sich, hundert Ritter sprengten von den zwey Enden des Kampfplatzes heran, und trafen sich in der Mitte; Lanzensplitter flogen, Stirn gegen Stirn rannten und fielen die Rosse. Heil dann dem Helden, der, seinen Stoß mäßigend und als rechtlicher Ritter nur von dem Gürtel bis zur Schulter treffend, seinen Gegner, ohne ihn zu verwunden, aus dem Sattel warf! Alle Herzen gewann er sich; alle Damen wollten ihm neue Gaben zum Waffenschmuck senden. Dabey riefen die Herolde den Rittern zu: Gedenke, wessen Sohn du bist, und schlage nicht aus der Art! — Rennspiele, einzelner Streit, Waffengänge und Gefecht in Schaaren zeigten abwechselnd die Tapferkeit, Stärke und Gewandtheit der Kämpfer in allem Glanze*). Jeder bemerkenswerthe Lanzenstoß, jeder her-

die Herzoge von Burgund: Mont-joie Saint-Andrieu! (Zum Banner von Saint-André!) und die Herzoge von Bourbon: Mont-joie Nôtre-Dame! wegen des Bildes U. L. Frauen, das sie auf der Fahne trugen. Manchmal bat ein Ritter als treuer Vasall seine Dame, ihm das Feldgeschrey anzusagen.
T.

*) Waffengang oder Waffenpaß (Pas d'armes): ein Ort: den ein Ritter zu vertheidigen unternahm, und den man nicht überschreiten konnte, ohne diesen Ritter zu bekämpfen, welcher vorher sein Wappenschild an einem Baum oder an einem Pfahl aufgehangen hatte. Der Verwegene, so ihm den Paß

vorstrahlende Gewinn ward von den Minstrels verherrlicht. Der Ruf: Ehre den Söhnen der Braven! erscholl von allen Seiten, und tausend Freudentöne, mit dem Getöse der Waffen vermischt, trugen den Namen und den Ruhm der Sieger bis zum Himmel empor. Jede Dame befeuerte den Muth ihres Ritters, und warf ihm ein Armband, eine Haarlocke, eine Schärpe zu. Da wurde auch ein Sargines, der bisher vom Felde des Ruhmes entfernt, aber schnell durch die Liebe in einen Helden umgeschaffen war, ein junger Unbekannter, der die Farben seiner Geliebten zu tragen noch nicht gewagt hatte, und der zum erstenmal Gelegenheit fand, sich unter ihren Augen hervorzuthun, als Sieger des Kampfes ausgerufen. Sie erhielten von den Damen einen Kuß, und rings erschollen die Worte: Liebe der Damen! Tod der Helden! Lob und Preis den Rittern! Jetzt führten die Damen den Siegtrunkenen nach dem Pallaste. Unter dem Triumphgesange der Minstrels, den Lobpreisungen der Herolde, und dem Zujauchzen des Volkes, wäre es wohl nöthig gewesen, ihn zu erinnern, daß er ein Sterblicher sey, hätte ihn nicht das Ritterthum gelehrt, daß eine bescheidene Haltung noch den Glanz des Sieges erhöhet, und ihm deshalb nicht unaufhörlich in seiner naiven Sprache wiederholt:

Der ist ein Ritter, zweifle nicht!
Wer laut d'rein schlägt und leise spricht

---

streitig machen wollte, berührte den Schild mit der Spitze seiner Lanze oder seines Schwertes. Darauf schlugen sie sich, und und der Besiegte überließ dem Sieger den Preis, über den man vor dem Kampf einig geworden war. T.

# IX. Die Gelübde.

Auf die Kampfspiele oder Turniere folgte gewöhnlich ein glänzendes Gastmahl. Der siegreiche Ritter, von den Damen entwaffnet und von ihnen mit kostbaren Gewändern bekleidet, wurde zur Tafel geführt, wo ihm der Fürst die erste Stelle gab. Während die Troubadours Liebeslieder (Lais) *) sangen, ward ein gebratener Fasan oder Pfau, den man mit seinem Gefieder sorgfältig geschmückt hatte, in einem großen goldenen Becken von Damen oder Fräulein in die Mitte der edlen Versammlung getragen und den Gästen der Reihe nach angeboten. Jeder von diesen that, die Hand über den Vogel ausgestreckt, ein Versprechen, oder übernahm eine Verbindlichkeit nach eigenem Gefallen. Dies nannte man das Pfauen- oder Fasanengelübde. Alsdann trug einer der tapfersten Ritter, den die Damen gewählt, mit ihnen den edlen Vogel zu dem, welchen er für den Bravsten hielt, und trotz allem Widerstande, welchen immer die Bescheidenheit entgegensetzte, vertheilte er den Pfau unter dessen Augen, und zwar mit der Sorgfalt, daß jeder Gast nach Wunsch bedient ward und kein Theil übrig blieb. Der Gebrauch dieser allgemeinen oder besonderen Gelübde herrschte überall. Solche feyerliche, durch die Religion, die Ehre oder die Liebe eingegebene Verpflichtungen hatten einen unabänderlichen Charakter, und nichts konnte denjenigen entschuldigen, der sie verletzte. So thaten die in einer Stadt belagerten Krieger das Ge-

*) Lai: eine Dichtung, welche mit unsern Romanzen übereinkam; ein zärtlicher und schwermüthiger Gesang. T.

lübde, sie bis in den Tod zu vertheidigen, während die Belagerer schwuren, sie entweder zu erobern oder im Sturme zu fallen. Gelübde einzelner Männer gaben jenen feyerlichen Versprechungen noch mehr Kraft. So gelobte ein Kämpfer, sein Fähnlein zuerst auf der Bresche aufzupflanzen; ein anderer schwur, sich allein in die Reihen der Feinde zu stürzen oder auf diese den ersten Streich zu führen. Der tapfere James d'Endelée hatte das Gelübde gethan, daß er in der ersten Schlacht, wobey der König von England oder einer seiner Söhne zugegen wäre, sich als den besten Kämpfer zeigen oder wie ein Verbrecher sterben wolle. Er hielt Wort in der Schlacht von Poitiers. Aber warum suchen wir diese Beyspiele bey fremden Nationen, da unsere eigene so schöne Muster darbietet. Ich gelobe Gott und dem heiligen Ivo, sagte Bertrand du Guesclin zu den Einwohnern von Tarascon, daß ich euch mit des Sturms Gewalt haben muß. Ein andermal schwur er im Namen der heil. Dreyeinigkeit, er wolle nur drey Weinsuppen essen, bis er einen Engländer, der ihm Trotz geboten, bekämpft hätte.

Waren die Ritter aus einer Gefahr befreyt, oder wollten sie eine Gnade vom Himmel erlangen, so erfolgten die heiligen Gelübde. Dies waren Reisen an Orte, so der fromme Glaube werth hielt, oder Versprechungen, dessen Schutz im Kampfe mit den Saracenen ihren Arm zu weihen, und in der Kirche eines Münsters ihre eigene oder die vom Feind eroberte Waffenrüstung niederzulegen. Oft war Liebe die Triebfeder solcher frommen Schenkungen; öfter noch begeisterte sie zu dem, was die Tapferkeit

gelobte. Ein im Turnier oder im Schlachtfelde errungener Preis, Gefangene, die man machen, ein Posten, den man dem Feinde wegnehmen sollte, dies war es, was eine Dame von ihrem Geliebten foderte, um darnach zu urtheilen, ob er ihrer würdig sey. Indem sie als Proben der Liebe große Thaten verlangte, schloß sie sich dem Ruhme des Ritters an und lohnte ihm durch ihren Beyfall. Dieser dagegen bewies die Schönheit und das Verdienst seiner Dame durch die Tapferkeit, womit er sie vertheidigte.

---

## X. Die Unternehmung (L'Emprise).

Wenn der Krieg den Rittern keinen Anlaß bot, dem Vaterlande zu dienen, so suchte ihre Tapferkeit in der Ferne Gelegenheit zur Auszeichnung. Während einer langen Friedenszeit begaben sich die Braven auf den Weg, um alle jene wundervollen Abentheuer, welche von unsern Dichtern besungen und in unsern Chroniken aufbewahrt sind, zu erspähen und durchzuführen. Sie befreyten gefangene Prinzessinnen, straften die Ungläubigen, gaben den Wittwen und Waisen Schutz, und vertheidigten sich eben so sehr gegen die Treulosigkeit der Zwerge, als gegen die Kraft der Riesen. Oft bewährte sich ihr Muth durch Theilnahme an fremden Kriegen, und ihre Gerechtigkeitsliebe dadurch, daß sie sich auf die Seite des Guten und Rechten schlugen. So ritten sie von Stadt zu Stadt und von Hof zu Hof, mit dem Streben, ohne Furcht und ohne Tadel zu erscheinen. Jeden Tag

trafen sie neue Gelgenheit, sich zu verherrlichen, an, oder sammelten merkwürdige Ereignisse; denn sollten sie sich auch ihrer eigenen Thaten nicht rühmen, so sollten sie doch diejenigen, wovon sie Zeugen waren, kund thun. Der Ritter ist ein Räuber an des andern Gut, welcher die muthige That des andern verschweigt, und der ist als ein Prahler erfunden, wer die seinige offenbart.

Im Frieden vermehrten sich auch die Waffengänge, Fehden und Unternehmungen, deren Zweck die Ehre des Vaterlandes oder die Liebe der Damen war. Jedoch hielten die unseligen Kriege unter der Regierung Carls VI. drey Französische Ritter, Roie, Sampi und Boucicault, nicht ab, die Ausforderungen, welche ihnen die Sieger von allen Seiten anboten, allein zu bestehen. Die Fremden mußten die gegen Frankreichs Ritter gewagten Angriffe theuer bezahlen, und letztere, Großmuth mit der Tapferkeit vereinend, gaben den Verwegenen, welche sie in die Schranken gefordert, Rosse und Waffen zurück. Der König wollte nicht zugeben, daß seine Ritter den Handschuh aufhoben und einzelne Kränkungen rächten; aber sie sprachen zu ihm: „Sire! die Ehre Frankreichs hat für dessen Söhne einen so natürlichen Werth, daß, wenn der Teufel selbst zu einer Befehdung aus der Hölle hervorkäme, er Leute finden würde, die ihn bekämpften."

Ein Geschichtschreiber erzählt: „Zu dieser Zeit geschah es auch, daß von den Rittern aus Spanien und Portugal drey Portugiesische, die im Ritterthume sehr berühmt waren, aus, ich weiß nicht welchem, tollen

Antrieb gegen drey Französische Ritter auf den Kampfplatz traten. Aber — es sey bey Gott versichert! — Die Portugiesen wurden von den Franzosen eher geschlagen, als man Zeit braucht, zu Pferde von dem Thore Saint-Martin an das von Saint-Antoine zu kommen."

Der Ritter, welcher auf ein Unternehmen auszog, trug auf seinen Waffen Ketten, einen Ring, eine Fessel, oder andere Zeichen, so der Damen Hand daran befestigt hatte. Er durfte sie, nach dem Gelübde, erst am Schluß eines oder mehrerer Jahre ablegen, wenn sich nicht etwa ein Ritter fand, der ihm den Kampf anbot, und ihn dadurch befreyte, daß er ihm sein Unternehmen abnahm, das heißt, daß er ihm das Pfand nahm, welches er trug, und welches in der Gewalt des Siegers blieb. „Ich hoffe, es wird demjenigen, der Euch befreyen will, theuer zu stehen kommen," sagte die Dame von Belles-Cousines zu dem edlen Herrn von Saintré, indem sie ihm ein Armband, als Zeichen seiner Unternehmung anheftete *). In Saintré's Geschichte ist die Rede von dem Grafen von Loiselench (einem an den Französischen Hof gekommenen Polen), „der zu „Roß und zu Fuß ein Waffenzeichen von zwey goldenen „Reifen, den einen ober dem Ellenbogen des linken Arms, „den andern unter der Fußbeuge, jeden mit einer ziemlich „langen goldenen Kette befestigt, fünf Jahre hindurch „tragen mußte .... bis er einen Ritter oder Schildknap-„pen von tadellosem Namen und Wappen fände, der ihn „von seinen Waffen befreyte .... und um desto früher

*) Johann Saintré, ein Französischer Ritter aus der Zeit Carls VI. G.

„und ehrenvoller seine Pflicht zu erfüllen, dachte er an „den schönen Hof Frankreichs zu gehen, wo alle edle und „tapfere Männer sehr geehrt und wohl aufgenommen „waren.“ —

Solche Unternehmungen bedeckten den Ritter, der sie als Ehrenmann vollbrachte, mit Ruhm. Man sehe in der Geschichte Saintré's und anderer, wie er bey der Rückkehr empfangen ward. So bewahrte das Ritterthum unter seinen Söhnen das heilige Feuer des Muthes, welches ein langer Müssiggang bald würde geschwächt haben.

## XI. Die Gastfreundschaft.

Der Ritter, welcher über Gebirge und Thäler nach Abentheuern und Gefahren umherstreifte, durchzog uralte Forste, große Haiden und düstere Einöden. Gegen Abend näherte er sich einem Schloß, dessen einsame Thürme er gewahrte. An diesem Ort hoffte er irgend eine furchtbare Waffenthat zu vollbringen. Schon ließ er sein Visier herab, und empfahl sich der Dame seiner Gedanken, als der Ton eines Horns erscholl. Da erhob sich auf dem Giebel der Burg ein Helm, das glänzende Zeichen der Wohnung eines gastfreundlichen Ritters; „denn damals ließen adeliche Männer und Damen auf den höchsten „Punkt ihres Schlosses einen Helm setzen, als Kennzeichen, „daß alle Edelmänner und Edelfrauen, die des Weges „zogen, kühnlich in diese Burg, wie in ihre eigene, ein„kehren sollten; denn ihre Güter standen allen edlen Män-

„nern und Frauen, welche das Königreich bereiseten,
„noch mehr zu Dienst, als ihnen selbst.“ *)

Die Zugbrücke ward herabgelassen, und der fahrende Ritter zog in diesen entlegenen Aufenthalt ein. Die Damen und Fräulein beeiferten sich, ihn zu entwaffnen, ihm reiche Kleider zu geben, und ihm köstliche Weine in krystallenen Gefäßen vorzusetzen. Manchmal traf er seinen Wirth in Freuden an, und nahm Theil an den Festen und Gastmählern, so lange es ihm zu bleiben gefiel. Beym Abschied ward er oft mit reichen Geschenken überhäuft; dies waren Waffen, kostbare Gewänder, Rosse, und sogar Geld. Die vornehmsten Herren fanden in solchen Freygebigkeiten nichts Erniedrigendes. Sie dachten, daß die Schenker sich hierdurch ihrem Unternehmen und ihrem Ruhme verbündeten, welcher somit auf die ganze Ritterschaft zurückstrahlen sollte. Froissart, der oft von diesen Gaben Meldung thut, ist unerschöpflich im Lobe der Freygebigkeit des Grafen von Foix, woran er selbst Theil hatte. „Es gab (sagt er) dieser Graf aus eigenem guten Willen — denn er war nicht dazu verbunden — den Rittern und Schildknappen, welche durch Ortais zogen, und welche ihn in seinem Schlosse besuchten und ihm Neues erzählten, große und schöne Geschenke, zu hundert, zweyhundert, dreyßig, vierzig und fünfzig Gulden, jedem nach dem, was er war. Und dieser erste Zug kostete den Grafen von Foix, wie mir seitdem der Schatzmeister zu Ortais sagte, wohl die Summe von tausend Franken, ungerechnet die Rosse und Zelter, so er gab.“ —.

*) Stelle eines Ritterromans. G.

Die Großmuth dieses Grafen übertraf sich selbst (nach dem nämlichen Geschichtschreiber) bey dem Empfang des Herzogs von Bourbon, der aus dem Castilischen Kriege zurückkam: „Damals erschienen vor ihm von Seiten des „Grafen von Foix drey Ritter, und sprachen: ‚Edler „Herzog, hier ist ein Geschenk, welches Euch der edle „Graf von Foix bey Eurer Rückkehr aus Spanien „überreicht. Denn er weiß wohl, daß Ihr viele Kosten „hattet. Darum gibt er Euch, zum glücklichen Einzug „in sein Land Béarn, achttausend Franken, dieses Maul„thier, diese zwey Streitrosse, und diese zwey Prunk„pferde (Palefrois).‘ Darauf antwortete der Herzog: „‘Edle Herren, vielen Dank dem Grafen von Foix. „Was jedoch die Goldgülden anlangt, so werde ich nichts „davon nehmen. Gern aber empfange ich den Rest.‘ Also „wurden die Gelder verweigert, die Rosse und das Maul„thier aber behalten. Bald darauf kam der Graf von „Foix selbst zu dem Herzog, und führte ihn unter sei„nem Banner in die Stadt Ortais. Er gab ihm die „Wohnung in seiner Burg, und die sämmtliche Mann„schaft desselben wurde in der Stadt beherbergt. So „brachte der Herzog drey Tage in Ortais zu. Es gab „daselbst herrliche Mittags- und große Abendmahlzeiten, „und der Graf von Foix zeigte dem Herzog von Bour„bon einen Theil seines Staates. Am vierten Tag nahm „der Herzog Abschied von dem Grafen, welcher den Rit„tern und Schildknappen desselben treffliche Geschenke „gab, und es ward mir gesagt, daß die Ankunft des „Herzogs von Bourbon dem Grafen von Foix zehn„tausend Franken gekostet habe.“ —

Aber der in einer Burg angelangte Ritter fand daselbst nicht immer Feste, wofern nicht die Gelegenheit eins für ihn war, daß er einen Verräther strafen, einen Unterdrückten rächen, oder eine beklagenswerthe Dame, die in den Fesseln eines Eifersüchtigen schmachtete, befreyen konnte.

Oft war es eine junge und schöne Burgherrin, welche sich gastfrey gegen unsere Ritter bewies. Wenn die Dame des Hauses den Ruf der Güte und Tugend hatte, so sprach er zu ihr: „Meine Freundin, oder meine gute Dame, oder mein gutes Fräulein, ich bitte Gott, daß er Euch in diesem Besitz und in dieser Ehre unter der Zahl der Guten erhalten wolle; denn man muß Euch sehr loben und ehren."

Oft auch geschah es, daß die Burgherrin, von ihrem Gast eine Gabe begehrend, die Hülfe seines Schwertes gegen die Verfolgungen eines mächtigen Nachbars in Anspruch nahm. War sie — Dank der Tapferkeit dieses Ritters! — von ihrem Feinde befreyt, so hatte ihr Vertheidiger eine zweyte Gefahr zu bestehen. Die Reize und die Erkenntlichkeit der edlen Dame setzten oft die Treue des Paladins in Verlegenheit. Aber um den Schwüren, die er seiner Geliebten gethan, nicht abtrünnig zu werden, rief er allen Muth in seine Seele zurück, und noch ehe die Morgenröthe erschien, sattelte er selbst sein Streitroß, und entfernte sich ohne Geräusch aus diesem gefährlichen Aufenthalt.

---

## XII. Die Waffenbrüderschaft.

Wenn sich das Ritterthum der Liebe und der Leidenschaft für den Ruhm geschickt zu bedienen wußte, um die Gefühle der Ehre und Tapferkeit im Herzen der Ritter zu erhalten, so sah es auch, daß das allen Menschen so heilsame Band der Freundschaft nöthig war, um so viele Helden zu vereinen, unter welchen die Rivalität eine Quelle für den Staat unseliger Streitigkeiten werden konnte. Zur Verhütung derselben also schlossen sich unter dem Ritter jene Bündnisse, wodurch sie Waffengenossen oder Waffenbrüder wurden. Diese Vereine entsprangen aus gegenseitiger Achtung. Krieger, welche sich oft bey denselben Unternehmungen begegnet, empfanden für einander jene Zuneigung, welche einem tugendhaften Herzen, das bey andern gleiche Tugenden antrifft, so natürlich ist. Nach diesem ehrenvollen Bande strebend, gesellten sie sich zu irgend einer großen That, die ein bestimmtes Ziel haben sollte, oder auch zu Thaten für ihr ganzes Leben. Sie schwuren, alle Gefahr und allen Ruhm miteinander zu theilen, und sich nicht zu verlassen, so lange einer des andern bedürfe. Der Ritter, welcher in seiner Jugend diese Heldenbande geschlossen, hatte nicht zu fürchten, daß er am fremden Gestade allein sterben würde. Stets von seinem Waffenbruder begleitet, fand er bey ihm kriegerische Hände, um sein Grab zu höhlen, und einen Arm, um ihn zu rächen. Diese Verbindungen waren durch die furchtbarsten Schwüre bekräftigt. Manchmal ließen sich die beyden Freunde Blut entnehmen, und vermischten es in demselben Kelch. Sie trugen als Pfand ihrer gegenseitigen

Treue ein goldenes Herz, eine Kette, oder einen Ring. Selbst die den Rittern so theure Liebe behauptete hier nur das zweyte Recht über ihre Herzen, und man half dem Freund noch vor der Geliebten.*)

Etwas jedoch konnte diese Bande auflösen: die feindlichen Verhältnisse ihres gegenseitigen Vaterlandes. Der Bund zweyer Waffenbrüder von verschiedenen Nationen hörte auf, wenn der ihrer Länder nicht mehr bestand. Hue von Carvalay, ein Englicher Ritter, war der Freund von Bertrand Du-Guesclin. Als der schwarze Prinz dem König Heinrich von Castilien den Krieg erklärt hatte, ward Hue genöthigt, sich von Bertrand zu trennen. Er nahm Abschied von ihm, und sprach: „Edler Herr, wir müssen scheiden. Wir waren gute Gefährten, und hatten immer von Deinem zu meinem (gemeinschaftliches Gut), sowohl an erobertem Besitz, als an empfangenen Kleinodien, und niemals begehrte jeder seinen Antheil. Doch dünkt mir, ich hätte mehr erhalten, als Ihr, und darum bitte ich Euch, daß wir miteinander abrechnen“ .. „Wie?“ sagte Bertrand; „das ist nur eine Rede. Ich habe nie an diese Rechnung gedacht ... Ich weiß nicht, ob Ihr mir etwas schuldig seyd, oder ob ich es Euch bin; darum sey alles ausgeglichen ... Man darf nur Gutes thun, und das Recht will, daß Ihr Euerem Herrn folgt. Gut war unsere Freundschaft, und so soll auch der Abschied seyn, der meines Erachtens nö-

*) Dennoch verlangte die Rücksicht für das zärtere Geschlecht, daß ihm zuerst Hülfe ward, und kein ritterlicher Freund hätte sie vor der Dame angenommen. G.

thig ist." Darauf umarmte Bertrand ihn und auch alle seine Genossen; sehr traurig war der Abschied. —

Als Du-Guesclin späterhin in die Gewalt der Engländer gerathen war, fand er den nämlichen Carvalay wieder, der ihm noch von der Rechnung, die sie miteinander zu ordnen hätten, sprechen wollte. „Bertrand," sagte er zu seinem Freund, „wir waren Kriegsgefährten im Spanischen Lande . . . Seit dieser Zeit bin ich Euer Schuldner, worüber ich Auskunft haben möchte; zum allerwenigsten aber helfe ich Euch hier mit 30,000 Goldstücken." Bertrand schlug sie aus, und sagte, daß er mit guter Genossenschaft nicht abrechne. „Jedoch," fügte er hinzu, wenn ich etwas bedarf, werde ich Euch darum bitten." —

Selbst der Tod konnte diese heiligen Vereine nicht zerstören. Ludwig von Sancerre, ein anderer Waffenbruder Du-Guesclin's, unternahm es in Gemeinschaft desselben, von den Engländern einen Theil der Guyenne wieder zu erobern. Nach dem Tode des braven Connétable verfolgte Sancerre, so lange er konnte, die Unternehmung, welche sie miteinander begonnen hatten. So ist jener Heldensinn, dessen Farbe die Tugenden unserer tapfern Ritter verschönt, und der sich mit ihren theuersten Gefühlen, der Religion, der Freundschaft und der Liebe, einmüthig verbindet, das auszeichnende Gepräge jener glänzenden Epoche unserer Jahrbücher.

## XIII. Des Ritters Lebensbeschluß.

Wenn der brave Ritter seinem Vaterlande, für welches er tapfer gekämpft, theuer geworden, wenn sein Name in Frankreich durch die Turniere, und im Auslande durch seine Unternehmungen und Waffengänge, berühmt war; wenn er die Uebung der ihm gebotenen Tugenden mit dem Muthe vereint hatte, und wenn er, so liebenswürdig als brav, gleichmäßig von Jagd, Waffen und Liebe zu sprechen wußte, dann durfte er als Lohn die Hand seiner Dame verlangen, deren er jetzt würdig erschien. Diese ihm so lange versprochene Hand wurde ihm endlich gewährt, und er führte seine junge Gattin im Triumphe nach der Burg seiner Väter. Hier verlebte er nunmehr alle Zeit, die seine Pflicht ihm vergönnte, und erholte sich von den Kriegsbeschwerden an der Seite eines liebenden und gefühlvollen Weibes.

Bey der Vermählnng entsagte das Fräulein der despotischen Herrschaft, welche sie bis dahin geübt, und eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit trat an die Stelle der absoluten Gewalt. Eingezogen in ihrer alten Burg lebend, ging sie, wenn ihr Baron (um die Sprache der Zeit zu reden) von einem Gefechte zurückkam, ihm mit Ehrfurcht entgegen, hielt, während er abstieg, den Bügel seines Rosses, verband seine Wunden, wenn er deren empfangen hatte, und half, im Fall er noch Gefährten mitbrachte, den Mägden das Mahl bereiten, worauf sie, derweil seine Gäste an der Tafel saßen, diese oft stehend bediente.

Jedoch die Jahre fliehen hinab. Der Ritter, welcher lange den jungen Waffen-Aspiranten glorreiche Beyspiele

gegeben, empfand nach und nach die Last des Panzers. Jetzo blieb seinem Vaterland allein das Recht, zu verlangen, daß er sein Schwert zog. Er entschloß sich, zum letztenmal in den Schranken des Turniers zu erscheinen. Nachdem er noch durch einige treffliche Lanzenstöße seine jungen Nebenbuhler in Erstaunen gesetzt, nahm er für immer Abschied von jenen glänzenden, seinem Ruhm aber forthin unnützen, Kampfspielen. So sagt der Geschichtschreiber Ludwigs XII bey Gelegenheit eines damals gehaltenen Turniers: „Der edle Herr von Clérieux, welcher schon im Spätherbst seiner Jahre stand, that hier Wunder; denn mit einem Lanzenstoße warf er einen Edelmann aus der Picardie, und zwar Mann und Pferd miteinander zu Boden. Sogleich nach dieser That entwaffnete und erfrischte er sich unter zwey schönen Zelten, und sandte seinen Helm einer Dame von Paris, mit der Bitte, sie möge ihn aufbewahren. Er ließ ihr zugleich wissen, daß er für seinen Theil den Gang geschlossen habe (clos le pas), und daß er nie mehr gesonnen sey, sich bey Kampfspielen oder Turnieren, wo man die Rüstung tragen müsse, einzufinden.“ —

Um nunmehr allein die noch übrige Kraft dem Vaterlande zu weihen, thaten diese ehrenwerthen Ritter Verzicht auf Kämpfe, welche ihnen keine Früchte trugen; denn ungern und selten machten sie Gebrauch von der traurigen Wohlthat des Alters, die den Sechzigjährigen erlaubte, das Waffenhandwerk gänzlich zu verlassen. Doch selbst dieses Alter war für sie nicht ohne Annehmlichkeit. Wohnten sie als bloße Zuschauer, oder als Kampfrichter mit dem weißen Stäbchen in der Hand, den Turnieren bey, dann

schlossen sie durch die Erinnerung sich den Thaten der jüngeren Ritter an, und ihre Stimme rief den Namen des Tapfersten aus. Aber ihre Nachfolger ermuthigend, gedachten sie der Zeit ihrer eig'nen Waffenthaten, und fanden, daß in ihrer Jugend alles besser gewesen sey. Dann sprachen sie:

Tugendlich noch waren Ritter
Damals, voll der reinen Liebe,
Herzlich, fein, bescheiden, fröhlich,
Ihren Damen treu verbunden,
Harmlos lebend für und für;
Biederkeit noch herrscht' im Lande,
Kein Geschwätz und kein Verläumden;
Jetzo vor Geschwätz und Lüge
Graut mir — ach! Die Zeit der Alten
War die beste doch allhier.

*Eustache Deschamps.*

Dies war das Leben eines braven Ritters. So viele Tugend und Tapferkeit verdiente gewiß alle Ehre. Wenn er starb, hielt ihm die Ritterschaft in Trauer ein herrliches Leichenbegängniß. Die Anordnung der Feyerlichkeiten, die Verzierungen seines Grabmals, gaben Aufschluß über die mehr oder weniger glorreichen Umstände, wovon der Hintritt des Helden begleitet war. Sein Banner, seine Standarte und sein Fähnlein, die man auf den Grabhügel pflanzte, verkündeten, daß er in der Schlacht gestorben sey. So folgte der Ruhm, nach welchem die Ritter immer gestrebt, ihnen bis zur Gruft nach.

Diese schöne Anstalt des Ritterthums, welche nach und nach erlosch, hat in unserer Nation unvertilgbare Spuren hinterlassen, nicht allein jenen brausenden Muth, der immer die Franzosen auszeichnete, sondern auch die leidenschaftliche Achtung, so ihnen der Waffenruhm einflößt,

und welche sie oft die Abwesenheit solcher Eigenschaften, die weniger glänzend und doch bewundernswerther sind, nicht bemerken ließ. Alle vom Volk geliebte Könige, der heil. Ludwig, Franz I, Ludwig XII, haben mit verschiedenen Tugenden die hervorstrahlendste Tapferkeit vereint. Heinrich IV. rief in der Schlacht bey Ivri seiner weichenden Mannschaft zu: „Wendet Euch, wenn auch nicht für den Kampf, doch um mich sterben zu sehen!" —

# Gedichte.

## Der mütterliche Abschied.

Geh', Liebstes mir in Wonn' und Leiden,
Und lerne bey den Tapfern jede Pflicht!
Sey stärker, als ich selbst, im Scheiden —
Die Thräne wall' aus Deinem Auge nicht!
Geh'! Wandle Deines Vaters Wege,
Den Schwur getreu im Herzen hege,
Und denk', o Sohn, am fernen Ort
An Deiner Mutter Abschiedswort!

Es folgt Beschwerd' und Kriegesfeuer
Der Kindheit Scherz und frohem Gaukelspiel:
Sey stets Dir unser Name theuer,
Und strebe nach der Helden wacker'm Ziel!
Doch weichst Du auf des Ruhmes Bahnen
Vom edlen Vorbild Deiner Ahnen,
Dann, Sohn, erwach', und denke dort
An Deiner Mutter Abschiedswort!

Das Vaterland vor allem liebe,
Im hohen Muth auch stets gerecht und mild!
Treu', Höflichkeit und Wohlthat übe,
Die Keckheit straf' und sey der Jungfrau'n Schild!
Dann, hoff' ich, wird es einst gelingen,
Ein edles Herz Dir zu erringen:
Zeuch denn in Gottes Namen fort,
Und denk' an mich und an mein Wort!

## Der Edelknabe.

Ich hör' im Waffensaale rufen
Den edlen Herrn mit starkem Ton;
Von Knechten wimmelt's auf den Stufen,
Des Jägers Hand erhebt den Falken schon.
Nie soll auf mich der Ritter schmählen:
Gerüstet bin ich freudenvoll,
Und lern', um künftig zu befehlen,
Nunmehr die Kunst, wie man gehorchen soll.

Am frohen Mahl den Humpen biete
Nur ich dem hohen Rittersmann;
Was Ehre, Lieb' und Gottes Güte,
Sein treues Weib und er mich lehren kann.
Ich darf zur Lust auch Kämpfe wagen;
Der Burgherr, meines Ruhmes Freund,
Spricht dann: «Die Kunst, so Dich geschlagen,
Erlern', um bald zu schlagen unsern Feind!»

Wenn sich im trauten Abendkreise
Die Fräulein auf dem Schlosse reih'n,
Dann lausch' ich der Balladen Weise,
Dem Fragespiel, dem Mährchen, hold und fein;
Und wenn ich nun das Lied begehre
Von süßer Liebe Lust und Qual,
Wird mir, der ich auf Damen höre,
Die Kunst, daß sie mich hören auch einmal.

---

## Der Schildknappe.

Wenn kühn mein Herr die Gegner hat bezwungen
In dem Turnier, und sich des Kranzes freut,
Dann schlägt sein Herz, weil Sieg sein Arm errungen,
Doch mehr für die, so ihm den Dank verleiht:



DIE WAFFEN-WACHE.



Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen,
An dem ich soll, wie er, den Preis erringen?

Trag' ich den Speer des Ritters im Gefechte,
Dann glüht mein Muth, er fühlt den höher'n Schwung;
Doch muß ich steh'n und schau'n, wie es dem Knechte
Geziemt; es bleibt nur die Vertheidigung:
Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen
Zum Kampf? Wann werd' auch ich die Palm' erringen?

Die blond-gelockte Dam' erscheinet wieder,
Wenn über'm Thurm erglänzt der Abendstern;
Sie winkt mir, schlägt die sanften Blicke nieder,
Und gibt ein süßes Blatt für meinen Herrn:
Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen,
An dem ich solche Botschaft kann erringen?

Dann liebt' ich warm! — Doch ohne That und Namen
Ist noch der arme Knapp'; er steht allein,
Und lenkt sein Auge nicht zu edlen Damen;
Denn welche noch wird ihm Geliebte seyn?
Ach! Wolle nur den Tag die Sonne bringen,
An dem ich lieben darf und Lieb' erringen!

---

## Die Waffenwache.

Horch! Siebenmal die Glocke schlug:
Den Helm auf's Haupt, den Speer zur Hand!
Hier muß ich steh'n nach Recht und Fug,
Bis Morgen glänzt am Hügelrand.
O Nacht! Du seyst mir dennoch hold,
Obschon Dein Lauf so träg' entrollt:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht,
Sie kürzen mir die lange Nacht.

Es tönet hier von Zeit zu Zeit
Die Glock' in dumpfen Schlägen aus;
Im öden Thurm die Eule schreyt,
Und mehret noch der Stille Graus;
Doch ruhig auf und nieder geht
Mein Schritt, bis neu das Licht ersteht:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Erheitern mir die lange Wacht.

O edle Hoffnung! Morgen früh'
Werd' ich den Rittern beygesellt,
Und finden kann ich einst, wie sie,
Den Tod im lorbeerreichen Feld;
Vielleicht dann eine Thräne weint
Sie, der ich längst mein Herz vereint:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Versüßen mir die lange Wacht. —

Es röthet neu das Morgenlicht
Der Burgkapelle Fenster schon;
Auf! Ich gehorche meiner Pflicht,
Und ringe nach der Ehre Lohn.
O Nacht! Du warst mir lieb und hold,
Obschon dein Lauf so träg' entrollt:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Vollenden mir die lange Wacht.

---

## Der Wahlspruch.

Reich', edler Knecht, mir diese blanken Waffen
Zur neuen Tracht, wie sie mein Stand begehrt!
Seyd unbesorgt, ihr Ritter! ohn' Erschlaffen
Beweis' ich mich des Frankennamens werth.



EIN RITTER VOR DEM BURGTHOR.

Will das Geschick nur Leid und Kummer schaffen,
Dann sey von Euch mein Wahlspruch nie gehört!
Der Flor, den über'm Schild ich jetzo trage,
Soll bleiben bis zu meinem Todestage.

Mein Streitroß tobt, es eilt wie Sturm der Winde
Voll Gluth, und reißt mich in den Kampf hinein:
Den Britten flammt mein kühner Stahl, ich finde
Ruhm oder Tod in ihren stolzen Reih'n;
Und sink' ich dort im heft'gen Schlachtgewinde,
Soll vom Geschick mein Muth verrathen seyn,
Dann werd' enthüllt der Wahlspruch, den ich trage
Auf meinem Schild, mit Ehr' am Todestage!

Willst Du dann auch, geliebte Dame, sehen
Des Mannes Schild, der dich verehret nur?
Der hoffnungslosen Liebe Gram und Wehen
Verkündet er, und den geheimen Schwur.
Sieh' hier das Bild von meinem Loose stehen:
Ein weißer Schwan im Felde von Azur;
Denn: Schweigen bis zu meinem Todestage!
So heißt der Spruch, den auf dem Schild ich trage.

---

## Das Schloß und die Abtey.

O Maid! um die das Feuer
Der Lieb' in mir entglüht,
Die mir vor Allem theuer
Und doch mich ewig flieht,
Soll hier mein Leben enden,
Wo manche Thräne floß?
Du kannst mein Schicksal wenden:
O öffne mir Dein Schloß!

Ihr Siedler, ungestöret
Im Frieden der Abtey,

Beweint mich, wenn Ihr höret,
Wie tief mein Leiden sey!
Ach! Jene flieht die Stelle,
Wo meine Klage schallt —
Drum laßt mich zur Kapelle
Der Jungfrau in dem Wald!

O Schönste Du vor allen,
Kann Dir ein treues Herz,
Das ohne Trug, gefallen,
So lindre meinen Schmerz!
Kannst Du dem Wort vertrauen,
Das liebend sich ergoß,
So laß Dein Antlitz schauen,
Und öffne mir Dein Schloß!

Was hilft die reine Liebe,
Was hilft die Treue mir?
Du schweigst dem warmen Triebe. —
Ach! Stets bewahr' ich Dir
Im Herzen eine Stelle;
Doch meinem Ruf alsbald
Steht offen die Kapelle
Der Jungfrau in dem Wald.

Fließt traurig mir, o Stunden,
Im härenen Gewand!
Nie heilen diese Wunden:
Doch — ein Geräusch entstand.
Leb' wohl, Abtey, so trübe!
Die Freudenthräne floß:
Denn plötzlich naht die Liebe,
Und öffnet mir daß Schloß.

---

## Die Geliebte.

Trotz gegeb'nem Ritterworte
Wollt Ihr kennen meine Dame?
Tief verschließt des Herzens Pforte
Ihr Geheimniß, treu der Pflicht.
Eignes kann ich schon vertrauen:
Gleich der Ros' in Frühlingsauen
Blüht sie mir — doch wie der Name,
Sag' ich nicht.

Schlank, wie Tannen im Gefilde,
Wallt die schöngelockte Dame,
Lilienweiß, in hoher Milde,
Gleich Azur der Augen Licht:
Anmuthreich ist sie vor allen,
Tausend Herzen nach ihr wallen;
Aber melden, wie ihr Name,
Werd' ich nicht.

O mir gilt die zarte Liebe
Mehr, als hoher Rang der Dame!
Ob sie meinem heißen Triebe
Neigt ihr himmlisch Angesicht,
Ward mir nicht genau verkündet:
Was mein treues Herz empfindet,
Dürft Ihr wissen — doch ihr Name
Wird Euch nicht!

---

## Das Turnier.

Nun steht die Bahn zum Sieg erschlossen,
Vom Hörnerschall ertönt die Luft:
Hört mich, ihr Freund' und Ruhmgenossen,
Wie des Gelübdes Stimme ruft!

O daß in Euern Herzen bliebe,
Was jetzt die Pflicht in mir gebot:
„Den Damen gebt die Liebe,
„Dem stolzen Gegner Tod!"

Schon fliegt das Roß im muth'gen Tanze,
Rasch in Gefahren rennt es hin,
Und von dem kräft'gen Stoß der Lanze
Wankt mancher edle Paladin.
Erweckend hier die zarten Triebe,
Dort schreckend, wo ein Feind uns droht,
Ruft hoch: „Der Damen Liebe,
„Des stolzen Gegners Tod!"

Und tönet, wo ein Speer getroffen,
Des Braven Name laut zurück,
Dann fällt auch bald — o süßes Hoffen! —
Im Kreis auf uns ein holder Blick;
Dann wird auch unserm Flammentriebe
Auf jener Au', im Abendroth,
Vielleicht der Damen Liebe,
Wo nicht, der Helden Tod!

---

## Das Pfauengelübde.

Die den edlen Vogel bringet,
Schönstes Fräulein, wolle nahen!
Hier den neuen Schwur verkündend,
Werd' ich treu dem ersten bleiben:
Darf ich sprechen, nun — so wird allein
Lieb' und Schweigen mein Gelübde seyn.

Im Turnier den Preis errungen
Hab' ich; doch ist meine Dame
Streng noch, sie verbeut noch immer,



DIE PFAUEN GELÜBDE.

Daß ich laut ihr darf gefallen,
Und es soll bis jetzo nur allein
Lieb' und Schweigen mein Gelübde seyn.

Doch was seh' ich? Meine Dame
Gönnt ein zärtlich=holdes Lächeln
Endlich mir, und ihre Locke
Will um meinen Arm sie winden:
Sagt mir, welch Gelübde kann allein
Ich in Lieb' und Freud' ihr jetzo weih'n?

Ha! Sie sprach es — und ich eile,
Fernhin ihren Ruhm zu tragen:
Wer dann schaut auf meine Thaten,
Ruft: „Beglückt ist seine Holde!"
Darf sich Wiederkehr im Abschied freu'n,
Schwör' ich, Liebe, Dir den Sieg zu weih'n!

---

## Die Unternehmung.

Beglückt von meiner Dame Gunst allein,
Will ich auf ihr Gebot in's Ferne dringen;
Stolz wird auf mich noch die Erwählte seyn;
Dann werd' ich einst der Minne Sold erringen:
Doch ihr, o Hulda's Locken, blond und fein,
Sollt meinen Arm als Zauberband umschlingen!
O Band der Lieb' und der Beständigkeit,
Ich werde nie, ach! nie von Dir befreyt!

Kommt an! Die theure Fessel hält Euch Stand;
Vereinet Euch, der Britten stolze Fahnen,
Ihr, edle Spanier, Mauren, so galant,
Ihr, wilde Polen, tapfere Germanen!
Es wandelt stets, in treuer Glut entbrannt,
Ein Franke sicher auf des Ruhmes Bahnen:

O edles Band der Lieb' und Tapferkeit,
Ich werde nie, ach! nie von Dir befreyt!

Als meine Holde mit dem sanften Blick
Das süße Pfand der Liebe mir gegeben,
Da sprach sie mild: „O kehrest Du zurück,
Dann soll ein Band auf ewig uns umweben!"
O Wonn'! Ich fühle dieser Gabe Glück,
Und eher noch verlier' ich Gut und Leben.
Der Lieb' und Hoffnung Band, mir stets geweiht,
Ich werde nie, ach! nie von Dir befreyt!

---

## Die Waffenbrüder.

Wir waren, o Bruder, so lange vereint
In Kampf, Beschwerden und Freuden;
Doch unsere Fürsten, sie lösen ihr Band,
Und Trennung gebietet das Vaterland —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Jetzt einsam wandl' ich auf dornigem Pfad
Der Ehre; wir müssen uns meiden!
Wer sagt dann, fall' ich in tobenden Reih'n:
„Ihr muthigen Kämpfer, gedenket noch sein!" —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Und steht fest unter den Franken mein Ruhm
Durch Thaten, von Manchem zu neiden,
Wer theilt ihn so herzlich, ihr Helden, von Euch?
Wer fühlt es so innig? Wer denkt mir so gleich? —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Wer seufzt, da fern noch die Schöne mich bannt,
In meine Thränen und Leiden?
Wenn einst sie die Strenge durch Milde versüßt,
Wer naht, der das Glück mit dem Frohen genießt? —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Nie klagt' ich in Sorgen des Lebens, da noch
Die Freundschaft lächelt' uns beyden:
Jetzt seh' ich die Hoffnung im Sturme verweh'n,
Glück, Freuden und wackere Stütze vergeh'n —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

---

## Die Burgherrin.

„Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!
(So spricht zu mir die junge Schöne;)
Häng' auf den Helm, stell' ein das Roß!
Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!
Nacht schon sich auf die Höh'n ergoß,
Im Walde ruh'n der Vögel Töne.
Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!“
So spricht zu mir die junge Schöne.

Wie traulich dieser Aufenthalt!
Wie reizend ach! die junge Schöne!
Trüb' ist die Flur, der Wind so kalt,
Doch traulich dieser Aufenthalt,
Wo ich, bis neu der Tag entwallt,
Und länger noch, zu ruh'n mich sehne.
Wie traulich dieser Aufenthalt!
Wie reizend ach! die junge Schöne!

Jedoch umsonst! Ich muß von hier:
Nachdenkend ist die junge Schöne.
„Bis morgen komm!“ So ruft sie mir;
Allein umsonst! Ich muß von hier —
Sie senkt das Haupt; mir dünket schier,
Im Auge stand ihr eine Thräne.
Vergebens, ach! Ich muß von hier:
Nachdenkend ist die junge Schöne.

---

## Die Rückkehr.

Die Nacht schon dunkelt,
Sie naht so schnell;
Kein Licht mehr funkelt
In dem Castell.
O Schönste, höre,
Wachst Du, auf mich!
Kein Pochen störe
Im Schlummer Dich!
Wie sollt' ich's wagen?
Wenn Morgenschein
Erglänzt am Hain,
Darf Lieb' ihr sagen:
„Der Dich verehrt,
„Nun wiederkehrt!"

Wieg' ein die Süße,
O Blüthentraum!
Allein zerfließe,
Wie leichter Schaum,
Wenn meinem Drange
Die Stunde winkt,
Was ach! so lange
Der Liebe dünkt.
Doch eh' uns golden
Der Morgen tagt,
O Träume, sagt
Zu meiner Holden:
„Der Dich verehrt,
„Nun wiederkehrt:

Hat diesen Tönen
Gelauscht ihr Ohr,
Fährt sie mit Sehnen
Vom Schlaf empor;

Das Lager fliehet
Die Schöne bald;
Ihr Antlitz glühet,
Ein Seufzer wallt.
Sie wagt, zu schauen,
Und Amor spricht:
«Eh' Morgenlicht
«Verklärt die Auen,
«Ist heimgekehrt
«Der Dich verehrt!»

Wie pocht und bebet
Mir Herz und Sinn!
O flücht'ger schwebet,
Ihr Schatten, hin!
Dich, Tag der Wonne,
Wünscht nur mein Herz,
Der Freuden Sonne
Auf langen Schmerz!
Laß, Lieb', empfahen
Das Glück uns hier,
Beflügle mir
Aurorens Nahen,
Das ihm so werth,
Der heimgekehrt!

---

## Das Andenken.

In der Hand das weiße Stäbchen
Sitz' ich bey dem Spiel der Junker,
Hör' in ausgelaß'ner Rede
Scherzen leichtgesinnte Knaben.
Willst auf kargen Ruhm Du lenken
Und auf Lust der Worte Prahlen,

Ha! Was sprächst Du, eitle Jugend,
Wäre Dir mein Angedenken?

Ehre hat mein Schwert geführet,
Ehrenwerth bin ich erprobet;
Nie hat meinen Schutz vergebens
Angefleht betrog'ne Schwäche;
Nie Wehrlose wollt' ich kränken,
Stets getreu der edlen Sitte:
Strebt, daß Euch in meinem Alter
Werd' ein solches Angedenken!

Alte Treu' und Rittertugend
Ist Euch eine schwere Fessel:
Locken, braun und blond, in Golde
Zieren Eure blanken Helme;
Einer nur die Liebe schenken
Wollt' ich, hab' sie nie verrathen:
Mehr, als tausend Tändelspiele,
Gilt ein süßes Angedenken.

Junker, glaube meiner Rede!
Scherze nicht ob meinen Worten!
Ehre, Tapferkeit und Liebe
Lernt sich in erfahr'ner Schule.
Mögen Deine Sinne lenken
Liebestreu' und wack're Dienste
Für Dein Land! Dann bleibet immer
Dir das schönste Angedenken.

---

## Olivier und Roland.

Ihr ew'gen Wäll' am Frankenland
Nehmt auf das sieggewohnte Heer!
Schon Freude jedes Herz empfand;
Es schlägt der nahen Wiederkehr;

Und rings ertönt in Echo's Klang
Der stolzen Krieger Hochgesang:
Mit Kaiser Karl in muth'gen Weisen
Sie Olivier und Roland preisen.

Doch, tapf're Franken, haltet ein!
Befürchtet ein unsel'ges Loos!
Denn tückisch fällt in Eure Reih'n
Der Tod aus jener Berge Schoos.
O seht! schon rollt der Fels herab,
Und schmettert Euch in's Thal hinab;
Die Lanzen droh'n, die Pfeile schießen,
Das Blut der Franken zu vergießen.

Hat jemals, wenn der Kampf begann,
Roland der Feinde Schaar gezählt?
Ihm bleibt sein Arm, die Ehr', ein Mann,
Den er zu seinem Freund gewählt.
Ihr Helden, Frankreichs Ruhm und Glück,
Verdient das holdeste Geschick!
Doch so viel Thaten, Muth und Prangen
Soll ach! zu früh das Grab umfangen.

Schon zweimal hat der Wiederhall
Sein Horn in Thälern nachgetönt,
Und durch die Eb'ne dringt der Schall;
Der Kaiser steht, und horcht, und wähnt —
Eil', edler Fürst! Er ruft Dir nicht
Aus Furcht um seines Lebens Licht:
Wenn Roland je nach Hülfe strebet,
So ist's, weil er um Frankreich bebet.

Jezt — doch zu spät! — als treuer Freund
Eilt Karl zum Kampfsplatz dort hinauf,
Und Ahnung, die so bang erscheint,
Beflügelt seiner Rosse Lauf:

Sein Blick durchschweift die ganze Flur,
Und sucht ringsum des Helden Spur —
Ach! Roland liegt, dem Tod zum Raube,
Mit Olivier im blut'gen Staube.

---

## Du-Guesclin an Rolands Grabe.

In diesem Thal, wo Frankreichs Stolz erlag,
Ist Roland auf unsel'gem Grund gefallen;
Heil birgt und Tapferkeit seit jenem Tag
Der Stein: hier schläft der größte Held von allen.
Wenn Fürst und Land der Herr beschützen mag,
Dann send' er mir herab aus seinen Hallen
Für ihren Dienst Treu', edlen Sinn und Muth,
Gleich jenem, der in diesem Felde ruht.

Und kommt's, daß in der Feinde Haft ich bin,
(Oft lohnt des Krieges Schicksal mit dem Bösen,)
Dann spinnet noch der Auen Schäferin
In unserm Land ihr Fädlein, mich zu lösen.
So hätt' auch Frankreich mit gerührtem Sinn
Sein Gut gebracht — wär' nicht das Loos gewesen
Dem Wunsche taub — um neue Lebensglut
Ihm zu verleih'n, der hier im Felde ruht.

An meinem Grabe doch, ihr Franken, weint,
Wenn ich auch nicht von Gott das Glück erlange,
Wie Roland, der so kühn und groß erscheint,
Zu sinken in der Schlachten edlem Gange!
Dann bebe noch des Vaterlandes Feind
Nach meinem Tod! Es leb' in dem Gesange
Der Krieger mein Gedächtniß brav und gut,
Wie jenes, der in diesem Felde ruht.

---

## Johanna d'Arc.

Der Nächte Fackel leuchtet auf den Höhen,
Im Frankenlager wohnt die Stille nur;
In meinem Banner rauscht der Weste Wehen,
Und weckt den leisen Ton auf dieser Flur.
Ich wach', und fühle nah' mein Schicksal stehen;
Ach! dieses Thal schon ahnet seine Spur:
Glänzt über mir der Mond im lichten Scheine,
So schlängeln dort sich Blitz' am fernen Haine.

Merk' auf! Es kommt die feierliche Stunde,
Wo mir genaht des Himmels Königin:
Erseufzend ging ich, treu der hohen Kunde,
Wie sie befahl, zu dem Triumphe hin;
Da lenkte Gott mein Schwert im tapfern Bunde
Auf Englands Heer, und brachte mir Gewinn:
Jetzt, da ich Frankreich half aus dunkeln Wogen,
Fühl' ich zur heim'schen Ruh mich hingezogen. —

Weht ihr nach unsern Au'n, o Abendwinde,
Die Thräne, so mein Auge nun entsandt?
Stöhnt in des Buchbaums Zweigen ihr gelinde,
Wo Schatten ich in bessern Tagen fand?
Enteilt zu meiner Hütt' in jene Gründe,
Wo ich so oft im frommen Fleiße stand!
Ach! könntet meinen Vater ihr umschweben,
Könnt' euer sanfter Hauch ihm Ruhe geben!

Dem König gab ich seine Krone wieder:
Warum nicht läßt er mich von dannen geh'n?
Mich lockt kein Ruhm mit prangendem Gefieder,
Ich kann den schimmerreichen Lohn verschmäh'n.
Mein Hüttchen seh' ich nun, den grünen Flieder,
Der Wiese Gold, die Siedler auf den Höh'n:
Lothringens Flur, als Hirtin, fromm, bescheiden,
Will ich auf deiner Trift die Heerde weiden!

Doch ha! Schon hör' ich Frankreichs Ruf erschallen,
Und kämpfe bis zum lezten Lebenslicht;
Mein Loos ist, für das Vaterland zu fallen;
Denn ihm bewahrt' ich Liebe nur und Pflicht.
Nie — ahnt mir — soll ich nach der Heimath wallen,
Sie nimmer seh'n, bevor mein Auge bricht:
Tragt dann mein Lebewohl, ihr Abendwinde,
Und meinen Staub in jene stillen Gründe!

---

## Gaston de Foix.

Was, Krieger, soll der Leichenzug bedeuten,
Der langsam durch die Ebne sich erstreckt,
Gefang'ne, Trauerfahnen ihm zur Seiten,
Und jenes Roß, mit schwarzem Flor bedeckt?
Gaston ist hin! Noch will man ihm bereiten
Die letzte Ehr', und Klageton erweckt
Sein Fall bey jedem Kämpfer; die Gesänge
Ertönen dumpf der hörbegier'gen Menge:
  „Weint, Franken, um des Vaterlandes Hort!
  Doch hemmt den lauten Schmerz auf seinem Hügel!
  Italia's Wetterstrahl, der Braven Spiegel
  Ruht in der Helden Schlaf an diesem Ort!"

Ach! hat sich, wo des Ruhmes Palmen ragen,
Nicht schützend über ihm ihr Laub vereint?
Den Siegesruf verwandelt schnell in Klagen
Das harte Loos, so unser Heer beweint.
Wo ist, Nemours, Dein Glanz, Dein kühnes Wagen?
Der arge Tod hat Deinen Glanz versteint:
So wird dem Strom, der seiner Quell entstürzet,
Vom Wintereis der rasche Lauf gekürzet.
  „Weint, Franken u. s. w.

Des Adlers Sohn erhebt in kühnem Feuer
Sich hoch, und prüft der Schwinge Kraft und Glück;

Er theilet Wolken, schaut zur Sonne freyer,
Doch ein Geschoß wirft ihn auf's Land zurück:
Gaston, im Siege schon, eilt noch zu neuer
Gefahr, da wird Verräther sein Geschick;
Bayard will in die Schaar der Feinde brechen
Zur Hülf', allein — Bayard kann ihn nur rächen!
«Weint, Franken u. s. w.

O Held! des Ruhmes Lorbeern noch umranken
Den letzten Schritt auf Deiner Kriegesbahn;
Wohl tausend Gegner Deinem Muthe sanken,
Und lagen um Dich her auf jenem Plan.
Dein edler König, Vater aller Franken,
Auf den sie stets mit Lieb' und Ehrfurcht sah'n,
Er hat den unglückvollen Sieg beweinet,
Weil ihm die Kunde Deines Falls erscheinet!
«Weint, Franken u. s. w.

Ihr Trauerfahnen, senket euch im Schreiten
Des Zuges, der durch Ebnen sich erstreckt!
Gefang'ne, wallt der düstern Schaar zur Seiten,
Und du, sein Roß, mit schwarzem Flor bedeckt!
Gaston ist hin! Dort will man ihm bereiten
Den letzten Dienst, der uns're Klage weckt:
Schreibt, Krieger, wo ihn hüllt des Grabes Enge,
Noch ein den Schluß der traurigen Gesänge!
«Weint, Franken u. s. w.

---

## Bayard in Brescia.

Verwundet in Italia's Ebnen, fand
Bayard die Ruh' und Pflege nun bey jenen,
Die, kam der Held auch feindlich in ihr Land,
Doch seine Macht geschützt in Kriegestönen,
Und Plündrungswuth von ihnen abgewandt:
Dankbar erkennt Ihr solches, junge Schönen!

Mit sanften Harmonie'n, mit trautem Wort
Und Balsam tröstet Ihr sein Leiden dort.

„Ihr werdet, Frankreich's Städt', ihn wiedersehen!
Oft schützet euch sein Arm und Muth:
Sein Leben wird dem grausen Tod entgehen;
In ritterlicher Ehre Glut
Seht Ihr ihn nun auf Euern Mauern stehen,
Wo er dem Siege weiht sein edles Blut.
Laß, Schwester, uns des Helden Leid versüßen!
Mög' im Gesang sich Ruh' auf ihn ergießen!

„Ihr, gute Völker Frankreichs, seht ihn wieder!
Der Armen Noth gedenket sein;
Des Himmels Gnade lächelt nieder,
Den Ritter, Frankreichs Ruhm, empfangen seine Brüder;
Nun steht er bald in ihren Reih'n,
Erfüllt ist das Gebet, so ihm Bedrängte weih'n.
Laß, Schwester, uns u. s. w.

„Ihr seht ihn, Frankreichs edle Damen,
Der Recht und Unschuld oft geschirmt nach Ritterpflicht!
O holde Schönen, fürchtet nicht,
Daß Liebesgluten hier in seine Seele kamen!
Doch hört am Feindesstrand des Edlen Namen!
Er trocknet uns're Thrän', er war uns Heil und Licht.
Laß, Schwester u. s. w.

„Ihr seht ihn, Frankreichs Ritter! Kühn
Lenkt' Euch sein Ruf im tapfern Streite:
Nun wird sein Helmbusch weh'n und ihm zur Seite
Der Siegesgott in Schlachten zieh'n;
Sein König, werth des Helden, nennt schon heute
Den Ritter ohne Furcht und Tadel ihn.
Laß, Schwester u. s. w.

„Du siehst ihn, schönes Frankenland!
O laß ihn uns noch wen'ge Augenblicke,
Daß ohne Waffen noch beglücke
Der Held Italia's vor ihm erbebten Strand!
Doch hält vergebens ihn der reinsten Liebe Band:
Sein Herz eilt nach dem Vaterland zurücke.
Laß, Schwester u. s. w.

## La Trémouille.

Vergeßt mein nicht! (so sprach seit jungen Jahren
Ein Ritter, der den Frankennamen ehrt,
Und, Bayard gleich an Muth in den Gefahren,
Stets ohne Furcht und Tadel sich bewährt;)
Ihr, die mein glühend Herz erheben,
Ihr folgt mir, wenn mein Auge bricht:
Ruhm, Tapferkeit und edles Streben,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht! Den Spruch hab' ich erwählet:
Die Freundschaft war ja meines Lebens Glück,
Und allen, die ihr Hauch für mich beseelet,
Rief dieses Wort Erinn'rung oft zurück;
Und schirmt' ich je Euch, zarte Frauen,
Konnt' Euer lächelnd Angesicht
Mit Ruh' auf meine Thaten schauen,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht auch Ihr, o Frankreichs Feinde!
Gesetz ertheilen wollt Ihr künftig dort.
Vergeßt mein nicht! denn heldenmüth'ge Freunde,
Zu tausend rufen sie mit mir das Wort;
Und trotzt Ihr, meine Waffenbrüder
Dem Feind, erschallt zu Ehr' und Pflicht
Der Braven Kriegstrommete wieder,
Vergeßt mein nicht!

Vergiß mein nicht, o Herr und edler König,
Dem alles Glück, doch nicht die Ehre, schwand!
Ich seh', es bleibt der Freyheit ach! so wenig,
Der Hoffnung wenig für mein Vaterland.
Im Feld Pavia's muß ich fallen;
Hier wölkt sich uns'rer Thaten Licht:
Wenn, Franken, Thränen Euch entwallen,
Vergeßt mein nicht!

# Geschichtliche Bemerkungen.

## Olivier und Roland.

Die Geschichte ist, so zu sagen, stumm über das Leben dieser beyden Ritter, welche Romanschreiber und Dichter so sehr verherrlicht haben. Sie lehrt uns nur, daß Roland Statthalter über die Küsten des Brittannischen Oceans, und ein Sohn des Milon, Grafen von Angers, und der Bertha, Schwester Karls des Großen, war. Olivier und Roland fielen in der für Frankreich so unheilvollen Schlacht bey Ronceval. Diesem Ereigniß ward ein Denkmal geweiht.

Im Jahr 778 baten Sarazenische Emirs, welche einige Herrschaften in Spanien besaßen, Karl den Großen dringend um Hülfe gegen Abdorrhaman, den Mächtigsten unter ihnen, der sie unterjochen wollte. Karl überstieg die Pyrenäen, eroberte Pampelona und Saragossa, befreyte die Christen von dem Tribut, welchen sie den Muselmännern entrichtet, und empfing die Huldigung derjenigen, welche seine Macht um Beystand angerufen hatten. Er kehrte in Sicherheit zurück und schon lag der größte Theil des Gebirges hinter ihm, als plötzlich sein Nachzug angegriffen ward. Loup (Wolf) II., Herzog der Gasconier, den so viele Beweggründe des Eigennutzes und der Rache gegen Karl den Großen aufgeregt, hatte den Einmarsch der Franken in Spanien respektirt, weil er sich vorbehielt, ihnen dadurch den Rückzug abzuschneiden, daß er sie zwischen die Sarazenen und die Gebirge einschlösse. Wirklich erwartete er Karls Heer in den Pässen der Pyrenäen, und überfiel auf verrätherische Weise den Nachzug, der, aus den Tapfersten bestehend, durch diesen raschen Angriff nicht zerstreut ward. Jedoch konnten die Franken weder ihre Streit-

kräfte entwickeln, noch einen Feind erreichen, der, fast ungesehen, sie mit sicherem Geschosse traf. Zudem wurden sie von den Felsen, so der Feind die Höhen herabrollen ließ, zerschmettert. Endlich unterlagen sie nach einem der hartnäckigsten Kämpfe, und fanden, nachdem die heldenmüthigsten ihrer Krieger, Roland, Olivier, Egibard, Großmeister des königlichen Hauses, und Anselm, Graf des Pallastes, gefallen waren, einen glorreichen Tod auf jenem unseligen Schlachtfelde.

Man sehe nun, was die Einbildungskraft der Romandichter noch dieser Thatsache beyfügte. Turpin's Chronik nimmt an, daß zufolge der Kundschaft des treulosen Ganelon von Mainz, der auf Roland's Ruhm eifersüchtig war, zwey Sarazenen-Könige (und nicht der Herzog von Gascogne) den von Roland und Olivier befehligten Nachzug des Fränkischen Heers angriffen. Roland, der Wunder von Tapferkeit gethan, der den braven Olivier, seinen Freund und Waffenbruder, fallen gesehen, und der selbst schon fast der Ueberzahl erlag, nahm Zuflucht zu seinem letzten Hülfsmittel. Er hatte ein magisches Horn, das fernhin, bald freudige, bald schreckhafte, Töne erschallen ließ, und dessen er sich sowohl zum Alarmblasen, als zur Verherrlichung seiner Siege, bediente. Er stieß mit aller Macht hinein. Karl, welcher schon über die Gebirge hinaus war, hörte es und wollte seinem Neffen zu Hülfe eilen. Aber Ganelon wußte ihn so gut zu überzeugen, daß dies ein Schall des Siegs und kein Nothsignal wäre, daß er seinen Weg fortsetzte. Eine Weile darauf, während welcher Roland, unter einem Haufen Getödteter beynahe erdrückt, die umsonst erwartete Hülfe durch Verzweiflung ersetzt hatte, ließ sich der Ton des Horns zum zweytenmal auf so furchtbare Weise hören, daß Karl nicht länger über die Gefahren seines Neffen getäuscht werden konnte. Doch schon zu weit entfernt, als daß sein Heer zeitig bey jenem anzulangen vermochte, sandte er eilends Balduin, Rolands Bruder, und seinen Freund Theodorich, hin. Diese fanden Roland im Sterben. Die Adern seiner Kehle

waren durch die Gewalt, womit er in das Horn gestoßen, zersprengt; das Blut drang ihm in großen Strömen aus Mund und Nasenlöchern, so wie aus den häufigen Wunden, die er empfangen, und bethaute den Sand, auf dem er lag. Roland erkannte jedoch seinen Bruder und seinen Freund. Er begehrte einen Trunk Wasser, und dadurch etwas erquickt, beichtete er ihnen, und hauchte in ihren und des Erzbischofs Turpin Armen seinen Geist aus. Karl der Große, der seinen Neffen nicht retten gekonnt, wollte ihn wenigstens rächen. Er schlug gänzlich die Sarazenen, tödtete einen ihrer Könige, und ließ den Verräther Ganelon, dessen Treulosigkeit offenbar wurde, in Martern umkommen. Die Chronik fügt hinzu, daß die Ueberreste Roland's und Olivier's nach Blaye gebracht wurden, wo sie in einer schönen Kirche ruhen. Man begrub mit Roland die Stücke seines Schwertes, der berühmten Durandal, welches er im Sterben zerbrach, aus Furcht, der Feind möchte es erhalten, und das magische Horn, das er dort so oft umsonst geblasen hatte.

Der Pater Daniel hat eine handschriftliche Darstellung der Alterthümer in dieser Gegend von Ronceval, datirt vom 15. December 1707, benutzt. Sie enthält die Beschreibung einer Kapelle, die dreyhundert Schritte von der Abtey zu Ronceval erbaut ist. Unter dieser befindet sich ein Gewölbe, in welchem der Verfasser bey'm Schein einer Fackel verschiedene Gebeine, und dreyßig einfache und inschriftlose Gräber, sah. Auf einer Mauer der Kapelle erblickt man ein Fresco-Gemälde, welches die Schlacht von Ronceval vorstellt, und einige Inschriften, worunter folgende: Thierry d'Ardennes, Riol du Mas, Gui de Bourgogne, Olivier, Roland. Nach der Sage des Landes ließ Karl der Große diese Kapelle erbauen, wo man für die bey Ronceval gefallenen Franken betete; auch ist, nach derselben, das Gewölbe der Ort, wo er sie begraben ließ, und die dreyßig Gräber sind die der vornehmsten Ritter, welche in diesem Kampfe fielen. Diese Sage wird durch einen aus undenklicher

Zeit herrührenden Gebrauch bekräftigt. Man begräbt nämlich hier nur Franzosen, und zwar solche, die im Hospital der Abtey Roncevaux sterben. Die Bewohner des Landes würden nicht zugeben, daß daselbst Jemand von ihnen beerdigt würde.

Was auch an diesen Alterthümern seyn, auf welche sich, wie der P. Daniel sagt, keine dreiste Behauptung wagen läßt — Roland und Olivier waren lange die Vorbilder der Franzosen, und die kriegerischen Gesänge, welche ihre Thaten verherrlicht, befeuerten den Muth unserer Soldaten noch unter dem dritten Geschlecht unserer Könige. Man weiß, daß der König Johann, als er am Tage der Schlacht bey Poitiers einige Soldaten das Rolandslied singen hörte, im Scherze sprach: „Man sieht schon lange keinen Roland mehr unter den Franzosen," und daß ein alter Krieger, durch diesen Tadel verletzt, mit Stolz antwortete: „Weil sie keinen Karl den Großen mehr haben, der sie anführt." —

---

## Bertrand Du-Guesclin.

Dieser große Mann, welcher dazu bestimmt war, im 14. Jahrhundert der Schrecken der Engländer und Spanier, und die Stütze der Krone Frankreichs zu seyn, empfing das Lebenslicht auf dem Schlosse la Mothe, sechs Stunden von Rennes, in der Bretagne. Sein Vater besaß mehr Adel, als Güter, und konnte sich in letzterem Betracht kaum seinem Stande gemäß zeigen. Bertrand's Mutter, eine vollkommen schöne Dame, war untröstlich, ein so häßliches Kind zur Welt gebracht zu haben. Die verschlossene und wilde Gemüthsart des kleinen Du-Guesclin, und seine derben Manieren, vergrößerten noch die Abneigung, welche er seinen Eltern einflößte, und diese Abneigung, so man ihm nicht verbergen konnte, schärfte noch mehr sein heftiges Temperament.

Da alles seinem Hang entgegen stand, entfloh Bertrand zu einem seiner Oheime. Dieser behielt ihn eine Zeit-

lang bey sich, übte ihn in Werken, die seiner kriegerischen Natur zusagten, und verfuhr dabey so gut, daß es ihm gelang, jenen mit seinen Eltern wieder zu versöhnen. Bertrand, jetzt frey seiner herrschenden Neigung überlassen, zeichnete sich bald bey einem Turniere aus.

Der Krieg, so in der Bretagne zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois, welche beyde auf dieses Herzogthum Anspruch machten, sich entzündet, war für Du-Guesclin ein Anlaß, seine ersten Waffenthaten zu verrichten. England unterstützte die Ansprüche des Johann von Montfort, Bertrand erklärte sich für Karl, der von Frankreich beschützt war, und wußte bald seinen Namen furchtbar zu machen.

Jedoch die Engländer, deren Stolz durch die Gefangenschaft des Königs Johann erhöht wurde, schmeichelten sich mit der Hoffnung, Frankreich, das sie von allen Seiten berannt, zu erobern. Du-Guesclin benutzte den zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois geschlossenen Waffenstillstand, eilte zu dem Dauphin, Regenten von Frankreich (nachmals Karl V.), und bot ihm seine Dienste an. Er begann damit, daß er unter den Augen des Fürsten das Schloß von Melun mit Sturm einnahm, und diese glänzende Waffenthat rechtfertigte den großen Ruf, den er sich bereits erworben hatte. Auch das Fort von Rouleboise und die Städte Mantes und Meulan unterwarfen sich seiner Tapferkeit. Endlich brachte er den Engländern in geordneter Schlacht bey Cocherel eine Niederlage bey, und nahm den Captal von Buch, ihren Feldherrn, gefangen.

Es wäre zu weitläuftig, alle glanzvollen Thaten dieses Helden aufzuzählen, den das Glück manchmal verrieth, den aber sein Wechsel nie beugen konnte.

Als Karl von Blois in der Schlacht bey Auray das Leben verloren hatte, erbot sich Bertrand, der in Frankreich keine Gelegenheit mehr zum Streiten fand, bey König Karl V., das Reich von dem Haufen der Landstreicher zu befreyen, welche es, in Folge der langen Kriege, die man zu bestehen

gehabt, verheerten. Er gab dem Könige den Vorwand ein, daß dieser den Tod seiner Schwägerin, Blanca von Bourbon, welche ihr Gemahl, Pedro der Grausame, König von Castilien, umbringen ließ, rächen wolle. Bertrand bewog alle jene Soldaten und ihre Führer, ihm nach Spanien zu folgen, wo er alle Kraft anwandte, Pedro niederzuwerfen, um seinen Bruder Heinrich, Grafen von Transtamara, auf den Thron zu setzen. Diese erste Unternehmung, welche anfänglich zu gelingen versprach, scheiterte an der Hülfe, so der Prinz von Wallis dem Pedro leistete. Heinrich verlor die Schlacht bey Navaretta, wo Bertrand, nebst dem größten Theil der Französischen Heerführer, gefangen ward. Der Prinz von Wallis bot Du-Guesclin die Freyheit an, und wollte, daß dieser selbst sein Lösegeld bestimmen möchte. Der Bretagnische Held nannte eine ungeheure Summe. „Wo aber nehmt Ihr all dieses Gold her?“ rief der erstaunte Prinz. „Von meinen Freunden,“ erwiederte der stolze Du-Guesclin. „Es gibt kein Mägdlein in Frankreich, die nicht ihren Rocken spänne, um mich aus Eueren Händen zu befreyen.“ — Die Prinzessin von Wallis, gerührt von Du-Guesclins Tugenden, schoß zuerst eine starke Summe her, um die Freyheit eines Mannes zu erkaufen, welcher der furchtbarste Feind ihres Vaterlandes war. „Ach! Madame!“ rief er, sich ihr zu Füßen werfend; „ich hatte bis jetzt geglaubt, der häßlichste Ritter Frankreichs zu seyn; aber ich hege nicht mehr so böse Meinung über mich, da mir die Damen solche Geschenke machen.“ —

Du-Guesclin wartete nicht lange auf seine Befreyung. Ein Edelmann ward beauftragt, den Engländern das Lösegeld für diesen ruhmreichen Gefangenen zu bezahlen.

Er eilte nun, sich an der Spitze von 7000 Franzosen dem Transtamara, welcher Toledo belagerte, anzuschließen. Hier entschied Du-Guesclin nach zwey Gefechten, deren erstes ohne ihn zum Nachtheil Heinrichs ausgefallen wäre, mit seinen Franzosen den Sieg. Bald darauf erfolgte das unglück-

liche Ende Pedro's des Grausamen. Du-Guesclin war Zeuge davon, und konnte nicht umhin, darüber zu seufzen.*)

Da Heinrich keinen Mitwerber um die Krone mehr hatte, und Toledo ihm die Thore öffnete, schlug Bertrand den Weg nach Frankreich ein, wohin ihn der König, und besonders die Frechheit der Engländer, welche Paris bedrohten, rief. Begleitet von dem alten Marschall von Audreghem, dem jungen Lebègue von Vislaine, Johann von Chandos und dem Captal von Buch, ging er durch das Thal von Ronceval aus Spanien. Die Ritter machten Halt an Roland's Grab, und zwar an der Stelle, wo er fiel, und Du-Guesclin betete so: «Herr Gott! Hier liegt die Blume der Ritterschaft; unter diesem Stein ist Heil und Tapferkeit verschlossen. Gewähre Deinem Diener Guesclin, seinem Könige Karl zu dienen, wie jener Brave dem mächtigen Kaiser Karl dem Großen gedienet hat, und in herrlichen Tagen der Schlacht zu fallen wie Roland.»

Bey seiner Ankunft in Paris ward Du-Guesclin zur Würde eines Connétable von Frankreich erhoben, die durch Fiennes's Entlassung erledigt war. Er ging von da ab, um die Engländer aus der Normandie zu vertreiben. Zwey Feldzüge waren hinlänglich, den Feind zu zwingen, daß er das Königreich Frankreich verließ.

Karl fand, daß sein Connétable zu rasch verfuhr, und hielt ihn immer in seinen Fortschritten auf. Als Du-Guesclin den Spruch, nach welchem die Güter des Herzogs von Bretagne sequestrirt wurden, vollziehen sollte, sah er in diesem ungerechten Befehl nur eine Verbindlichkeit, sein Vaterland zu verwüsten; und Edelleute, welche noch unlängst neben ihm

*) Er ward auf der Flucht gefangen, und fiel, als Heinrich vor ihm erschien, denselben wüthend an, ward aber von ihm erdolcht. Heinrich gerieth über seine eigne That in Verzweiflung, und beruhigte sich erst durch den überzeugenden Gedanken, daß Pedro sein wirklicher Bruder nicht sey. G.

gekämpft, als Feinde zu behandeln. Allein gezwungen, diesem Befehl Gehorsam zu leisten, erblickte er mit Schmerz, wie seine Verwandten und Freunde sich von ihm entfernten und ihn als Unterdrücker ansahen. Alle bey seinem Heere stehenden Bretagner verließen ihn. Entmuthigt durch diesen allgemeinen Abfall, betrieb er nicht mehr die Kriegsoperationen mit der gewohnten Kraft. Zum erstenmal kamen ihm Unfälle. Seine Feinde benutzten diesen Umstand, um ihn in Karls Augen zu verderben. Dieser schrieb ihm, und beklagte sich über die Langsamkeit seiner Dienste. Ein solcher Schimpf mußte Du-Guesclin höchst empfindlich seyn. Er sandte sogleich den Connétabledegen dem Könige zurück, welcher jedoch, bald von seinem Irrthume befreyt, ihm wieder das alte Vertrauen schenkte, und ihm auftrug, die Engländer, welche nochmals in Frankreich eingedrungen waren, zu vertreiben.

Als Du-Guesclin unter den Mauern von Chateauneuf-Randon angekommen war, wurde er von einem Fieber befallen, das ihn in wenigen Tagen hinraffte. Er nahm Abschied von seinen alten Waffengenossen; sodann ergriff er das Connétableschwert, küßte es mit heiliger Ehrfurcht, und betheuerte, daß er es nie anders als um der Ehre Willen gezogen habe. Er verschied den 13. Juli, 1380, sechs und sechzig Jahre alt.

Die Engländer, ihren Feldherrn an der Spitze, legten die Schlüssel von Randon auf Du-Guesclin's Todesbett. Die alleinige Furcht vor seinem Namen, und die Drohungen, welche er noch sogar in den letzten Zügen gegen dieselben erließ, zwangen sie zur Uebergabe.

Dieser große Mann war zweymal vermählt. Seine erste Gattin war Epiphanie Raguenel, die schönste und geistreichste Frau ihrer Zeit. Er hinterließ keine Kinder aus diesen beyden Ehen.

## Johanna d'Arc.

Johanna d'Arc erblickte das Licht im Dorfe Dom-Remy, auf den Gränzen Lothringens und der Champagne. Ihr Vater hieß Jakob d'Arc, und ihre Mutter Isabella Romée. Da ihre Eltern schlichte Landleute waren, so erhielt sie eine ihrem Stand angemessene Erziehung. Die ersten Grundsätze der Religion, einige Andachtsübungen, und jene Moral, welche den Menschen von jeder Klasse Trost und Stärke verleiht, dies waren die Kenntnisse der geringen Bäuerin, der Jungfrau jener Fluren, welche das Schicksal ihres Vaterlandes zu ändern bestimmt war.

Von ihrem dreyzehnten Jahre an behauptete Johanna d'Arc Offenbarungen oder himmlische Erscheinungen zu haben, welche sie zur Frömmigkeit ermahnten, und dabey versicherten, daß sie die Engländer vertreiben und dem Könige von Frankreich die Krone wieder geben würde. So wie sie in den Jahren vorrückte, wurden auch die Befehle der himmlischen Gesandten dringender, und sie sagten ihr zwey- oder dreymal wöchentlich, daß sie abreisen und sich in das Innere von Frankreich begeben solle. Endlich faßte sie, diesem Gebot zufolge, den Entschluß, sich an den edlen Herrn von Baudricourt, Gouverneur von Vaucouleurs, zu wenden, mit der Bitte, daß er sie zu dem Könige senden möge. Begleitet von einem ihrer Oheime, dem sie sich anvertraut hatte, erschien Johanna vor dem edlen Herrn von Baudricourt, und eröffnete ihm die Sendung, mit der sie beauftragt zu seyn glaubte. Der Gouverneur behandelte sie wie eine Phantastin, und schickte sie fort. Aber Johanna, ohne sich dadurch schrecken zu lassen, kam mehrmals wieder. Ihre Beharrlichkeit errang endlich Baudricourt's Einwilligung. Sie zog Mannskleider an, und reis'te nach Chinon, wo sich der König aufhielt. Im Geleite eines ihrer Brüder, zweyer Edelleute ihres Landes, die, angezogen von ihrer naiven Beredsamkeit, sich dazu verstanden, und einiger Mannschaft derselben,

machte sie, in einem vom Feinde besetzten und mit tiefen Strömen durchschnittenen Lande, in Zeit von eilf Tagen eine Wanderung von 150 Stunden, und kam endlich bey dem König an. Erst nach tausend Hindernissen gelang es ihr, mit ihm zu sprechen. Johanna erkannte ihn inmitten der Herren seines Hofes. Sie umfaßte seine Kniee, und sprach: „Edler Dauphin! Ich komme und bin von Gott gesandt, Euch und dem Königreich Hülfe zu bringen.“ —

Jedoch die Räthe des Königs wollten nicht, daß man diesem jungen Mädchen bewaffnete Mannschaft (Gens d'armes) zur Führung anvertraue, bevor man sich von der Wahrheit ihrer Reden überzeugt habe. Man ließ sie daher von Doctoren der Universität Poitiers prüfen. Diese suchten sie durch verfängliche Fragen in Verwirrung zu setzen; aber sie antwortete auf alles mit bewundernswerther Richtigkeet. Da nun die Examinatoren ein Wunder begehrten, das ihren Worten Kraft verleihen sollte, sprach Johanna: „Ich bin nicht hierher gekommen, um Wunderzeichen erscheinen zu lassen; aber führt mich nach Orléans, und ich werde Euch dort Beweise meiner Sendung geben!“ —

Sie erhielt endlich, was sie mit so inständigen Bitten verlangte. Der König gab der unwiderstehlichen Gewalt Johanna's, von der Begeisterung, so ihre Worte dictirt, hingerissen, nach, und gab ihr Rosse, einen Edelknaben, einen Schildknecht, und alles Geräth, das einem Anführer im Kriege nöthig war. Sie mußte mit mehreren Feldherren, welche einen Transport von Lebensmitteln und Munition in die Stadt Orléans bringen sollten, dorthin abgehen. Man wartete auf das Gelingen dieser Unternehmung, um zu sehen, ob man den Versprechungen der gottbegeisterten Jungfrau glauben dürfe. Sie wurden schnell bewahrheitet. Der Transport zog in Orléans ein, und zwar im Angesicht der Engländer, die keine Bewegung machten, um ihn zu hindern.

Dieser erste Erfolg belebte das Vertrauen des Volkes und den Muth der Soldaten. Johanna d'Arc erregte

diese edlen Empfindungen, und theilte allen Herzen den Schwung mit, der sie erhob. „In fünf Tagen“, sagte sie am 4. Mai zu den Einwohnern von Orléans, „wird kein Engländer mehr vor der Festung stehen.“ Noch den nämlichen Tag griff sie die Bastey Saint-Loup an, einer der festen Plätze, so die Engländer um die Stadt angelegt, und eroberte ihn nach dreystündigem Gefechte mit Sturm. Die folgenden Tage nahm sie nacheinander die übrigen Bollwerke, und am 8. Mai zogen sich, ihrer Vorhersagung gemäß, die Engländer zurück. So endete sie in vier Tagen diese Belagerung, welche schon sieben Monate lang gewährt hatte. —

Nachdem der erste Theil ihrer Sendung so glorreich erfüllt war, trachtete sie, das Hauptziel zu erlangen, nämlich die Krönung des Königs in Rheims. Ihre inständigen Bitten und Ermahnungen siegten über Karls VII. fortwährende Unschlüssigkeiten. „Geht nur kühn voran!“ sagte sie beständig zum Könige und zum Heer; „dann wird euch alles gelingen.“ —

Aber man kann wohl denken, daß der Monarch, troz diesen Versicherungen, vor dem kühnen Projekt, das sie ihm darlegte, erschrak, und daß er Anstand nahm, achtzig Stunden eines Landes, dessen sämmtliche Festungen, so wie die Stadt Rheims selbst, sich in Englischer Gewalt befanden, mit einem Heere zu durchziehen, das gering an Zahl, schlecht besoldet, und ohne Lebensmittel war, und das keine andere Stütze hatte, als seinen Muth und die Versprechung einer siebzehnjährigen Bäuerin. Aber so groß war das Ansehn dieses außerordentlichen Mädchens, daß man den gefährlichen Weg unternahm. Die aufrührischen Städte wichen ihrem Muth oder dem Schrecken, den ihr Name einflößte, und öffneten die Thore; auch Rheims folgte diesem Beyspiel. Der König hielt daselbst am 16. Juli seinen feierlichen Einzug, und den folgenden Tag ward er, zur großen Genugthuung Johanna's, in der Kathedralkirche gekrönt. Sie stand während der Ceremonie am Altar, ihre Standarte in der Hand.

Die Jungfrau sagte nun, daß ihre Sendung hier beschlossen sey, und die demüthige Johanna sehnte sich, während ganz Europa ihren Ruhm wiederhallte, nur nach der Ruhe ihres frühern verborgenen Lebens. Sie bat auf das sehnlichste um ihren Abschied, und blieb nur, weil sie den Befehlen des Königs und den Bitten seiner Feldherrn nachgab, welche mit Recht fürchteten, daß Johanna's Abgang die Truppen völlig entmuthigen würde. „Gezwungen, dem Willen ihres Fürsten Gehorsam zu leisten, bemerkte man, daß sie von jetzt an nicht mehr ihre Meinung denen der Minister und Generäle entgegenstellte, eine Freiheit, welche sie sich bisher fast immer erlaubt hatte. Es war ihr genug, die Beschwerden der gewagtesten Unternehmungen zu theilen, und sich immer zuerst der Gefahr auszusetzen.“ Ihrer glühenden Begeisterung folgte ein ruhiger Muth. Man sah nicht mehr die inspirirte Prophetin, sondern eine in ihr Schicksal ergebene christliche Märtyrin. Häufig kamen jetzt die süßen Erinnerungen an ihr Geburtsland, wovon Johanna immer so gerne sprach, in ihr Gedächtniß zurück. Mit Rührung dachte sie „an die lieblichen Thäler, die grünen Ufer der Maas, die fruchtbaren Gefilde, wohin sie ihre Heerden geleitet, und an die majestätischen Wälder, in deren Schatten sie oft entwich, um die Kühle zu genießen, und sich, ohne Furcht gestört zu seyn, dem schwermüthigen Reiz gedankenvoller Träume zu überlassen.“ „Möge es Gott, meinem Schöpfer gefallen, sagte sie zu dem Erzbischof von Rheims, daß ich jetzt die Waffen niederlegen und weggehen könnte, um meinem Vater und meiner Mutter zu dienen, und ihre Schafe zu weiden mit meiner Schwester und meinen Brüdern, die mein Wiedersehen gewiß recht erfreuen würde! —“

Dennoch opferte Johanna ihre Sehnsucht und ihre Ahnungen dem Befehl ihres Königs und dem Wohl Frankreichs, und hörte nicht auf zu streiten, bis sie das von den Engländern belagerte Compiegne vertheidigend, in die Hände derselben

fiel. Diese, weit entfernt, von solchem Muthe gerührt zu seyn, und ohne Achtung für das zarte Alter und die Tugend der edlen Gefangenen, waren so grausam, ihr den Tod zu geben. Sie wurde zum Scheiterhaufen verurtheilt, und während der Dauer jenes verhaßten Prozesses wo niedere Feindschaft sich vergebens nach Waffen gegen die Unschuld umsah, strafte sich Johanna, immer schlicht und groß, fromm und hochherzig, keinen Augenblick Lügen. Mehr als einmal erblaßten ihre Richter oder vielmehr ihre Henker vor den heldenmüthigen Antworten der Jungfrau. Dennoch entging sie nicht der ihr bestimmten Todesstrafe, welche nur ihre Feinde entehren konnte. So starb noch unter neunzehn Jahren diese junge Heldin, die Befreierin Frankreichs, welche unter dem hirtlichen Dach, im Palaste ihres Königs, an der Spitze des Heers, in den Fesseln und auf dem Holze, wo sie ihr ruhmvolles und reines Leben geendet, stets vom nämlichen Glanz umflossen erschien *). —

## Gaston de Foix.

Gaston de Foix, geb. 1489 **), war der Sohn des Johann von Foix, Vicomte von Narbonne, und der Maria von Orléans, Schwester Ludwigs XII, der für ihn die Grafschaft Nemours zu einer herzoglichen Pairie umschuf. Dieser junge Prinz, der sich eben so weise als tapfer bewies, folgte dem Herzog von Longville im Befehl des in Italien

*) Unter den Darstellungen von dem Leben und unglücklichen Ende der edlen Johanna d'Arc wird der neu erschienenen, aus authentischen Quellen geschöpften, von C. M. Fouqué, ein besondres Verdienst zuerkannt. — Ihr Denkmal zu Orléans ward in den wilden Tagen der Revolution zerstört. Aber diese Stadt beschloß im Jahre 1802, ihr eine neue metallene Statue zu errichten. Auch findet sich unter den von Lenoir gesammelten Monumens français in Paris eine Büste der Jungfrau, die für ein treues Abbild derselben gehalten wird. Sie ist im Brustharnisch, mit wahrhaft kindlichem und frommlächelnden Antlitze dargestellt.

**) Nach Andern 1488. —

stehenden Heers, und bald wurde er wegen seiner herrlichen Thaten der Wetterstrahl Italiens genannt. Er nöthigte Pedro von Navarra, den Feldherrn Ferdinands des Katholischen, die Belagerung von Bologna aufzuheben, kam Brescia zu Hülfe, welches er den Venetianern wieder abnahm und belagerte Ravenna. Dennoch brachten seine glänzenden Erfolge keine ständige Frucht, und die Schlacht bey Ravenna, welche er am Ostertage, den 11. April 1512, gegen die Spanier gewann, kostete ihm, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, das Leben. Er ward in diesem Kampfe von dem Ritter Bayard, Louis d'Ars und Lautrec muthig unterstützt. Gaston wollte einen Haufen Spanier, der sich in guter Ordnung zurückzog, umzingeln. Diese verwegene und höchst muthvolle That gelang ihm nicht. Er fiel unter Lanzenstößen im Alter von drey und zwanzig Jahren.

Man höre, was Brantôme, so wie ein Spanischer Schriftsteller aus jener Zeit, von diesem jungen Helden sagt: —

«Gaston de Foix, gewiß ein Mann von hoher und bewundrungswürdiger Tugend, hatte zuerst bey Como, und dann bey Mailand, die Schweizer, welche der Papst Julius zur Hülfe kommen ließ, im Zaum gehalten und ihren Anfall abgeschlagen *); dann kam er mit unglaublicher Schnelligkeit bey Bologna an, hob die von den Spaniern angefangene Belagerung dieser Stadt auf, wandte nunmehr alle seine Streitkräfte gegen die Venetianer, schlug sie bey Verona, und nahm Brescia ein. Von da trug er seine Fahnen über den Po, durchzog die Romagna, und erschien unter den Mauern Ravenna's, wo das Glück ihn verließ. Denn hier wurde die berühmteste Schlacht geliefert, welche seit langer Zeit in Italien vorgefallen war. Gaston fiel in dieser Schlacht, die seine Tapfer-

*) Der Papst Julius II. hatte die Allianz von Oestreich, Spanien, England, der Schweiz und Venedig gegen Ludwig XII. gestiftet. Auch (hieß es in der weiter unten angeführten Geschichte Bayard's) „wiegelte er, zum Dank dafür, daß ihn der König zum Besitz von Bologna geholfen, die Genueser zur Empörung gegen denselben auf." —

keit gewonnen hatte, durch seine allzu große Hitze. Bayard, ganz bedeckt vom Blute eines seiner Gendarmen, den eine Kanone neben ihm getödtet, eilte erschrocken zu ihm und fragte, ob er verwundet sey." "Nein," war die Antwort; "aber ich habe viele andere verwundet."— "Gott sey gelobt!" erwiederte Bayard; "Ihr habt die Schlacht gewonnen, und seyd von heute an der geehrteste aller Prinzen. Aber geht jetzt nicht weiter vor! Versammelt eure Gendarmerie, und besonders lasse man das Plündern; denn es ist dazu noch keine Zeit. Der Oberste d'Ars und ich eilen den Flüchtlingen nach, und, bey Eurem Leben, Herr! weicht nicht von hier, bis wir Euch dahin abholen, wo es nöthig ist." Herr von Nemours versprach nicht vorzurücken; aber er hielt sein Versprechen nicht. Da er sah, daß Spanisches Fußvolk sich längs einem großen Kanal zurückzog, fragte er einen fliehenden Gasconier, was das für Leute wären." "Herr", versetzte dieser, "es sind zwey Fahnen Spanier, die uns geschlagen haben." Mit Unwillen sagte der junge Prinz: "Wer mich liebt, folgt mir! Ich kann dies nicht dulden." Und ohne sich umzusehen, sprengte er, von ohngefähr zwanzig seiner Mannschaft begleitet, vor, und griff an einem so unvortheilhaften Ort an, daß sein kleiner Haufe sich kaum bewegen konnte; denn die Landstraße war auf einer Seite durch den Kanal beengt, und auf der andern war ein Graben, über den man nicht setzen konnte; so daß die Spanier, welche ihre Kugelbüchsen abgefeuert und ihre Speere gefällt hatten, bald gegen die Unsern im Vortheil waren. Herr von Nemours stritt auf's tapferste; aber man durchhieb die Kniekehlen seines Pferdes; er sank zu Boden, wo er von so vielen Stößen verwundet ward, daß er deren 14 im Antlitz hatte, und blieb todt liegen." —

Ludwig XII., dieser gefühlvolle und menschenfreundliche Fürst, rief, als er jenes unglückliche Ereigniß vernahm: „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben, könnte ich um diesen Preis meinen Neffen Gaston de Foix, und alle

die Braven, die mit ihm umkamen, in das Leben zurückrufen. Gott verhüte, daß ich oft solche Siege erringen möge!» —

Der Tod des jungen Fürsten verbreitete unter den Truppen eine solche Bestürzung, daß, (meint Brantôme,) wenn die Feinde sich nur in der Zahl von 200 Mann zu Roß (hommes d'armes) und einigem Fußvolk wieder vereinigt hätten, unser siegreiches Heer wäre geschlagen worden. —

Allein La Palice, welcher Gastons Nachfolger im Armeebefehl war, empfing die Schlüssel der noch über den Gewinn der letzten Schlacht erschrockenen Stadt Ravenna, und nahm dann seinen Weg nach Mailand, wohin er zugleich den Leib des Herzogs von Nemours brachte. Das Leichengepränge war des jungen Helden würdig. Ueberall kam ihm das Volk aus den Städten entgegen, und die Luft ertönte von Klagen und Seufzern. «Zudem» sagt Brantôme, «waren daselbst mehr als 10,000 Mann aus dem Lager, der größte Theil zu Roß, alle im Trauergewand, und vierzig vom Feind eroberte, sowohl spanische als päpstliche, Fahnen, welche man, zur Erde gesenkt, vor dem Todten hertrug; dann ganz nahe bey ihm seine Fahne und Standarte, als Beweis, daß unter diesen Zeichen der Andern Stolz gebeugt war. — Auch mehrere Gefangene gingen zu Fuß vor dem Leichname her, und unter den Bemerkenswerthen Johann von Medici, päpstlicher Legat, der noch vor Ablauf des Jahrs Papst Leo X. ward, welches derselbe nie gedacht hätte, als er sich so in der Enge befand; aber als Gefangener auf dem Wege nach Frankreich ward er bey Pavia wieder befreit, und schadete uns in der Folge sehr. Nach ihm ging der Marquis von Pescara, ein noch junger Mensch, der aber sehr geachtet war und auf dessen Gefangennehmung man großes Gewicht legte. Auch wandelte hier der große Feldherr Don Pedro von Navarra, und es folgten noch mehr andere Gefangene von Ansehn, alle auf die Art, wie bey den Triumphzügen der alten Römer, nur daß hier das Fest nicht mit Freude und Jauchzen, wie man dort vernahm, sondern mit

Thränen, Seufzern und Klagen, gefeiert ward. Hierauf beerdigte man den Leichnam in dem großen Dome von Mailand mit der höchsten Feierlichkeit und aller Art von Gottesdienst, und es ward eine Trauerrede gehalten, welche den Geschiedenen bis zum dritten Himmel erhob, wie er es auch verdiente.» —

Olhagaray erzählt in seiner Geschichte von Béarn, daß Gaston's Leib, in Begleitung aller Gefangenen, nach Mailand gebracht, und mit Trauergepränge von seinen bedauernswerthen Kriegern, welche um den Verlust ihres braven und unüberwindlichen Heerführers die Luft mit Klagetönen erfüllten, bestattet worden sey.

«Auf diese prächtige und ehrenvolle Art, fährt Brantôme fort, begruben jene tapfern Kriegsobersten Frankreichs ihren Feldherrn. Ach! Sie mußten es ja, weil ihnen nichts Besseres mehr übrig blieb. Er starb im Alter von 23 oder 24 Jahren. So wird im holden Mai das schöne grüne Gras, oder die liebliche Blume, verdorben und zertreten, bevor sie in der großen Hitze des Julius verbleicht und hinschwindet, und dann zu nichts mehr taugt, als trocken und welk, abgemäht und in Heu verwandelt zu werden.» —

---

## Bayard.

Pierre Du-Terrail, Herr von Bayard, mit dem Beinamen: der Ritter ohne Furcht und Tadel, war vielleicht der einzige aller Helden des Mittelalters, dessen Leben ohne Flecken erscheint, und den man unbedingt loben kann. Einfach, bescheiden, fromm, tapfer und hochherzig, vereinte sein Gemüth alle Tugenden. So groß war die Vollkommenheit dieses ruhmgekrönten Ritters, daß ohne das einmüthige Zeugniß der gleichzeitigen Geschichtschreiber die Nachwelt vielleicht nur ein chimärisches Vorbild in ihm erblickt hätte.

Der Ritter Bayard wurde im Jahr 1476 aus der Ehe

des Aymond Du=Terrail und der Helene des Allemand, auf dem Schlosse Bayard, in dem Thale von Graisivaudan, sechs Stunden von Grenoble, geboren. Sein Oheim stellte ihn dem Herzog von Savoyen vor, der ihn unter die Zahl seiner Edelknaben aufnahm. Er befand sich im Gefolge dieses Fürsten, als derselbe Karl VIII. zu Lyon besuchte. Entzückt über die Gewandtheit, mit welcher der junge Bayard seinen Hengst tummelte, erbat sich ihn der König von Frankreich vom Herzog von Savoyen, und vertraute ihn der Aufsicht Pauls von Luxembourg, Grafen von Lygny, an, der ihn seinen Mannen zu Roß (hommes d'armes) beigesellte. Bayard folgte dem Könige Karl VIII. nach Italien, und that in der Schlacht bey Fornone Wunder der Tapferkeit. Von diesem ersten Feldzuge an war Bayard's Leben eine ununterbrochene Reihe ruhmvoller Handlungen und glänzender Thaten. Er rettete das Französische Heer, indem er allein gegen die Spanier den Uebergang einer Brücke vertheidigete; sodann folgte er Ludwig XII., der gegen die empörten Genueser marschirte, und entschied die Unterwerfung der Stadt. Sein Muth brachte ihm zuweilen auch Unglück. Er jagte den Flüchtlingen so heftig unter die Thore von Mailand nach, daß er allein mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen ward. Später zur Hülfe des Herzogs von Navarra gegen Julius II. gerufen, nahm sich Bayard vor, diesen Papst, der ein Feind Frankreichs geworden, aufzuheben. Nur durch einen Zufall scheiterte dieses Projekt; aber der Held, eben so edelmüthig als tapfer, rettete seinem Feinde, den ein Verräther zu vergiften sich erbot, das Leben, und drohte letzterem, den Papst davon zu benachrichtigen.

Bey Brescia schwer verwundet, ward Bayard in das Haus eines dortigen Edelmanns gebracht, der entflohen war, und seine Gattin, nebst zwey Töchtern, der Gnade des Siegers überlassen hatte. Die trostlose Mutter empfing den fast sterbenden Krieger, und beschwor ihn, das Leben und die Ehre

ihrer Töchter zu retten. Bayard beruhigte sie, stellte ihr Haus in Schutz gegen jede Beleidigung, und mitten unter den Ausschweifungen, die man in einer mit Sturm eroberten Stadt beging, ward Bayard's Zufluchtsort der Aufenthalt des Friedens und die Schirmwache der Unschuld.

Als die Wunde des Helden durch die Sorgfalt seiner Wirthinnen geheilt, und er wieder bereit war, sich dem Heer anzuschließen, nahm er eine beträchtliche Summe, welche die dankbare Familie ihm bot, nur an, um sie unter die zwey jungen Schönen, deren Beschützer er war, zu vertheilen, und ging ab mit ihren Segenswünschen überhäuft.

Die Unfälle, so die letzten Jahre Ludwigs XII. verbittert, gaben vielleicht dem persönlichen Ruhme Bayard's nur einen desto höheren Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und dem Kaiser Maximilian, bedrohte Heinrich VIII., König von England, die Picardie, und ließ Térouane belagern. Die Französische Armee ward bey Guinegast (1531) in Unordnung gebracht, ohne daß es den Befehlshabern möglich war, sich wieder zu vereinen. Bayard, außer sich, bot mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit dem Feind die Stirne; da er aber seine Schaar im Begriff zu weichen sah, spornte er sein Roß gegen einen Englischen Offizier, den er einzeln wahrnahm. „Ergib Dich, Rittersmann," rief er ihm zu, „oder ich tödte Dich!" Der Officier reichte ihm sein Schwert. Bayard gab ihm auch das seinige, und sprach: „Ihr seht vor Euch den Anführer Bayard, der auch Euer Gefangener ist." Diese kluge und kühne That wurde dem Kaiser und dem Könige von England gemeldet, welche dahin entschieden, daß Bayard kein Lösegeld schuldig und die zwey Gefangenen ihres gegenseitigen Worts entbunden seyen.

Als Franz I. den Thron bestiegen, sandte er Bayard mit der Würde eines General-Lieutenants in das Land Dauphiné, um seinem Heere den Weg über die Alpen und nach Piemont zu öffnen. Prosper Colonna dachte ihn zu überfallen; aber Bayard hob selbst diesen General auf, und nahm

ihn gefangen. So gab er das Vorspiel zu dem berühmten Kampfe bey Marignano, wo er unter den Augen seines Königs Wunder that und den Sieg entschied. Nach dieser Schlacht wollte Franz I. nur von Bayard's Hand zum Ritter geschlagen seyn, weil er ihn als den Tapfersten und der an diesem Tage das Beste gethan, betrachtete.

Kaum hatte Franz I. auswärts gesiegt, als er die Gränzen seines eigenen Landes vertheidigen mußte. Die Champagne war von den Streitkräften Karls V. bedroht, welche sich bey Mézières, einem schwachen Bollwerk gegen so viele Feinde, versammelt hatten. Man schlug dem Könige vor, Mézières zu verbrennen und die ganze Provinz zu verwüsten. Bayard rief voll Unwillen über diesen furchtsamen Rath: «Es gibt keinen schwachen Platz, wo es muthvolle Männer zu seiner Vertheidigung gibt!» Er warf sich in die Stadt, mit dem festen Entschluß, sie zu retten oder darin umzukommen. «Ehe ich aus Mézières gehe,» war die Antwort des braven Ritters, «hoffe ich eine Brücke von todten Körpern zu bauen, über welche ich mit meiner Besatzung ziehen kann.» Bayard zwang den Feind, die Belagerung aufzuheben, und kam nach Paris, wo er als Befreyer empfangen ward.

Er zeigte sich nicht weniger groß, als das Glück unsere lange triumphirenden Waffen verließ. Befehligt, bey Romagnano den Rückzug des Französischen Heers zu decken, bekämpfte er die Spanier mit seiner gewohnten Tapferkeit, als ihn ein Flintenschuß in die rechte Seite traf. Er rief: «Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!» Man eilte herbey, um ihn aus dem Getümmel zu ziehen; aber er wollte nicht zum erstenmal dem Feind den Rücken kehren, und verlangte, daß man ihn, gegen die Spanier gewandt, unter einen Baum setze. Sein Muth, seine Frömmigkeit und seine schlichte heroische Weise verließen ihn auch nicht in den letzten Augenblicken. Der Feind, Herr des Schlachtfeldes, vergoß Thränen der Bewunderung über das Schicksal dieses tapfern Feldherrn. Der Marquis von Pescara dachte nicht an seinen Sieg, und be-

eiferte sich, ihm alle Hülfe zu leisten; auch der Connétable von Bourbon, der seinem Vaterland untreu geworden, konnte sich nicht der Rührung enthalten bey'm Anblick des Helden, der jenes so treu vertheidigt hatte. „Nicht ich," sagte Bayard zu ihm, „bin zu beklagen, sondern Ihr, der gegen seinen König und gegen sein Vaterland kämpft." Wenige Minuten darauf, als er diese trefflichen Worte gesprochen, gab er, im Alter von 48 Jahren, seinen Geist auf. *)

## La Trémouille.

Der Geschichtschreiber des Hauses La Trémouille sagt: „Einige Zeit nach der Vermählung des edlen Herrn Louis de La Trémouille mit Madame Marguérite d'Ambroise, Tochter des Vicomte von Thouars, wurde ihm ein schöner Sohn zu Bommier, im Lande Berry, geboren; denn dort war sein Wohnsitz. Es geschah im Jahr 1460, zur Zeit, wo die ganze Französische Monarchie sich des Friedens erfreute und an gutem Glücke reich war, unter der Regierung König Karls des Siebenten." —

Dieser Sohn wurde, wie sein Vater, bey der Taufe Ludwig genannt, und er ist unser Ritter ohne Tadel; denn so, wie Bayard und andere Heerführer seiner Zeit, wußte er diese ruhmvolle Benennung zu verdienen.

La Trémouille lebte unter fünfen und trug die Waffen unter vieren unserer Könige. Erzogen in dem Pallaste Ludwig's XI., war er kaum aus den Jahren der Kindheit getreten, als er den Schmerzensruf hörte, den die Gewissensangst allzuspät diesem Fürsten entriß. **) Karl VIII., sein

*) Er fiel beym Uebergang über die Sesia, wo er als der Letzte dem Feind die Spitze bot — Sein Leichnam ward den Franzosen ausgeliefert und in einem Minonitenkloster bey Grenoble bestattet. Hier befindet sich auch sein Mausoleum. Während der kaiserlich-Französischen Regierung ließ ihm die Stadt Grenoble eine Statue in Lebensgröße errichten.

**) Gewissensangst über sein Betragen gegen seinen Vater Karl VII.

Nachfolger, hätte La Trémouille mit Wohlthaten überhäuft; aber ein unvermutheter Tod raubte diesen Monarchen in der Blüthe seines Lebens. Im Anfange seiner Regierung vermählte die Herzogin von Baujeu dem jungen La Trémouille das Fräulein Gabriele von Bourbon, Tochter des Grafen von Montpensier. Aus dieser Verbindung, welche 33 Jahre lang das Glück beyder Gatten schuf, ward nur ein einziger Sohn, der nachmalige Prinz von Talmont, geboren.

Indessen fürchtete der Herzog von Orléans (später Ludwig XII.), nachdem er vergebens die Regentschaft zu erhalten versucht, man möchte ihn seiner Freyheit berauben, und floh zu dem Herzoge von Bretagne, der seine Vertheidigung übernahm. Der König sandte sogleich ein Heer, dessen Oberbefehl er La Trémouille, der erst 27 Jahre alt war, übergab, nach der Bretagne. Er hatte bald Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu seyn; denn er vernahm den Gewinn der Schlacht bey St. Aubin, wo der Herzog von Orléans gefangen wurde. Diese Begebenheit endigte den Krieg, und bewirkte die Vermählung Karls VIII. mit Anna von Bretagne.

Als bald darauf der König die Eroberung des Königreichs Neapel unternommen, (welche ihm so theuer zu stehen kam und die er so kurze Zeit behielt), folgte ihm La Trémouille dorthin, und bewies in diesem Feldzuge seinen Eifer, seinen Muth und seine Geschicklichkeit. Diese neuen Dienste erwarben ihm die Liebe und Dankbarkeit des Königs; er hätte sicher noch glänzende Beweise davon erhalten; aber der Tod raubte ihm den wohl verdienten Lohn.

Ludwig XII., der nun auf den Thron gelangte, hätte sich erinnern können, daß er von La Trémouille besiegt worden, und daß eine lange Gefangenschaft die Folge seiner

---

Einige behaupten, dieser habe sich durch Hunger den Tod bereitet, weil er vergiftet zu werden fürchtete. — W. Scott hat Ludwigs XI. Character in seinem Quentin Durward treffend geschildert.

Niederlage war; allein man weiß, daß der König von Frankreich nicht das dem Herzoge von Oléans zugefügte Unbild rächen wollte. Auch gab er La Trémouille nur Beweise von Vertrauen und Achtung. Er fuhr in allen Gunstbezeigungen, die derselbe von seinem Vorgänger erhalten, fort, und begehrte nur, daß er ihm mit der nämlichen Treue dienen solle.

La Trémouille schloß sich aufrichtig an diesen edelmüthigen Fürsten an, und diente ihm auf die glänzendste Art. Er nahm Ludwig von Sforza gefangen, welcher das Herzogthum Mailand usurpirte, auf das der König von Frankreich durch seine Mutter Valentina von Mailand Ansprüche hatte. Aber trotz diesem Vortheil konnte weder seine Tapferkeit, noch die des unglücklichen Gaston de Foix und so vieler andern Feldherrn, Frankreich dieses angestammte Gut erhalten. Die fortwährende Gunst, welche La Trémouille von dreyen unserer Könige genoß, verschwand auch nicht bey der Thronbesteigung Franz I. Dieser Monarch erwies dem glänzenden Verdienst des edlen Herrn de la Trémouille eben so viele Gerechtigkeit, wie seine Vorgänger, und verschaffte ihm dazu neuen Anlaß. Aber es schien, als hätte das Glück für La Trémouille die empfindlichsten Schläge bis an das Ende seiner Laufbahn verschoben. Die für Frankreich so ruhmvolle Schlacht bey Marignano raubte ihm seinen einzigen Sohn, den Prinzen von Talmont, der, auf das tapferste bey dem Vortrab fechtend, getödtet ward. Die Frau von La Trémouille konnte diesen Verlust nicht ertragen, und starb bald darauf.

Der Ritter ohne Tadel beschloß sein glorreiches Leben in der Schlacht bey Pavia. Unter den Augen Franz I. tödtlich verwundet, sah er in den letzen Augenblicken des Lebens sein Vaterland herabgewürdigt, seinen König in Fesseln, und beneidete gewiß das Schicksal Bayard's, der noch frühe genug den Tod fand, um nicht Zeuge dieser Unfälle zu seyn.

Bemerkung. Der Wahlspruch: Vergeßt mein nicht! gehörte einem edlen Herrn de la Trémouille. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß ihn der gegenwärtige bewahrt habe.

# Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung)

## Marie und Willibald.

Am Mayfesttag' in der Frühe
Lag ich im blühenden Wald.
Da hört' ich die schöne Marie
So sprechen mit Willibald.
Komm: sprach er, zum Mayentanze!
Sie sprach: ich hasse den Tanz.
Komm, sprach er, in diesem Kranze!
Sie sprach: Behalte den Kranz!

Er sprach: Ich liebe Dich herzlich.
Sie sprach: Kein Mann ist getreu!
Er sprach: Du kränkest mich schmerzlich.
Sie sprach: Das klänge mir neu.
O! sprach er, bey diesem Munde,
Geschaffen zum Liebeskuß! —
O, sprach sie, wer gibt mir Kunde,
Ob ich Dir vertrauen muß.

Er sprach: mein Flehen, mein Beben —
Sie sprach: Ein Irrwisch kein Licht!
Ev sprach: Mein Wort nnd mein Leben —
Sie sprach: genügen mir nicht.

Er sprach: Was fordert Marie?
Sie sprach: Den heiligsten Schwur.
Er sprach und fiel auf die Knie:
Bey Gott und der schönen Natur!

Wie könnt' ich, sprach er, dies begehen?
Sein Auge voll Thränen stand.
Sie sprach nicht, konnte nicht sprechen,
Und bot ihm gerührt die Hand.
Er sprang empor mit Entzücken
Und wagte den ersten Kuß.
Er las in seligen Blicken
Des liebenden Herzens Entschluß.

O welch ein Umarmen und Küssen!
Sie sprach: Ich prüfte. Vergib!
Seit Jahren — Du mußt es wissen —
Bist Du vor Allen mir lieb.
Er schmückte mit seinem Kranze
Frohlockend Mariens Haar.
Sie hießen bey'm Mayfesttanze
Das schönste, glücklichste Paar.

---

## Robert und Ditters.

### Legende.

Wißt, Robert's Genosse
(Im Erker vom Schlosse
Vorsichtig bewahrt)
War immer ein Rabe,
Mit sonderer Gabe,
Zu plaudern nach Papagay's=Art.

Einst wurde von Ditters,
Dem Koche des Ritters,
Der Rabe so feist,
So munter, betrachtet,
Gestohlen, geschlachtet,
Und still' con amore verspeist.

Weh! — Robert durchsuchte
Die Zimmer und fluchte.
Er schalt und beschrieb
Den Pater Jodocus,
Mit Hocus und Pocus
Zu fah'n den verdammlichen Dieb.

Der heilige Lehrer
Und kluger Beschwörer
Durchwandert das Schloß
Mit Weihrauch und Stabe:
„Wo bist Du, mein Rabe?
„Sprich Einmal noch mirakulos!"

Da tönt es im Bauche
Von Ditters, dem Gauche,
Der hündisch nun kroch:
„Hier bin ich, Herr Pater!
„Mich fraß nicht der Kater;
„Mich aß der verdammliche Koch." —

Doch Robert: „Nicht bange!
„Du wirst nun so lange
„In's Thurmloch gesetzt,
„Bis wieder ein Rabe
„Mit Papagay's-Gabe,
„Bezahlt für Dein Geld, mich ergetzt."

# Jessica.

(Nach dem Irischen.)

Am Seebord, über deß verödet dunklem Grün
Es immer schweigt von Lerchen=Frühgesängen,
Wo ringsum Felsen hoch und zackig hängen,
Stahl sich der junge heilige Kevin,
Um endlich unentdeckt zu schlafen, hin
Nie, sprach er, soll die Sucherin
Zu diesen abgeleg'nen Gründen
Den Schmalweg und mein Lager finden.
Er kannte nicht der Weiber schlauen Sinn. —
Der Fromme hatte längst mit Grauen
Die sehr unheilig himmelblauen
Und glühen Augen Jessica's gefloh'n.
Sie liebt' ihn brünstig lange schon,
Und wünschte zu gerechtem Lohn,
Daß er zu eigen ihr sich weihen sollte.
Wohin der Klausner fliehen wollte,
Da trippelt ihm ihr Leichtfuß nach.
In Ost und West, wohin er Bahn sich brach,
Sah er, daß Sie mit leisem Ach
Die schönen Augen schmachtend rollte.
Auf hohlem Felsenblocke traf
Der Pilger endlich Bett' und Schlaf.
Er träumte da vom Paradiese,
In fester Hoffnung: So verwiese
Er fein den weiblichen verbuhlten Feind.
Doch Erde nicht, noch Paradies befreyen
Von Liebekranker Schwärmereyen.
Hier, wo er sanft zu schlummern scheint,
Lehnt Jessica sich über ihn und weint.

Furchtlos, ja, verwegen klomm Sie hinan
Die kaum zugängliche Felsenbahn.

Er sah mit Einmal die Morgensonne
Und ihrer verführischen Augen Wonne.
O, Heilige! Habt Ihr kein Herz, kein Ohr
Ernst raffte Kevin sich vom Lager empor,
Und stürzte vom Felsabhange mit Zürnen
Und stoßend hinab die Schönste der Dirnen.
Im dunklen Gewässer, Glandalu,
Verschlangst die reizende Jessica du.
Des Heiligen Blick ward plötzlich trübe;
Zu spät erkannt' er die Flammenliebe:
„Gott," rief er, „gebe Dir Ruh nach Weh!" —
Da vernahm er Zaubermusik auf dem See,
Und ihr Geist, wie zum Danke herbeygeflogen,
Glitt lächelnd über die finstern Wogen.

---

## Die Landsknechte.

(Legende, nach Wend-Unmuth.

In einer großen Schlacht, (doch wo?
Fällt meiner Chronik schwer zu sagen)
Ward eine Summa Volks erschlagen.
Landsknechte, die cum jubilo
Längst unter Einem Fähnlein lagen,
Beschlossen, auch im Tod vereint,
Mit ihrer Wehr und rothem Zeichen,
Hinabzuziehn zum bösen Feind,
Und sich, wo möglich, zu vergleichen.
Doch als die Teufel kaum ihr Nah'n
Mit Wehr und rothen Binden sah'n,
Ergriff sie fürchterlicher Wahn.
(Denn Christus trug auch eine rothe Fahne,
Da siegreich er zur Hölle fuhr.)
Sie träumten ach! geschärfte Strafen nur.

Ja, gänzliche Vertilgungsplane,
Befestigten mit Pfählen sich
Und Eisenriegeln aller Orten,
Verrammelten des Abgrunds Pforten,
Und hofften plötzlich, brüderlich
Mit der Verdammten Bundesheeren
Den neuen Machtsturm abzuwehren.
Die tapfern Landsknecht' ahnen schon
Für ihrer bösen Thaten Lohn
Ein ziemlich heißes Winterlager;
Da hob der Troß Verworf'ner Jager
Zu werfen und zu schießen an,
Und ha! mit Donnerton begann
Des Thores Hüter: „Hört, Genossen
Des Aufruhrs und der Räuberey!
„Ihr plagtet gern die Längstverdammten neu,
Doch wißt: die Höll' ist Euch verschlossen,
Die Teufel selbst mißtrauen Euch.
Wo möglich, sucht in's Himmelreich
Euch durch St. Peter einzuschwärzen!" —
Sie murrten, schalten, fluchten sehr,
Und zogen fort mit schwerem Herzen.
Nun stand erwartungsvoll das Heer
Leis klopfend an der Himmelspforte,
Bat und versuchte Schmeichelworte.
St. Peter, auf den ersten Blick,
Kannt' an den Federn schon die Vögel,
Und schrie: „Rebellen, weicht zurück!
Zurück, ihr Uebelthäter! Flegel!
Kein Fußfall? Wie? Kein Meisterstück
Von Recantation? — Zurück,
Blutzapfer! Trollt Euch flugs von dannen!
Wer blos den Frieden zu verbannen
Und Zank zu stiften sich befleißt,
Ist ein unsaub'rer Teufelsgeist,

Und darf für namenlose Sünden
Des Himmels süße Ruh nicht finden!" —
Ob Petrus wilder Redefluth
Gerieth in nicht geringe Wuth
Ein Landsknecht. „Wie," so fragt er resolut;
„Wie klagt ein großer Wolf, der selber
Doch Kühe fraß, und Schaf' und Kälber,
Des Raubs ein armes Füchslein an,
Das Hühner einzig pflegt zu fah'n?
Hast denn Du Glatzkopf schon vergessen,
Was Du getrieben hochvermessen?
Nein! Du hast Christum nie geliebt!
Hast Du nicht Meineid ausgeübt
An Deinem Gott und Herrn und Meister,
Gelogen dreist, wie wir, ja, dreister,
Und dreymal ihn sogar im Hui
Verläugnet? — Erzverstockter, Pfui!" —
„Gemach, gemach! Kein solch Gezeter!"
Sprach leis' und ganz verblüfft St. Peter:
(Denn hören dürfen solch Bezücht
Die Heiligen im Himmel nicht.)
„Ihr guten Freund' und lieben Brüder!
Kommt nur herein und rügt's nicht wieder!
Denn ich gelob's, so wahr ich bin:
Ich will an Sündern künftighin
Gelinderes Gericht beweisen.
Doch schweigt von meinem falschen Sinn,
Und laßt uns Gottes Langmuth preisen!
Herein, mit Abraham zu speisen!" — —
Ob's Gott bey Petrus Spruche ließ,
Weiß der Erzähler nicht gewiß.

# August und Virgil.

(S. Donatus in Vita Maronis.)

Virgil, der Dichter, besorgte zugleich
Augustus geliebteste Rosse;
Doch ward von diesem Gewerbe nicht reich
Des Kaisers Tafelgenosse:
Ach, er empfing, statt Silber und Gold
Wie Knechte, nur einige Brote zum Sold.

Ein muntres, doch schmächtiges, Pferd gefiel
Dem Herrn und dem Hofe vor allen;
Als Kenner jedoch weissagte Virgil:
„Bald wird es erkranken und — fallen."
Auch starb's. — Der Prophet, statt Silber und Gold,
Empfing nur mehrere Brote zum Sold.

Gern rieth und verschrieb er für und für
Zum Wohl Augustischer Pferde,
Und rettete manches Lieblings-Thier
Vor Schaden oder Gefährde;
Allein er empfing, statt Silber und Gold,
An Brot-Rationen erhöhten Sold.

Ob seinen Künsten verwunderte sich
August, und fragte, doch leise,
„Sprich, Maro! weß Erzeugter bin ich?
Nur fordr' ich klare Beweise."
Und Jener: „Wohl acht' ich: ein Bäckers-Sohn,
Denn immer gibst Du ja Brote zum Lohn.

Der Kaiser verzieh dieß Rachewort,
Begabt' ihn mit Broten nicht länger,
Nein! reichte Silber und Gold hinfort
Dem Rosse-Galen und Sänger,
Der ihn aus dankbarem Herzensdrang
In seinem unsterblichen Liede sang.

## Die Gleichnisse.

Lamorabakin,
Stolz in wildem Sinn,
König der Tartaren,
Schrieb Lazarra zu:
„Willst die Vestung Du
Länger noch bewahren,
Sieh! wie Hirs' in diesem Sack
So unzählig müßte strack
Dich mein Kriegsheer überfallen;
Wehe Dir und Allen!"
Doch mit kaltem Sinn
Schrieb Lazarra hin:
„Tauben, Gäns' und Hühner
Fraßen all zu Hauf,
Was Du sandtest, auf;
Zeuge war Dein Diener;
So wird Deine Heeresmacht,
Kommst Du stolz und unbedacht,
Von uns Wenigern gefressen.
Mögst es wohl ermessen!

---

## Uthals Lied.

(Frey, nach Walter Scott.)

Du ferne Braut auf weicher Lagerstätte!
Die rauhe Haid' ist diese Nacht mein Bette,
Des Hauptes Hülle Farrenkraut,
Mein Schlummerlied der Wächter Zeichenlaut,
Fern von der Lieb' und dir, Sophie!
Doch Morgen Abend wird sich's besser fügen.
Auf blutbespritztem Felde werd' ich liegen,

Und, o mein süßes Mägdelein,
Mein Vespersang wird — Deine Klage seyn,
Die immer mich erweckt, Sophie!

Ich will nicht, darf nicht mir den Kummer malen,
Der trüb' umdunkelt Deiner Schönheit Strahlen;
Ich will und darf nicht denken heut'
An Deiner Liebe feierlichen Eid',
Und was er mir verhieß! Sophie!
Kein weibisch Heimweh ziemt dem Waffenfreunde.
Denn wenn dein Uthal einstürmt auf die Feinde,
Dem straffen Bogen gleichen muß
Sein Herz, dem freien Pfeil sein rascher Fuß,
„Sieg oder Tod!" sein Ruf: Sophie!

Sie kommt, die Zeit unsäglicher Gefühle:
Denn wenn ich fall' im wilden Schlachtgewühle,
Gibt leise stammelnd noch mein Mund
Ein „Leb', o lebe wohl, Sophie!" kund,
Und sterbend denk ich Dein, Sophie;
Doch wenn das Vaterland wir singend grüßen
Wie paradiesisch mag der Abend schließen,
Wenn dich dein Uthal wieder sieht!
Die Finken trillern dann ein Hochzeitlied
Der jungen Braut und mir, Sophie!

---

## Liebesprobe.

(Aus dem Fabliaux et Contes etc.)

Drey Ritter zogen in fremdes Land;
Sie baten all' um ein Liebespfand
Dich, Schönste der Schönen, Blandine!
Du liebtest Hugo, den Jüngsten, sehr;
Allein du versagtest der Helden Begehr
Mit kalter verstellter Miene.

Doch sandtest Du stille zum Ersten hin:
«Liebt Ihr mein Fräulein, und wollt Ihr zieh'n
«Mit der Kreuzfahrt wohl in die Fremde,
«So werfet von dannen die Rüstung von Stahl,
«Für die Herrin zu kämpfen überall
«In diesem linnenen Hemde.»

Er sann nicht lang, und ergrimmte: «Nein,
«Ich mag nicht der Grausamen Opfer seyn!»—
Ein Gleiches entbot der Zweite.
Doch Hugo, liebend und ritterlich,
Schmückt flugs mit linnenem Hemde sich,
Als wär's die köstlichste Beute.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht,
Ein Sieger mit rühmlichen Wunden,
Zurück nun kam er, voll Liebesweh,
Auf blutigem Hemd' ein Purpur-B.,
Sein getreues Herz zu bekunden.

Doch sandt' er den wackersten Knappen voran.
«Wo ist Hugo, der vielgeliebte Mann.
«Umthan mit dem linnenen Hemde?»
Hier sendet er's, buntgefärbt von Blut,
Als Zeugniß für seinen Rittermuth.
Ihn geleitete Gott in der Fremde.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht.
Doch ist sein gerechtes Verlangen,
Ihr entschlösset aus Gegenlieb' Euch nun,
Dies blutige Hemd stracks umzuthun
Und die Ritter darin zu empfangen.

Sie fand sein Verlangen nicht keck, nicht fremd,
Sie schlüpfte freudig in's blutige Hemd,

Und empfing so den Hochbeglückten.
Sie bot verschämt in dem Ritterkreis
Ihm den Ehrendank, Ihm den Minnepreis,
Bot Hand und Herz dem Entzückten.

---

## Iduna und Guido.

Hört Ihr den tobenden Orkan?
Der Eichwald kracht, die Vögel fliehen.
Seht Ihr vom nahen Hochgebürg
Gewitter droh'n und Blitze glühen?
Des wilden Stromes Allmacht wuchs,
Und lauter donnern seine Wogen.
Auch kommt die Schneelauwine bald.
Vom höchsten Fels in's Thal geflogen.
«Was hält, Iduna, dich zurück?
«O komm, mein Leben, mein Entzücken!
«Im Schatten jenes Fichtenbaums
«Sollt' uns die Liebe neu beglücken.
«Nein! falsch, Iduna, bist Du nicht!
«Doch Langentfernten ahnt kein Gutes.
«Mich schreckt die doppelte Gefahr,
«Ach, des Orkans und Wankelmuthes.
«Was seh ich dort?— Ist Sie's, Ja, Du
«Von Fremdlingsarmen kühn umschlungen.
«Nie steigst Du mehr für mich herab!
«Dem Nebenbuhler ist's gelungen.
«Er sterbe, Falschheit, oder ich! —
«Die rächerischen Wogen — Wehe!
«Sie nah'n!— O Liebestrunkenheit!
«Du hörst nicht des Verderbens Nähe!
«Es ist gescheh'n! — Der wilde Strom,

„Vom Schneesturz plötzlich angeschwollen,
„Durchriß den schwachen Uferdamm.
„Wie furchtbar des Geflutbes Rollen!
„Der Rückkehr Hoffnung ist dahin:
„Der Tod will euch im Strome betten. —
„Vergessen sey dein Frevel! — Sieh
„Ich komm', Iduna, dich zu retten."
Und muthig stürzt der edle Hirt
Hinab in's schäumende Getümmel,
Siegt, rudert mit der lieben Last
Zum sichern Bord und dankt dem Himmel;
Da mahnt ihr Wink, und Seufzer ihn,
Auch ihren Liebling zu befreyen;
Er eilt und schwimmt und hilft und trägt,
Den Feind zu seiner Ungetreuen.
Des Retters ungedenk, versucht
Iduna, noch gequält von Schrecken,
Durch Liebeswort, und Hauch und Kuß
Den Todesschläfer nur zu wecken.
Er schlägt die Augen dankbar auf:
„Wo ist der Retter uns'res Lebens?"
Iduna hört's beschämt, und blickt
Voll Zärtlichkeit umher — Vergebens.
Der treue Guido sucht' und fand,
Im Strom das Ende seiner Leiden.
„Lebt wohl!" so rief er, und verschwand,
Und starb, gerecht beweint von Beyden.
Dort wo die Fluthen ungezähmt
An den bemoosten Stromfels schlagen,
Hört in der Geisterstunde Grau'n
Der Pilger oft ihn zärtlich klagen.

## Die Todtenglocke und des Bräutigams Klagen.

(Frey nach dem Englischen.)

Mein Liebchen, lebe wohl!
Auf ewig nun Ade!
Nun ruf' ich schwermuthsvoll,
Verlassen, immer Weh!
Die Todtenglocke donnert mir
Die Trauerkunde: Todt!
Ich pflanze noch zu Häupten Dir
Ein Blümlein rosenroth.

Für Minna, jung und traut,
Stand Bett' und Leinwand schön.
Statt in's Gemach der Braut,
Muß sie zu Grabe geh'n.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Ihr Junggesellen, tragt
Der Holden Bahre fort!
Weint ob dem Engel, klagt
Und wanket stumm von dort!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Blickt, Jungfrau'n, schmerzerfüllt
Auf Ihren Sarg hinab,
Bis Scholl' um Scholle hüllt
Der hochgeliebten Grab!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Von ihrer Bahre wink'
Ein frischer Brautkranz her:
Die Schöne, froh und flink,
Und liebend — ist nicht mehr!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Der Edeln Leichnam sey
Mit Bändern reich geziert!
In schwarzer Liverey
Entwank' ich tiefgerührt.
Die Todtenglocke donnert mir 2c. 2c.

Auf ihrem Grabe soll
Ein Blumengärtchen blüh'n.
Von meinen Thränen wohl
Bleibts unverwelkbar grün.
Die Todtenglocke donnert mir 2c. 2c.

Statt Farb' und Bildnerey
Von Künstlern, noch so fein,
Grab' ich ihr Konterfey
In meines Herzens Schrein.
Die Todtenglocke donnert mir 2c. 2c.

Ich will die Grabschrift Ihr
Zu spätem Denkmahl weih'n:
Die Schönste grub allhier
Der treuste Schäfer ein.
Die Todtenglocke donnert mir 2c. 2c.

Schwarz soll mein Sonntagskleid,
Schwarz mein Alltagskleid seyn! —
O der Verlassenheit!
Grabt mich zu Ihr hinein.!
Die Todtenglocke donnert mir 2c. 2c.

---

## Blondino und Fedora.

Blondino schlich zum Liebchen
In Kurd's von Olby Haus,
Und mit dem ersten Flimmer
Des Morgenlichts heraus.

**Einst ward vom Grafen Olby**
**Durch Ausruf kund gemacht:**
„Mir stahl viel edle Steine
Ein Dieb in jüngster Nacht.“

Drey biedre Nachbarn zeugten:
Herr Graf, aus Eurem Haus,
Wir schwören, schlich Blondino
Um's Morgenroth heraus.

Der Jüngling stand, ergriffen,
Gefesselt, vor Gericht
Da rief er, freyen Muthes:
„Bey Gott, ich that es nicht.“

Bedroht gestand er endlich
Den Diebstahl schuldlos ein:
Denn seines Liebchens Ehre
Blieb so von Makel rein:

Sag' an, wo ruh'n die Schätze? —
Er schwieg, er wußt' es nicht.
Zum Kerker mußt' er wandern
Und hieß ein Bösewicht.

Nun trat beschämt Fedora
In den Gerichtsaal ein,
Und sprach: „Von solchem Frevel
Ist mein Blondino rein.“

„Er schlich — ich darf's nicht hehlen —
In stiller Nacht zu mir;
Denn heimlich, seit zwey Monden,
Sind Anvermählte wir.“

„Hier schriftlich die Beweise!“ —
Doch sein Geständniß? — „Trug!
Befreyt ihn! mein zu schonen,
Ach, litt er schon genug.

Des wackern Jünglins Unschuld
Ward feyerlich anerkannt.
Fedora! Doch Dein Vater?
Gestattet er dies Band?

Hoch staunte Kurd von Olby;
Gerührt bezwingt er sich,
Verzeiht dem edlen Paare
Und segnet's väterlich.

Bald ward sein Eisenkästchen,
Voll edler Stein', entdeckt,
Und an dem Missethäter
Das Strafgericht vollstreckt.

---

## Harfner Patrik.

Wie blühten Shannons Hügel!
Wie liebte Clara mich!
Kein froher Bursch' in Irland
War glücklicher, als ich.
Wohl glich an heitrem Spiele
Kein Harfenschläger mir
Und mich geleitet immer
Mein guter Hund Osir.

Als ich zuletzt, gezwungen,
Von meiner Clara schied,
Rief sie, die Augen trocknend,
Voll Kummer im Gemüth:
«O, denke Deiner Clara,
Mein Patrik! fern von ihr,
Und warm sey Dir empfohlen
Dein guter Hund Osir.»

Mein guter Hund war freundlich,
Zuthunlich stets und treu;
Er liebte mich unsäglich,
Trotz meiner Armuthey.
Und stießen rohe Leute
Mich herzlos von der Thür,
Doch blieb ein Freund mir immer,
Mein guter Hund Osir.

Und war der Weg zu dunkel,
Und war die Nacht zu kalt,
Und Pat nebst seinem Hunde
Allmählich matt und alt.
Wie lagen eingewindelt
Im grauen Mantel wir,
Wie leckte mich so dankbar
Mein guter Hund Osir.

Stack auch im Bündel wenig,
Ich dachte sein, ich gab;
Schlug nicht die letzte Kruste
Dem stummen Bettler ab.
Am kältsten Wintertage
Starb er zu Füßen mir,
Und Harfe scholl und Klage:
Mein armer Hund Osir!

Wohin jetzt, blind verlassen,
Osir, ach! ohne Dich?
Wohl Niemand leitet fürder
So treu, so liebend mich!
Zu meiner süßen Heimath,
Zu Clara, fern von hier,
Kann nimmer mich geleiten
Mein guter Hund Osir.

## Die Gebete.

### Nach Bacha Amed Ben Mahomed.

Kaum hatten ausgedonnert Hochgewitter
Und Meerorkan, so rief ein frommer Türke:
„O Wunder! Meine Freunde! — Himmelsthau
Fühl' ich auf meinem Turban. Unser Schiff —
Ganz nahe war's dem Untergang. Ich flehte
Zu Mahomed, dem einzigen Propheten:
Hilf! und er kam. Die Nebel neigten sich,
Die Blitze floh'n, die Erde zitterte,
Das Meer ist ruhig, stumm der Wirbelwind."

„Entsage Deinem Wahn!" rief ein Chinese;
„Ich nahm des Hochgewitters kaum gewahr,
So betet' ich zu meiner Reis'=Pagode:
Der Wogen Wuth zu bändigen. Umsonst!
Ha! da gerieth ich selbst in Wuth, und schlug
Und züchtigte so lange die Pagode,
Bis sie dem Meere Still' und Ruhe gab."

„Du irrst ja selbst," begann ein Otaheite.
„Nein! Weder Du noch Er — mein Hund allein
Hat uns der tödtlichen Gefahr entrissen.
Ich warf ihn opfernd in den Ocean,
Und rief dem Sturme zu: Da! zur Versöhnung
Nimm meinen Hund! — Seht nun den heitern Himmel!
Die Spiegelfluth! — Dankt Alle mir die Rettung:"

Ihr blinden Sterblichen! In Eurem Beten
Wie stolz, und doch in Eurem Stolz wie schwach!

## Das arme Mädchen.

### Frey nach Alexis Soumet.

Ich floh den Schlaf, mir so kärglich gespendet,
Der niemals holde Träume mir sendet.
Ich klomm das düst're Gebürg empor,
Und kam der Sonne Strahlen zuvor.

Der junge Vogel im dichten Flieder
Singt der Natur Erwachen Lieder;
Sein Mütterlein bringt ihm Speise dar.
Gerührt ersah ich's und weinte gar.

Warum, ach! muß ich der Mutter entbehren?
Kein Hegen und Pflegen! Kein Lehren und Nähren!
Der junge Vogel ist neidenswerth:
Da wohnt er, da wird er aufgenährt.

O wehe mir! — Nichts ist mein hienieden!
Mir ward selbst keine Wiege beschieden.
Ich lag als ein Findelkindlein hier
Auf diesem Stein an der Kirchenthür.

Ich mußte der Eltern Huld vermissen,
Verbannt von ihren Blicken und Küssen.
Und nahe des Thales Kindern ich,
Grüßt Freundin, Schwester nicht Eine mich.

Nie bin ich Genossin der Abendspiele,
Mich ladet kein Hirt zum Sitz in der Kühle.
Sie schaukeln die Kleinen wohl auf den Knie'n.
Kein Wink, kein Lächeln wird mir verlieh'n.

Ich wallte zu dieser Bergkapelle
Und weinte schmerzlichen Dank auf der Schwelle,
Weil da nur allein ein Obdach ist,
Das vor mir Fremden sich nie verschließt.

Mich läßt der alte Stein nicht von dannen,
Wo meine Leiden zuerst begannen.
Hier weinte vielleicht die Mutter? — O nein!
Nicht eine Spur auf dem kalten Stein!

Vergebens betracht ich der Gräber viele
Auf diesem friedlichen stummen Asyle:
Ich armes Mädchen bin unbekannt,
Bin hier, wie überall, Keinem verwandt.

Bey den Thränen, die vierzehn Lenze mir fließen,
Fern von den Armen, die mich verstießen!
O komm! Sey Mutter! — Ich harre Dein,
Die Du mich verließest, auf diesem Stein.

---

## Kempion.

(Nach Scott.)

„Herbey, herbey! Du, froh und frey,
Mir zu Füßen beuge Dich nur!
Das traurigste Schicksal wartet Dein,
Was noch nie die Schönheit erfuhr!"

„O Drangsal drohet Dir ohne Maß,
Eh über die Salzfluth Du schwimmst,
Und schwereres Drangsal ist Dein Loos,
Wenn Du Estmers Gestad erklimmst!"

„Dich wandl' ich zum wildesten Unthier um,
Und verschoben Erlösung ist,
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Am Ufer Dich dreymal küßt."

Ach, Drangsal drohet ihr ohne Maß,
Eh über die Salzfluth sie schwimmt,
Und schweres Drangsal ist ihr Loos,
Da sie Estmers Gestad' erklimmt.

Sie wimmerte stets von Kempion,
Sie rief den Wackern zu Hand,
Und die Mähre gelangte zu Kempion:
Ein Unthier wimmert im Land.

Bey meinem Eide! sprach Kempion:
Ich eile, dies Unthier zu seh'n.
Ich schwöre freudig, rief Segramour,
Mit Dir, mein Bruder, zu gehn.

Sie wählten zum Rudern über die See
Ein Fahrzeug kostbar und gut,
Und gewahrten eine Meile vom Strand
Rings purpurfarbige Gluth.

«Flott bleibe das Fahrzeug, Segramour,
O nahe dem Strand nicht zu sehr.
Das Unthier hüllt, wahnsinnig und wild,
In Feuer noch Land und Meer.»

Er spannt den Bogen, er auget den Pfeil
Nach ihrem Haupt, und er droht:
«Verlässest Du Drache nicht das Land,
Ich schieße fürwahr Dich todt.»

«Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küsse mir reicht am Bord.»

Er neigte sich über den steilen Strand
Und reicht' ihr nur Einen Kuß.
Das Unthier kroch hinweg und zurück
Mit neuem furchtbarem Gruß:

«Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küsse mir reicht am Bord.»

Er beugte sich über Esmers Strand,
Gab zweymal den Friedenskuß.
Das Unthier kroch hinweg, und zurück
Mit neuem furchtbarem Gruß:

„Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küsse mir reicht am Bord.“

Er beugte sich über den steilen Fels
Und reichte der Küsse nun drey.
Das Unthier floh, und ein Fräulein kam,
Liebreizend, froh und frey.

„Bey meinem Eide, mein Treulieb ist's!“
Ertönte sein Jubelruf;
„Doch trug im Busen ein Herz von Stein,
„Wer solches Elend Dir schuf.“

„Sprich! that es Wehrwolf im Zauberwald?
Meerfräulein in blauer See?
Oder schuf ein Mann, oder schuf ein Weib,
Treulieb, Dir so hartes Weh?“

Mein Freund! Kein Wehrwolf im Zauberwald
Meerfräulein nicht in der See,
Nein, meine böse Stiefmutter thats.
Sie strafe nun Ach und Weh!

„Ja, Treulieb, Unheil ergreife sie nun,
Wie der Hexen bösseste nie.
Lang sollen ihr wachsen Haar und Zahn
Und auf Viere krieche nun sie!“

„Und Niemand erbarme der Teufelin sich
Und sie heul' in dem Forst ihr Weh,
Und werde nun und nimmer erlößt,
Biß Mungo kommt über die See!“ —

Und machtlos stöhnte die Hexe nur:
„Nie werd' ich erlös't! Mir graut!
Doch Kempion, des Königes Sohn,
Heim fährt mit der liebenden Braut."

---

## Braun Adam Schmidt.

Aus Brown's „Collection".

Wer möchte wohl grüner Blätter Fall
Ersehnen und Sturmgewüth?
Und wem gefiele vor Allen nicht
Zum Lieben Braun Adam Schmidt?

Und doch verbannten Braun Adam sie
Aus Vater- und Mutter-Schooß,
Und dennoch rissen Braun Adam sie
Von Schwester und Bruder los.

Und doch verbannten Braun Adam sie,
Des Stammes wohl Blüth' und Stolz.
Da bezog mit seinem Treulieb er
Ein Häuschen im grünen Holz.

Einst fiel es auf einen Sommertag,
Braun Adam bedachte sich lang,
Und thät, zu jagen im grünen Wald
Nach Beute, nun einen Gang.

Er schlang den Bogen sich über'n Arm,
Nahm Bolzen und Pfeile lang,
Und ging nach dem holzwildreichen Forst
Mit Freudigkeit raschen Gang.

Und er schoß hinauf und er schoß herab
Den Vogel aus Eichengrün;
Er sandt' ihn seiner Liebsten nach Haus
Und empfahl ihr heiteren Sinn.

Und er schoß hinauf und er schoß herab
Den Vogel vom Blüthenast;
Und er sandt' ihn seiner Liebsten nach Haus:
„Bis Morgen bin ich Dein Gast."

Und als an die halb geöffnete Thür
Er kam beutlustig zu steh'n,
Da hört er von falschem Rittersmann
Versuchen sein Treulieb schön.

Hellblinkend, für manches Pfund erkauft,
Dreht einen Goldring er um:
„O Holde, gib Lieb' um Liebe mir!
„Dann ist er Dein Eigenthum."

Sie sprach: „Ich liebe Braun Adam sehr,
Und schwöre, sehr liebt er mich.
Ich gäbe Braun Adam Liebe nie
„Für einen Versucher, für Dich."

Nun wies er eine Börse, gefüllt
Bis oben mit Gold so fein.
„Gewähre mir Lieb' um Liebe, mein Kind!
„Dann soll sie Dein eigen seyn.

Sie sprach: „Sehr liebe Braun Adam ich,
Und schwöre, mich liebt er sehr.
Mich gewinnst Du zum Kebsweib nie,
Und bötest Du tausendmal mehr!"

Nun zog er sein langes funkelndes Schwert
Und flackerte drohentlich:
„Gewähre mir Lieb' um Liebe stracks,
„Weib! oder ich tödte Dich."

Sie stand unbeugsam, und lispelte nur:
O zeigte Braun Adam sich!
Da stürzte Braun Adam herein und rief:
„In Nöthen bin ich zu Hand!“

Dem Ritter nahm er den Bogen gut,
Dem Ritter nahm er gewandt
Sein Schwert, und noch ein theures Pfand:
Vier Finger der rechten Hand.

## Esthnisches Liedchen.

„Darf dein Jörru kommen?“ —
„Heute, Jörru, nein!
Aber morgen, Liebster,
Bin ich ganz allein.

Noch ist von Verwandten
Heut ein Kreis um mich. —
Schlankes holdes Bäumchen!
Morgen zeige Dich!

Wenn der Frühthau schimmert,
Wenn der Käfer schwirrt,
Hüpf' ich dir entgegen
Dort, wo Lämmchen irrt.

Komm zum Rasensitze
Dann im kühlen Hain!
Laß uns küssen, Jörru!
Laß uns glücklich seyn!

## Nach Dunkel Sonnenschein.

Noch weint sie bitterlich,
Jedoch ermannt sie sich.
Sie fühlt, daß hartgetäuschte Liebe,
Wenn sie der Trauer Sclavin bliebe,
Ihr Leben mählig untergrübe.

Zur Nebenbuhlerin
Zog Habgier Waltern hin.
Sie muß das niedre feile Trachten
Des frechen Meineids ja verachten,
Für Gold sein Daseyn zu verpachten.

Zwar bringt der Hirten Schaar
Ihr Huldigungen dar;
Doch sie entsagt dem leichten Siege,
(Ob Lieb' auch Alles überwiege)
Damit kein Zweyter sie betrüge.

Allein, was doch Ihr fehlt,
Ein Freund ward auserwählt,
Der jugendlich und zart empfindet,
Und, nie von Sinnenlust entzündet,
Mit Weisheit Frohmuth schön verbündet.

Franz ist, was Jener schien.
Die Schwermuth floh dahin,
Und schon im zweyten heitern Jahre
Führt glorreich der Unwandelbare
Die liebe Braut zum Hochaltare.

## Wallers Abentheuer.

O wie selig waren
Mein Orest und ich!
In den Jugendjahren,
Gold'ne Zeit für mich!

Gott! Ich dachte freudig:
Ewig bleibt es so.
Alter, o wie leidig!
Dein Orest entfloh!

Nimmer kehrt die Jugend! —
Freundschaft, was sie spricht,
Uebt nur Zungentugend,
Herzenstugend nicht.

Noch die Brust voll Feuer,
Liebt' ein Mädchen ich.
Süßes Abentheuer!
Und Sie liebte mich.

Was ich daurend glaubte,
Ihre Treue schwand.
Ach, ein Lüstling raubte
Bald mir Herz und Hand.

Nimmer kehrt die Jugend.
Liebe, was sie spricht,
Uebt nur Zungentugend,
Herzenstugend nicht. — —

Auf, ihr Bücherschränke!
Seyd willkommen mir!
Treuer Hund! Ich schenke
Freundschaft, Liebe Dir.

## Eheliche Treue.

**Anekdote aus den Zeiten der Französischen Revolution.**

Marschall von Mouchy wird zur Schreckenszeit
Frech angeklagt und schuldlos eingekerkert.
Freywillig folgt die treue Gattin nach.
Der Häscher staunt und warnet freundlich: «Dein
Ward im Verhaftbefehle nicht erwähnt.»
«Ist mein Gemahl verhaftet, bin ich's auch,»
Antwortet die Geliebte, Hochgesinnte.
Nun wird zum fürchterlichen Tribunal
Er fortgeschleppt, und sie geleitet ihn.
Der öffentliche Kläger stimmt herab
Den barschen Ton: «Du bist ja nicht gefordert.»
«Ist mein Gemahl gefordert, bin ich's auch,»
Nun wird sein Todesurtheil ausgesprochen,
Und sie besteigt mit ihm den Todeswagen.
Des Richtbeils Meister spricht die Edle frey.
«Ist mein Gemahl verurtheilt, bin ich's auch,»
Antwortet die bis in den Tod Getreue.
Der Gatte stirbt und freudig sie mit ihm.
Der Wehmuth stille Thränen weiht das Volk,
Selbst das Gericht der treuen Dulderin.

---

## Ximenay und el Cid.

**(Frey, nach einer alten Spanischen Romanze.)**

Mit Ximena Gomes fey'rte
Sieger Cid die Hymenäen;
Aber bald zu neuem Streite
Lockt ihn ritterliches Sehnen.
Traurig stand die Holde schweigend;
Ihrem Aug' entrollten Thränen
Also sprach von Herzeleide,
Lieb' und Trennung sie zum Helden.

O Mißgeschick! o namenlose Leiden,
Wenn Ruhmbegier die Brust des Gatten schwellt!
Die Dörferin ist zu beneiden:
Ihr Auserkorner ist nicht Held.
Und muß er ferne, trotz der Sonne glühen,
Dem Weinbaum sich, dem rohen Acker weih'n,
So schläft er nach des Tages Mühen,
An Liebchens Busen fröhlich ein.

Die Hochbeglückte fern von Sorg' und Kummer,
Erschreckt kein Schlachtgewühl im Traumgesicht,
Und würde sie geweckt vom Schlummer,
Dem holden Liebling zürnt sie nicht.
Sie reicht ihm mütterlich des Busens Labe;
Sie lullt mit Kuß und Lied ihn nächtlich ein,
Ihr Anvermählter und ihr Knabe
Sind ihr die beste Welt allein.

Sie ziert am Sabath sich mit jenem Kleide
Das einst als Brautgeschenk ihr alles galt.
Aus ihren Augen strahlt die Freude;
Sie scheint nur fünfzehn Sommer alt.
Sie scheidet vom geliebten Sohn mit Küssen,
Sie wandelt fromm zum Gotteshause hin,
Und Abends, all ihr Glück zu wissen,
Erzählt sie's gern der Nachbarin.

Auf sein Schwert gelehnt, gerüstet
Hörts der edle Cid beklommen,
Und von tiefem Schmerz ergriffen,
Spricht er also zu der Holden:
Fasse dich, Ximena, Liebe!
Unsre Herzen beyde sollen
Nach Verein nicht lange glühen;
Denn ich seh', ich sieg', ich komme.

---

## Der kleine Theodor.

Ein Knabe stand am Strome
Verlassen, traurig da.
Todt Mütterlein, und Vater
Weit in Amerika.

Sanft hub des Stromes Nixe
Ihr schönes Haupt empor,
Und voll Erstaunen weilte
Der kleine Theodor.

«Ich hörte Deinen Jammer,»
Sprach sie mit süßem Ton,
«Und will Dir Trost verkünden.
Komm näher! Muthig, Sohn!»

«Die Du vermissest, wohnen
Tief im Palast bey mir;
Sie leben wie die Götter
Und sehnen sich nach Dir.» —

Wie brausen Wog' an Woge!
Tief unten ist der Tod. —
«Hörst Du die Mutter rufen?
Sey folgsam, eh sie droht!»

«Ich trag' auf meinen Armen
Dich unversehrt hinab.» —
Zu Mütterlein! Mit Freuden!
Er stürzt in's Wellengrab.

Ein Reiter hört das Knäbchen
«Oh weh!» und «Hülfe!» schrey'n,
Sieht mit der Fluth es ringen
Und spornt sein Roß hinein.

Er faßt es noch am Kleide;
Es athmet wieder — lebt!
Wie dankbar es die Händchen
Empor zum Fremdling hebt.

„Trieb Dich Verzweiflung? Rede!
Bist Du verwaist?“ — — Ach, ja!
Todt Mütterlein, und Vater
Weit in Amerika.

„Sein Name?“ — Rudolph Wacker.
„Und in Amerika
Wie lange schon?“ — Fünf Jahre! —
„Gottlob! und wieder da!“

„Mich sandte wohl Dein Schutzgeist
Mit Reichthum über's Meer.
Dich Theodor, zu retten,
Dein Glück zu gründen, her.“

„Komm zu der Mutter Grabe!
Dort schwör, ihr gleich zu seyn.
Wir setzten der Geliebten
Den schönsten Leichenstein.“

---

## Fernando's Liebe.

Voll Ahnung schied Fernando
Von Emma, seiner Welt.
Wie nahe die Vermählung!
Wie froh der junge Held!
Da riefen Schlachtdrommeten
Ihn auf der Ehre Feld.

Er opfert ohne Schonen
Für's Vaterland sein Blut.
In feindliches Geschwader

Fleugt er mit Leuenmuth,
Damit sein Lob sich preislich
Kund seiner Emma thut.

«O Wonne,» ruft im Zelte
Fernando hochbeglückt,
«Wenn bald mit Ehrennarben
Gezeichnet, wenn geschmückt
Mit Deinem Orden, König,
Schönliebchen mich erblickt!»

Da schreckt ihn schwarzgesiegelt
Vom Heimathort ein Brief.
Die falsche Todesbotschaft
Ergriff den Engel tief.
Sie härmte sich, sie brannte
Zu sterben und — entschlief.

Von Qualen überwältigt,
Stumm saß Fernando da.
Nun klingt die Schlachtdrommete,
Und jubelnd ruft er: «Ja!
Gott will mich Ihr vereinen.
Das Wiedersehn ist nah.»

Er achtet Bajonette
Und Feuerschlünde nicht.
Die Feinde weichen, staunend,
Doch kämpfen heißt sie — Pflicht,
Bis unter'm Ausruf: Emma!
Das große Herz ihm bricht.

Er hielt in kalter Rechte
Noch der Verlobten Bild.
Sein Antlitz schien von Freude
Des Wiederseh'ns erfüllt. —
Ihr seyd vereint auf ewig
In himmlischem Gefild.

## Reue.

Bald seh' ich in trüben Schimmern,
Bald hör' ich die Holde wimmern,
Die ich verführt' und verließ.
Bald zeigt mir der Arge
Mein Söhnlein im Sarge,
Das ich verstieß.

Bald lachen zur Geisterstunde
Mir mit der Verzweiflung im Bunde
Scheuselige Larven zu.
Bald raunt's in die Ohren:
„Verdammniß! — Verloren!"
Mich flieht die Ruh.

Ich bin der Gesichte nicht Meister
Und weiß, daß die bösen Geister
Nicht außer mir, in mir sind.
Wohlan! Ich Verbrecher
Bin Richter und Rächer,
Geliebte! Kind!

Ich trotze dem grausen Geschicke,
Ich stürze hinab von der Brücke;
Der Strom sey mein Grab.
Umsonst, daß ich flüchte! —
Ihr neuen Gerichte
Laßt dort nicht ab!

Doch Nemesis waltet,
Und schrecklich entfaltet
Die Ewigkeit sich.
Ich werd' in die Wogen
Hinuntergezogen!
Verloren bin ich!

## Vergebung.

Mein Kind ist todt.
Ich leb' in Noth
Und Schande.
Allein ich weine bitterlich;
Gedenk' der süßen Bande,
Verräther, und begrabe Dich
Am Strande.

Du hast gebüßt.
Dein Opfer ist
Das Leben.
Im Schatten hebt Dein Hügel sich.
Bald wohl ruh' ich daneben.
O möge Dir mein Gott, wie ich.
Vergeben!

---

## Der Tanz und die Freyer.

### Nach einem alten Münsterischen Volksliede.

Die Magd.

Frau, nach Hause sollt Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann ist krank.

Die Frau.

Ist er krank?
Gott Lob und Dank:
Noch der Tänzchen zwey bis drey!

Die Magd.

Frau, nach Hause sollt Ihr eilen
Und nicht länger weilen!
Euer Mann will beichten.

Die Frau.

Mag Er mit feuchten
Augen doch beichten!
Noch der Tänzchen zwey bis drey.

Die Magd.

Frau, nach Hause sollt Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann will sterben.

Die Frau.

Ich werd' ihn erben.
Laß ihn nur sterben!
Noch der Tänzchen zwey bis drey!

Die Magd.

Frau, nun müßt nach Haus Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann ist todt.

Die Frau.

Ist Er todt,
Thut Eile nicht noth.
Noch der Tänzchen zwey bis drey.

Die Magd.

Frau! Nun werdet Ihr heim doch eilen,
Und länger nicht weilen.
Freyer meldeten sich.

Die Frau.

Freyer für mich?
Wohl zwey bis drey.
Vor der Hand ist's mit Tanzen vorbey!

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

# Einiges über Lord Byron.

Von Caroline Stille.

Es war im Theater, erzählt ein Landsmann des berühmten Dichters, wo ich Lord Byron zuerst kennen lernte. Ich fand seine Gestalt von mittlerer Größe, seine Haltung gerade, seinen Bau regelmäßig, mit Ausnahme des einen Fußes, der um die Hälfte zu kurz war. Das ganze Bein ward dadurch der nöthigen Kraft beraubt, und er mußte es fast wie ein hölzernes gebrauchen. Stolz war der vorherrschende Ausdruck seiner Züge. Dunkelbraunes, wie es schien, mit Sorgfalt geöltes Haar lockte sich um sein farbloses Gesicht. Seine Augen waren hellgrau, und auf sehr eigenthümliche Weise rollend, als bewachten sie jede Bewegung aller Umstehenden, mit denen er sprach. — Der ungewöhnlichste Theil seines Anzugs war die Halsbinde. Sie bestand bloß aus einem schmalen Stück weißen Seidenzeugs, über das der Hemdkragen geschlagen war, wodurch er sich vielleicht ein geniales Ansehn zu geben strebte. Uebrigens trug er einen Rock von brauner oder blauer Farbe, und weiße sehr weite Russische Unterkleider mit breiten Riemen unter dem Fuß, um die Entstellung des seinigen so viel als möglich zu verbergen. Ohne eine goldne Uhr, mit reicher Kette und Petschaft, sah ich ihn nie; und wenn irgend etwas ihm verdrießlich

**oder beunruhigend war (was oft mehr als zwölfmal in einem Abend der Fall seyn konnte), so pflegte er den Schlüssel an dieser Uhr mit großer Schnelligkeit einige** Dutzendmal im Kreise herumzudrehen. —

Auch bey der Eröffnung des neuen *) Drurylanetheaters im Jahre 1812 sah ich den Lord. Die Comittee, deren Mitglied er bald nachher ward, hatte ihn um einen Prolog für diesen Tag gebeten, den schwerlich ein Anderer so liefern konnte wie er **). Er war bereit ihn zu geben, und ein beliebter Schauspieler sprach ihn. Gleich im Anfang kamen diese Verse vor:

„Die ihr mit Ehrfurcht saht den Flammengott
„Die rothen Schatten ob der Themse schütteln . . .

Ich vernahm sie gleich bey'm Eintritt, noch hinter der Scene, und sie regten mich zu einem leichten Tadel an, den ich bey näherer Bekanntschaft mit dem Verfasser, unverhehlt gegen ihn aussprach. Ich fragte ihn nämlich, ob er nicht das Wort „Wiederschein“ statt „Schatten“ hätte gebrauchen sollen, und ob ein Schatten eine Farbe haben könne? — „Allerdings kann er das!“ gab er mir lächelnd zur Antwort. Denken Sie nur an Wordsworth's Zeilen:

„Der Schwan, auf spiegelklarem See
„Schwimmt doppelt, Schwan und Schatten.“

„Da ist ein Schatten mit weißem Leibe, schwarzen Beinen und einem gelben Schnabel.“ — Daß ich mich durch diese Vertheidigung völlig befriedigt fühlte, will ich nicht

---

*) Das alte war ein Raub der Flammen geworden.

**) Die er treffliche Prolog, voll Dichtergeist und Darstellungskraft, findet sich in Lord Byrons kleinen Gedichten.

behaupten; doch hielt ich es für angemessen, das Gespräch über diesen Punkt fallen zu lassen.

Bald nach unserer ersten Bekanntschaft im Theater aß ich mit dem Lord bey Herrn Murray zu Mittag. Auch noch einige andere Herren waren zugegen. Lord Byron hatte damals den Plan, nach Persien zu reisen, und fragte den einen der Gäste, wie er sich zu dieser Reise auszurüsten habe. „Vor allem Andern“, erwiederte der Gefragte, „rathe ich Ihnen, Ihre Rockknöpfe abzuschneiden.“ (Er trug an dem Tage einen blauen Rock mit übergoldeten Knöpfen.) — „Und warum das?“ fragte der Lord weiter. — „Um Ihr Leben zu sichern. Ein Knopf von Tuch kann wohlbehalten aus Persien zurückkommen; ein übergoldeter gewiß nicht. Die Versuchung ist zu groß. Viele würden sich keinen Augenblick besinnen, um solcher Knöpfe willen Ihnen aufzulauern und Sie zu ermorden.“ — Vielleicht bewog dies den Lord, sein Vorhaben aufzugeben. — Bey Tische genoß er nichts, als etwas Fisch mit sehr vielem Weinessig. Als er nach dem Kaffee, den Ellbogen auf den Kaminbord, und den Kopf auf die Hand gestützt, am Feuer stand, trat ich zu ihm, und sagte ihm einige Worte über sein frugales Mittagsmahl. „Frugal war es allerdings,“ antwortete er; „aber der Hunger muß Alles thun: wer fett ist, hat eine ölige Wassersucht.“ — „Wie? und Ihre Mäßigkeit“... begann ich verwundert. — „Sie soll mir zur Magerkeit verhelfen“, unterbrach er mich. „Ohne Magerkeit kommt man zu nichts. Kein Mann von Genie war iemals fett.“ — Ich nannte ihm Johnson, Brattie, Gibbon. — „Das sind gelehrte Männer“, war seine Antwort; „vielleicht Männer von Talent,

aber keine Genie's." — „Was sagen Sie denn von David Hume?" fragte ich. — Lachend erwiederte er:

„Das fetteste Schwein in Epikurus Stall."

„Als ich noch ein Schulknabe zu Harrow war," fuhr er, sich umsehend und leiser sprechend, nach einer kleinen Pause fort, war ich wenigstens so stark, als Lord S. Von dieser schimpflichen Krankheit beschloß ich, mich zu befreyen; und verschaffte mir zu diesem Zweck, als ich nach London zurückkehrte, ein Paar Anzüge von Flanell, die mich vom Kopf bis zum Fuß bedeckten. So gekleidet stand ich zwey bis drey Stunden des Tags, während meine Diener mit Ruthenstreichen nach mir zielten.« — „Nun? und erreichten Sie Ihre Absicht?" fragte ich. — „Nur zum Theil," erwiederte er. „Ich gerieth in heftigen Schweiß, ward aber nicht so mager, als ich's wünschte. — Sie sahen, woraus heute meine Mahlzeit bestand. Nun, heute ist Sonnabend, vor dem Montag werde ich nicht wieder zu Mittag essen." — „Und wie wird Ihnen dabey der Sonntag vergehen?" fragte ich. — „Das Mittel, ihn ganz leidlich hinzubringen, ist schon in meiner Tasche," erwiederte er, zugleich eine Tabacksdose aus der Westentasche hervorziehend, und sie öffnend. Es waren mehrere kleine Rollen von einer schwarzen Substanz darin; doch konnte ich weder deren Bestandtheile noch deren Zweck errathen. — „Es ist präparirter Taback", sagte endlich der Lord. „Morgen werde ich grünen Thee zum Frühstück trinken, und dann um fünf Uhr einige dieser Rollen als Mittagsbrod käuen. Sie besänftigen den scharfen Magensaft, und befreien vom unangenehmen Gefühl des Hungers. — Ich sagte Ihnen, ich sey ehemals sehr stark gewesen; geben

Sie mir Ihre Hand: wie finden Sie mich itzt?" — So sprechend führte er meine Hand langsam an seiner linken Seite herunter. — „Ich kann jede Ribbe in ihrem Körper zählen", antwortete ich; und mit einer behaglichen Freude, die vermuthlich am schwererrungenen Ziel der Beharrlichkeit Lohn seyn mochte, rief er itzt: „nun wahrlich, das macht mich von ganzem Herzen froh!" — —

Jeder, der wie ich, ihn und Frau von Stael in der nämlichen Gesellschaft sah, hatte unverkennbar einen Stern zu viel gesehen. Frau von Stael sprach sehr viel, und nicht selten mit belehrender Ueberlegenheit. Das war Lord Byrons Sache nicht, deshalb fand man ihn fast immer still, wenn er mit ihr zusammentraf. Gegen ihre schöne Tochter würde er sich wahrscheinlich gesprächiger bewiesen haben, denn Frauenschönheit galt ihm viel; auch war, der Fehler am Fuß abgerechnet, seine eigene Erscheinung günstig. Ueber jenen Mangel äußerte er sich eines Abends selbst gegen mich, als man ihn in der Theatergarderobe zum Schiedsrichter über den Streit zweyer Balletttänzerinnen ernannt hatte. Beide Damen waren mit seiner Entscheidung unzufrieden, und stürmten zum Zimmer hinaus, gerade als ich hineintrat. „Wären Sie um eine Minute früher gekommen," sagte der Lord, „so hätten Sie in einer Sache, die den Tanz betrifft, einen entscheidenden Ausspruch von mir gehört. Seltsam genug!" fuhr er, auf den gelähmten Fuß herabblickend, fort — „einen Ausspruch über den Tanz, von mir, dem die Natur schon seit dem ersten Athemzuge verbot, auch nur den kleinsten Versuch in dieser Kunst zu wagen." — Es lag Verstimmung im Ausdruck seines Gesichts nach diesen

Worten, fast als habe er schon zu viel gesagt; und ein Schweigen, das uns Beide in Verlegenheit setzte, entstand auf einige Minuten. Sein Stolz schien die Mittheilung jenes wehmüthigen Gefühls nicht zu ertragen, das in der überraschenden Regung des Augenblicks sich ausgesprochen hatte.

## Sehnsucht.

(Nach dem Französischen.)

Es ruft im Thal und an der Quelle,
Im Hain, vom Zephyrhauch bewegt,
Am Baum, der ihren Namen trägt,
Lisette! ruft's von jeder Stelle:
Erinn'rung, hart und wonniglich,
Was willst Du noch? O lasse mich!

Wenn in dem Schatten dieser Bäume
Das Auge sich in Schlummer hüllt,
Dann schwebt heran ihr sanftes Bild;
O Schrecken! Bald entflieh'n die Träume:
Erinn'rung, hart und wonniglich,
Du bleibest noch? O lasse mich!

Wozu der Wahn, das eitle Sehnen?
Unsel'ger, Dich erhält Dein Leid!
Schwänd' es dahin im Lauf der Zeit,
Du riefst ihm nach mit heißen Thränen:
„Erinn'rung, hart und wonniglich,
Ach! komm zurück! Was fliehst Du mich?" —

K. Geib.

# Agrionien.

## Logogryph.

Wen das Ganze benennt? — Den Sänger romantischer Lieder,
Der Hesperiens Gold, Orients Blüthen und Duft,
Trug in Teutonische Au'n, und Scherz dem Ernste vermählet;
Aber sein Nam' enthält, was ich Euch melde sofort:

1.

Durch den begrünten Raum, wo Eichen rauschen und Föhren,
Zieh'n die Genossen der Jagd, wandelt der dichtende Geist.

2.

Häuser trennt sie, und Höf', und inn're Gemächer des Hauses;
Einst, wo Babylon prangt, war sie den Liebenden hold.

3.

Auf die Frage: Warum soll dies geschehen, warum nicht
Jenes? folge mit Grund dieses bestimmende Wort!

4.

In Verwunderung thun wir die Frag', in Schmerzen und Freude,
Aber die Antwort kann immer belehren uns nicht.

5.

Munter hüpft es im Hain, wenn Lenz beblümet die Auen,
Aber das donnernde Rohr schreckt es im herbstlichen Sturm.

6.

Regen treibet er wild von Süden und Kälte von Norden,
Spielt zuweilen auch sanft unter den Blumen des Thals.

7.

Viele geben das Wort; jedoch nicht allen vertraue!
Lügner täuschen mit ihm oft den biederen Mann.

8.

Göttlicher Schönheit Kampf sah einst der Phrygische Bergwald;
Manche der Deutschen Frau'n führen den Namen des Bergs.

9.

Jeder brauchet das Wort von allem, was irgend ein Ding noch,
Oder ein Geist, umschließt, eh' es getreten an's Licht.

10.

Dankbar feiern Ruthenia's Gau'n den Namen des Herrschers,
Welcher sein Volk vom Druck feindlicher Stämme befreit.

11.

Viel, was Schwingen bewegt in der Luft, und viel was auf Erden
Kriecht, muß treten aus ihm erst in das Leben hervor.

12.

Von den Wogen der See umrauscht, winkt Manches mit holden
Fluren, manches auch steht felsenumthürmet und nackt.

13.

Richter und Priester, beherrschet' er Israel, aber zu große
Huld bey der Söhne Vergeh'n stürzt' in's Verderben den Mann.

14.

Unter Dania's Sängern erhebt der Name sich ruhmvoll:
Auch, als lehrenden Geist, kennt ihn das rheinische Land.

15.

Mit dem strahlenden Morgen eröffnet ihn fröhlich das Mägdlein;
Mancherley Waaren in ihm häufet die regsame Stadt.

16.

Mancher nennet also' die eingeweihte Versammlung,
Den oft höher, als sie, weihte die Göttin Natur.

17.

Auf ihm wandeln wir hin, es trägt uns Blumen und Früchte;
Kehrend von stürmischer See, schauet es gern der Pilot.

18.

Flieht, ihr Hirten der Au'! Vom wolkenumgrauten Gebirge
Stürzt sie donnernd herab, breitet Verwüstung im Thal.

19.

Ihr und der Schwester Gemahl war Canaans heiliger Schäfer;
War sie, wie diese, nicht schön, hat sie doch Segen beglückt.

20.

Göttlich nahet der Schwan im Ambrosiadufte der Holden
Schlummer; herrlich entblüht ihr das Heroengeschlecht.

21.

Spärlich nur sind Blüthen der Lust; doch dieses geleitet,
Herz des Menschen, so gern dich bis zum Ende der Bahn!

22.

Freudig erschallt es zur goldenen Harf' apollischer Söhne,
Hellet die Stunden, und läßt Trost auch jenem erblüh'n.

23.

Wo sich dem Rittermuth Geist, Tugend und Ehre vereinen,
Hebt sich zur Würde der Mensch, eignet mit Recht ihm das Wort.

24.

Mit dem Osmanischen Heer rang kühn der greisende Führer,
Während auf Hellas Au'n Freiheit die Fahnen erhob.

25.

Krieg'rischen Reih'n erschallt zum Feuern das laute Befehlswort;
Rufen hört Ihr es auch, lenket der Schiffer an's Land.

26.

Liebliches Mädchen! sie kürzet Dir manche der einsamen Stunden,
Wenn Dein sinniger Fleiß munter am Stoffe sich übt.

27.

Finster wohnt er (so lehret ein Dichter) im Thale des Orkus,
Welcher mit Haß und Wahn oft das Leben vergällt.

28.

Dort, wo die Kaiserstadt hoch prangt in Nordens Gefilde,
Wallet der Strom, oft starrt eisiger Kälte die Fluth.

29.

Was noch in keiner Zeit geschah, in keiner gescheh'n soll,
Was sich gänzlich verneint, wird so immer benannt.

30.

Der aus Nubien strömt, und Libya's Ebne befruchtet,
Staunend erblickst Du an ihm Riesenmale der Zeit.

31.

Wird die Gabe gereicht, ein Ort bezeichnet, erwiesen,
Warum etwas geschah, spricht auch das Wörtchen sich aus.

32.

Den selbst Löwen verschont, der gottbegeisterte Seher,
Klärte der Zukunft Nacht einst in dem heiligen Traum.

33.

Was vom holden Geschlecht der Frauen, und was in der ganzen
Welt vom weiblichen Stamm, setzet das Wörtchen sich vor.

34.

Schön war Israels Tochter: ihr wurd' im benachbarten Lande
Schmach; da rächten sie wild ihre Brüder mit Blut.

35.

Orients hoher Verein benennt sich, wie Blüthen der Muse:
Kennt Ihr den Genius doch, der sie nach Westen verpflanzt! —

K. Geib.

---

## Charade.

An meinem ersten Sylbenpaar
Stellt schuldlos sich mein Drittes dar;
Mein Ganzes aber hängt am Dritten,
Und hat, nicht schuldlos, viel gelitten.

Fr. Haug.

Die Auflösungen im folgenden Bändchen.

---

Auflösung des Räthsels im siebenten Bändchen:
Schauer.
Auflösung des Logogryphs:
Rauch — Au — auch — Strauch.





